3 6105 115 523 651

Österreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Wien 1898.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.
In Commission bei Kubasta & Voigt.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

W. Pichler

Österreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Wien, 1898.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.
In Commission bei Kubasta & Voigt.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 10 1903

DB17
04
v.22

Österreich.

Von **José Baronin Schneider-Arno.**

Als Gott der Herr die Welt erſchuf,
Lud Er die Engel dazu ein.
Sie kamen auf des Schöpfers Ruf
Zu einem großen Stelldichein.

„Ich geb' Euch Stimme in dem Rath",
So ſprach der Herr zur Engelſchaar.
„Da Euer Wort wird gleich zur That,
Sprecht überlegt und laut und klar.

Was aus dem Chaos dann entſteht
Dahier und dort nach Eu'rem Sinn,
Was Ihr von mir Euch habt erfleht,
Darüber ſchwebt dann ſchützend hin."

Das Wort des Herrn leis verklang,
Und Stille herrſchte ringsumher,
Und jeder Engel tief verſank
In Schöpfungsträume inhaltſchwer.

Und Einer hub zu sprechen an:
„Ich möchte Berge schneeverhüllt,
Die Häupter ragend himmelan“ —
Sein Wunsch vom Herrn ward erfüllt.

Ein Anderer die Ebene pries
Und wollte flach sein ganzes Land.
Der Herr erfüllte ihm auch dies,
Ausstreckend seine Schöpferhand.

Und Dieser wünschte Feld an Feld,
Ein goldig wogend Halmenmeer;
Und Jener seine kleine Welt
Voll Blumen, Bäume früchteschwer.

Der bat um Flüsse für sein Reich,
Der wollte Seen tief und klar.
Ein Engel that den losen Streich
Und bat um eine Wüste gar.

Doch, als geschaffen war das Land,
Den Wunsch er schmerzlich gleich bereut.
Voll Mitleid in den Wüstensand
Oasen hat der Herr gestreut.

Erfüllt von nützlich ernstem Sinn,
Wollt' Äcker nur ein Engelein;
Ein andres mit vergnügter Mien'
Bat um die Rebe, um den Wein.

Daſs meerumschlungen sei sein Reich,
Bat Einer demuthsvoll den Herrn.
Und Wälder, grünen Domen gleich,
Die wollte noch ein And'rer gern.

Um reichen Gold- und Silberschacht
Ein blondgelockter Engel fleht —
Und Gott der Herr in seiner Macht
Erhörte jegliches Gebet.

Und so entstand die junge Welt,
Ward Land an Land und Meer gereiht,
Gerade so, wie er's gewählt,
Für jeden Engel lag's bereit.

Ein Erdpunkt nur im Weltenraum
Im Nebel noch ganz dunkel lag,
Ob auch am gold'nen Himmelssaum
Schon angebrochen war der Tag.

Da sprach der Herr: „Ihr Engel schaut,
Vollendet liegt die Schöpfung hier!
Euch allen sei sie anvertraut,
Behütet, schützet gut sie mir.

„Doch seht Ihr dort die Nebel schwer
Noch über jenen Erdstrich zieh'n?
Das ist mein Land, das ich, der Herr,
Nun lass' erstehn nach meinem Sinn.

„Was jeder von Euch einzeln hat,
Und was als gut ich auch erkannt,
Kommt dort, in jenem neuen Staat,
Vereint aus meiner Schöpferhand."

Und als Er sprach, mit einemmal
Der Nebel wich, der es verhüllt.
Und sieh' — der gold'ne Sonnenstrahl
Ein irdisch Paradies enthüllt.

Dort Berge eis- und schneebedeckt,
Hier Ebenen weithingestreckt.
Da goldig wogend Feld an Feld,
Und blumenreich die kleine Welt.
Und statt der Wüste dort die Haid
Im rosafarbigen Blüthenkleid.
Und Wälder hier und Bäche dort,
Und Seen am verborg'nen Ort;

Das Erz im dunkeln Schachte glüht,
Am Weinstock zart die Rebe blüht.
Es rauscht das blaue Meer am Strand —
Und segnend d'rüber Gottes Hand!
Entzückt die Engel staunen an,
Was Gottes Macht dahier gethan.
Sie singen Gottes Lob und Preis
Und regen ihre Schwingen leis,
Und jeder sanft die Flügel hebt
Und *seinem* Land entgegenschwebt.

Des Schöpfers Auge strahlend ruht
Noch lang' voll heißer Liebesgluth
Auf jenem schönen Erdenstrich,
Den Er erschuf so wonniglich,
Von seinen Lippen tönt es weich:
„*Ich segne Dich, mein Österreich!*"

Auf stillen Wegen im Wiener Wald.

Von **F. K. Barciocco.**

Um den Wiener Wald in topographischer und landschaftlicher Hinsicht gründlich kennen zu lernen, müßte man, unter den zahlreichen Behelfen, vor allem zu der schönen Studie greifen, welche weiland Kronprinz Rudolph in dem Werke: „Österreich in Wort und Bild", gewissermaßen als ein theures Gedenkblatt seiner Liebe und Begeisterung für das schönste oder jedenfalls bedeutsamste Waldgebiet seiner Heimat, niedergelegt hat. An der Hand dieses umsichtigen und kundigen Führers wird man den nothwendigen Überblick und Einblick in das vielverzweigte complicirte Berg- und Wald-Land gewinnen, welches, obwohl Anslaufer einer größeren Gebirgsmasse, doch einen abgeschlossenen, in mancher Richtung hoch originellen und überall anziehenden und interessanten Charakter aufzeigt. Nur für einen Theil der Wiener steht der Wiener Wald als ein deutlich umgränztes und geschlossenes Gebiet, als das „Reich der Wiener Sommerfrischler" auf der Karte und in der Tradition; ein großer Theil der Wiener aber will dem Wiener Wald nahezu keinerlei Gränzen zuerkennen und will ihn ausgedehnt wissen über den Schöpflberg hinaus bis in die schöne Wachau, oder gar über St. Egydi bis nach Maria-Zell.

Nicht etwa die Begehrlichkeit förderte solche Ansprüche, sondern die Liebe zum Heimatwalde, die alles was schön und groß ist, demselben einverleiben möchte.

Wer sich nicht zu den Anspruchsvollen zählen will, kann mit der Eisenbahnkarte in der Hand den Wiener Wald leicht umschreiben.

Wir fahren von Wien nach Leobersdorf, dann nach Pottenstein und Weißenbach; nach Altenmarkt; nach Wiesenfeld—St. Veith und nach St. Pölten. Nehmen wir den Rückweg über Herzogenburg und Tulu nach Wien, dann haben wir auch noch den Tulner Boden, ein schönes Stück Wald und Ackerland und Donau-Auen an den Gränzen des Wiener Waldes, mitgenommen.

Für die Wiener gibt es eine Haupteinbruch-Station in den Wiener Wald: die Westbahnstrecke.

Oder ist es die Südbahnlinie?

Die Zweifel in dieser Hinsicht könnten am Ende nur gelöst werden durch die Ausweise der Personenfrequenz der Eisenbahnen in der Sommerzeit und insbesondere an den großen Ausflugtagen. Die Entscheidung fällt bekanntlich zu Gunsten der Staatsbahnstrecke aus.

Die letztere begünstigt nämlich, abgesehen von einigen Hauptanziehungspunkten, den Ausfall der waldfreudigen Wiener nach der rechten und linken Seite und damit nach allen Himmelsrichtungen. Welcher Wiener kennt nicht die Stationen: Hütteldorf, Hacking, Mariabrunn, Weidlingau, Purkersdorf, Preßbaum, Rekawinkel, Neu-Lengbach? Mit dem Namen einer jeden dieser Stationen sind wieder die Namen der Orte, Berge, Thäler, Hügel abseit von der Linie verbunden: Dornbach, Pötzleinsdorf, Weidlingbach, Hermannskogel, Mauerbach, Steinbach, Rapoldenkirchen, Sieghartskirchen und so weiter. Zwei kleine Einbruch-Stationen haben wir mit elektritischen Bahnen von Liesing nach Kaltenleutgeben; von Mödling in die Brühl; ferner die Linie: Penzing, Rodaun, Brühl. Aber in das Herz des Wiener Waldes hinein führt bis zur Stunde noch keine Eisenstraße.

Die Masse der flüchtigen Touristen und Sommerfrischler mag es bedauern; aber jene bedauern es nicht, welche das große historische Gebiet mit seinen zahlreichen einsamen und wundervollen Pfaden vom Herzen lieben.

Dorthin, wo man einen ersten großen Überblick über den Wiener Wald gewinnt, nach Rekawinkel mit seinem Aussichtsthurme, führt die bequeme Eisenstraße. Weniger besucht erscheint der Hauptpunkt, der Schöpfl, von welchem aus man das gesammte Bild gewinnt.

Einfach und verständlich beschreibt der um unsere Heimatkunde hochverdiente (vor mehreren Jahren verstorbene) Regierungsrath A. Steinhauser das Gebiet. Er sagt: „Unter Wiener Wald begreift man

überhaupt das bis an die Donau gränzende Gebiet der Alpen, dessen Hauptkamm Jahrhunderte lang die Gränze zwischen den zwei südlichen Vierteln des Erzherzogthums Nieder-Österreich bildete. Im engern Sinne verdient diesen Namen jener Theil des Gebirges, der zwischen der Traisen im Westen, der Donau im Norden und Osten, der Gölsen und Triesting im Süden eingeschlossen ist und durch den Sattel „Am Gericht" (zwischen Heimberg und Kaumberg) mit dem südlichen Berglande, den Voralpen, zusammenhängt. Eine so deutlich von der Natur ausgesprochene Begränzung findet sich weiter südlich nicht mehr vor; wenn auch noch Längenthäler vorkommen z. B. das der Pristing, so fehlt gegen Westen eine ihnen entsprechende Fortsetzung, weil das Quellgebiet der Traisen bis an die Alpen reicht. Das Gebiet des Wiener Waldes, inner der vorerwähnten Begränzung, umfasst 2190 Quadrat-Kilometer, wovon die größere Hälfte, circa 1170 Quadrat-Kilometer, auf das Bergland; die kleinere Hälfte auf das Hügelland und die Ebene, Tullner Boden, Wiener Becken entfällt."

Es ist das Waldgebiet, welches nicht allein geographisch, sondern auch historisch mit der alten Stadt Wien auf das engste verbunden ist. Die Geschichte der Stadt Wien und des Wiener Waldes gehören ja zusammen; sie ergänzen einander und jene, ohne Berücksichtigung dieser, wäre ein Stückwerk. Die meisten der großen und kleineren Geschehnisse im Laufe der Jahrhunderte, die in Wien sich abspielten, die Stadt und Land in Bewegung brachten, fanden in der einen oder andern Weise ihr Echo in den Revieren, Thälern, Ortschaften und Hütten des Wiener Waldes; nicht selten nahmen auch große Ereignisse hier ihren Anfang, oder sie fanden im Wiener Waldgebiet ihr Ende.

Manche Geschlechter mit ihren Wohnsitzen und ihrer Eigenart sind verschwunden und haben mitunter nicht einmal ihre Geschichte in greifbaren Denksteinen, in Ruinen, oder in den Bezeichnungen von Thalschaften und Orten zurückgelassen. Aber in den Traditionen der Stadt Wien leben dieselben und oft ist diese Erzählung nachweisbar in den Aufzeichnungen von Localchronisten und Kirchenbüchern. So manche Burgruine, so mancher romantische Schloßbau, den die Nachfolger, die nicht immer die rechten Erben sein mögen, wieder aufgerichtet haben, erinnert an berühmte Namen und Geschlechter, die weit über Wien hinaus Ansehen gewannen, eine Macht waren, oder aber gefürchtet.

Und so manches Gewerbe, welches vor Zeiten die Bevölkerung einer Thalschaft ernährte, und welches im Grunde als der Ursprung eines großen modernen Industriezweiges anzusehen ist, ist nahezu verschwunden. Das primitive Gewerbe verschwand; aber die große Industrie ist erstanden. Durch den Wiener Wald führten die großen Handelsstraßen nach den Städten des Westens und nach dem Süden und von der ersten Postgerechtsame, die dem Geschlechte der Thurn (und Taxis) verliehen wurde, profitirten einige der bekannteren Stationen im Wiener Wald. Die Industrien des Wiener Waldes traten ein in den Welthandel.

Die Wiener im Wiener Wald.

Die wohlhabenden Classen in Wien, die Aristokratie, die Rentner und großen Industriellen, Hausherren u. s. w. haben mit jedem Jahre mehr ihren Sommeranfenthalt in entfernte Gegenden verlegt, nach der Schweiz, nach Tyrol, nach Ostende, Biarritz und wie die Gegenden heißen. Der bürgerliche Wiener, der „mittlere und der kleine Mann", ist dem Wiener Wald treu geblieben und er ist nicht schlecht dabei gefahren. Viele suchen in jedem Jahre ein und dieselbe Sommerfrische, bei denselben ländlichen Gastfreunden auf; andere wechseln den Aufenthalt, suchen immer eine neue Thalschaft heim und kommen mit der Zeit so ziemlich durch das ganze große Revier.

Es gibt aber auch Parteien und Personen, die nicht auf Tage und Wochen, von Monaten gar nicht zu reden, aus ihrem Beruf fortkommen können und die müßen vorlieb nehmen mit jenem Theil des geliebten Waldes, der schon bei Dornbach anfängt.

Es sind die ständigen Besucher der nächsten Ortschaften und Waldschänken, wo der „Heurige" geschenkt wird und die echten und falschen „Schrammeln" aufspielen.

Eine Menge der ländlichen Schänken sind bekannt geworden in der Wiener Bevölkerung und über Wien hinaus. Die „güldene Waldschnepfe" steht in erster Linie; ein Gebäude, welches einem alten westphälischen Einkehrhause nachgebildet sein soll und welches das Interesse eines jeden Bankünstlers erregt. Avanzo heißt der Architekt. Tiefer im Wald liegen die bescheidenen Schänken, auch Hütten genannt: die Knödlhütte, die Rohrerhütte, die Bieglerhütte, Krainerhütte. In der Nähe

haben wir den Himmel und das Krapfenwaldl; dann das Holländerdörfel; in Hütteldorf das Bräuhaus; den „schweinernen Frack“; weiter die „Kellerwiese“ und die Jammerpeppi im Helenenthal. Die Jammerpeppi ist längst todt; aber die Bezeichnung lebt noch. In einigen dieser Bezeichnungen kommt der Wiener Humor zum Durchbruch; oder aber dieser begegnet sich mit dem derben Humor der „Waldleute“.

An Sonn- und Feiertagen zieht der Familienvater mit Kind und Kegel hinaus; die Schullehrer mit der ganzen Classe; die Arbeiter in Massen, um unter freiem Himmel zu debattiren. Auf den Wegen von Hütteldorf zur Knödlhütte, oder auf der Kellerwiese, oder an der Hohen Wand, hört man an schönen Tagen allüberall ein Jauchzen und Singen. Da stimmt eine Schaar ein Frühlingslied an; dort ergötzt ein „Künstler“ seine Zuhörer mit den Tönen der Ziehharmonika und aus einem stillen Gebüsch hervor ertönt eine sentimentale Flöte, die in der Stadt als polizeiwidrig bezeichnet werden müßte.

Eine Hauptsache ist gewöhnlich das Piknik. Die Taschen und Botanisirbüchsen werden ihres Inhaltes entleert und nicht selten kommt es vor, daß dort wo mehrere Familien sich im Grünen gelagert haben, plötzlich ein ambulanter „Bierversilberer“ auftaucht und ein Fäßchen anschlägt.

Die Jugend kann sich inzwischen ihrer Freiheit freuen. Die Knaben eilen auf die Matten und in den Busch. Sie spielen Verstecken unter den Bäumen, oder Räuber und Gendarm, oder Indianer, oder verlegen sich auf die Jagd. In den mitgebrachten Gläsern und Büchsen werden Käfer, Schmetterlinge, Kaulquabben, Blindschleichen und was immer von Lebewesen erhascht werden kann, untergebracht. Die meisten sind Naturforscher und Botaniker geworden. In der Hand eines jeden Kindes befinden sich wilde Blumen und die Mädchen und Eltern werden schön bekränzt. Der Knabe mit zwölf Jahren kennt schon alle Blumen und Pflanzen des Wiener Waldes und weiß die Stellen, wo diese und jene wachsen.

Abseit von der Menge wandeln die einsamen Waldläufer; das sind die Originale des Wiener Waldes. Und einer der merkwürdigsten ist vor kurzem gestorben. Viele, sehr viele Wiener, zumal jene in den westlichen Bezirken und ehemaligen Vororten haben ihn gekannt, den alten Herrn mit dem Christuskopfe und dem verwilderten Barte, in der allzeit derangirten Toilette und dem unvermeidlichen Körbchen am Arme.

Er ging immer tiefsinnig seines Weges, ohne rechts und links zu schauen, gerade aus in den Wirthschaftsgarten hinein und dort von Tisch zu Tisch, um den Gästen den Inhalt seines Körbchens unter die Nase zu halten. Dabei machte er nicht viele Worte; meistens gar keine. Er nahm mit dem vorlieb, was ihm gegeben wurde. Er nahm ebenso bereitwillig ein Sechserl für einen Buschen Lavendel oder Waldmeister, wie zwei Kreuzer für eine Anzahl „Vogelwürstl". Für ihn existirte die Aufschrift nicht: „Betteln und Hausiren ist bei Strafe verboten". Auf dem sanften Christuskopfe stand das Hausherrn-Motto nicht geschrieben; es leuchtete aber mit brennender Schrift aus seinen tiefen Augen, wenn er sein Körbchen mit den Vogelwürsteln den Leuten darbot.

Dass er Leid, Menschenleid, Schmerz und Kummer, Liebe und Hass und Verzweiflung in seinem Leben erfahren hatte, mehr erfahren hatte an Leid und Verzweiflung, als hunderte von anderen Menschen, das war für den Menschenkenner keine Frage. Aber man redet von dergleichen nicht; am wenigsten wenn man sich in munterer Gesellschaft befindet, im Walde, oder im hell beleuchteten Restaurations-Garten, gar wenn Damen dabei sind, die lieber lachen und scherzen.

Der eine und andere, der den Alten kannte, ließ ihm zuweilen ein Sechserl für zwei Vogelwürstel zukommen, um auf die Herausgabe zu verzichten . . .

Jawohl, der Alte hatte einmal bessere Tage gesehen! Aber die Liebe zum Wiener Wald hatte es ihm angethan. Er war einmal ein angesehener Hausherr und Fabrikant. Einer seiner Söhne starb; ein anderer ging in die Fremde und blieb verschollen. Ein undankbarer Verwandter brachte ihn um Hab und Gut und zuletzt, als er alles verloren hatte, kehrte er zum Wiener Wald, seiner ersten Liebe, zurück und wurde — Waldläufer.

In der Kunst des Vogelstellens und des Schlingenlegens war er wohl erfahren. Dieses Handwerk wurde ihm gelegt und er wurde Schwammerlsucher. Wenn die Zeit gekommen war, brachte er aus dem Walde Schwämme, Waldmeister, Lavendel, Ameiseneier, Gigerlstöcke, Vogeleier u. s. w. und er hatte immer seine Abnehmer. Er war eine zeitlang einer der gesuchtesten Waldläufer für die Dürrkräutler. Alle Medicinblumen waren ihm bekannt; er kannte die Familien wie ein studierter Botaniker und wenn man ihm eine Handvoll Kamillen zeigte,

sagte er: Das ist die gemeine Camille, **matricaria Chamomilla**, und wenn man ihm Kapuzinerkresse zeigte, dann sagte er: das ist **tropaeolum majus**. Wer sich von ihm unterrichten ließ in Bezug auf die Pflanzen, auf die Vögel, auf die Reptilien und alles Gethier im Wiener Wald, der wurde nicht schlecht unterrichtet. Er kannte auch jeden Weg und Steg und er hatte bei Nacht und Tag Wald- und Bergpfade begangen und erklettert, die nur ab und zu von einem verwegenen Jägersmann betreten werden. Er wußte merkwürdiges zu erzählen von der Einöd am Kukubauerwiesenberg, bei Stolberg und am Schöpfl. Das Türkenloch bei der Steinwandklam hatte er gründlicher untersucht, als irgend ein Forscher und machte kein Hehl daraus, daß er nach goldenen Schätzen gesucht hatte.

Vor kurzem, wie gesagt, ist er gestorben. Man fand ihn im Wald am Hohen Lindkogl unter einer Fichte. Das Körbchen mit Schwammerln und Kräutern lag neben ihm. So hatte er zu sterben gewünscht.

Der Schwammerlsucher ist nicht die einzige originelle Figur, die der Wiener Wald hervorbringt, die sozusagen in seinem Schatten wachsen und gedeihen. Es gibt auch Schwammerlsucherinen, und das „Lavendelweib" ist eine stehende oder laufende Figur in den Gassen Wiens. Diese sind durchwegs harmloser Art.

Bedenklicher sind die professionellen Schlingenleger, Fallensteller und Wilderer. Sie haben daheim oder im Waldgeklüft ihre Fang-Apparate, oder ein Gewehr zum zusammenschrauben verborgen und sie gehen bei Abend und zur Nachtzeit mit Vorliebe ihrem Gewerbe nach. Unter diesen sind verwegene Gesellen, die in die gefährlichen Donau-Auen vordringen; sie übersetzen mit einer Zille, einem leichten Bretterzarg, die Donau und enge Strömungen und wagen sich in das undurchdringliche Gestrüpp hinein, welches dem Wild als Zuflucht dient und in welches zur Herbstzeit die Zugvögel massenweise einfallen.

In dem genannten Sinne ist die „Freiheit des Wiener Waldes", die scheinbare Ungebundenheit schon so manchem zum Unheil geworden und das dunkle Waldgebirg hat so manche verunglückte Existenz verschlungen; ähnlich nahezu wie die wogende See, die den verwegenen Schiffer und den beutelustigen Fischer verschlingt.

Aber der großen Menge, der Jugend zumal und nicht zuletzt dem einsamen Wanderer, dem Gelehrten und Naturfreunde ist der Wiener

Wald zu einer unerschöpflichen Quelle der Freude, der Erquickung und der Erfrischung, der körperlichen und geistigen Erholung geworden. Viele von ihnen kennen ihren Wiener Wald nahezu auswendig mit all' seinen offenen und verborgenen Schönheiten und Merkwürdigkeiten.

Wald und Baum und Boden.

Als eine Hauptzierde und als ein Vorzug sondergleichen sind die Waldungen unseres Berglandes anzusehen, die sich überall ausdehnen. Die herrlichsten Waldungen findet man schon am Eisernen Thor, beim Höllenstein und auf dem Wexenberg; auch der hohe Anninger und der originelle Parapluiberg mit seiner charakteristischen Föhre sind weit berühmt. In den Bergen eingeschichtet stoßen wir auf die interessanten Felsgruppirungen, die schon bei Mödling anfangen. Weit bekannt sind die Gruppirungen bei dem kleinen Orte Holzschlag; auch der Predigtstuhl ober dem Wassergespreng; der Urtelstein im Helenenthal; die Felsgruppe oberhalb des Cholera-Kreuzes bei Kaltenleutgeben; das Marterhörndl in der Nähe des Husarentempels. Von diesem sowie vom Eisernen Thor und vom Anninger genießt man die herrlichsten Fernblicke. Die besten Einblicke in das Kalksteingebiet erhält man bei einer Wanderung von Kaltenleutgeben über den Lunzerberg, Wildegg, Sittendorf, über den Füllenberg nach Heiligenkreuz; weiter über die Preinsfelderhöhe nach Mayerling an der Schwechat und von hier über Raisenmarkt und das weltvergessene Örtchen Holzschlag nach Neuhaus, Weißenbach und Pottenstein an der Tristing.

Unterbrochen wird die Kalksteinzone durch den Sandsteinboden bei Lainz gegen Schönbrunn. Der berühmte und wildreiche Lainzer-Thiergarten bei Lainz, bedeckt mit schönen wohlgepflegten Forsten, gehört dieser Zone an. Zu den Lieblingsausflügen der Wiener zählt der hochgelegene Husarentempel. Es ist eine einfache weit über die Wälder hinschauende auf dorischen Säulen ruhende Halle, welche von weiland dem Fürsten Johann Liechtenstein zum Andenken an die bei Aspern und Wagram gefallenen Husaren errichtet wurde. Die Wiener behaupten zu Ehren jener Husaren, die den Fürsten in der Schlacht aus den Händen der Franzosen herausgehauen hätten.

Der charakteristische Baum des Wiener Waldes ist die Schwarzföhre. Überall dort, wo der Kalkfelsen auftritt, erhebt sich dieser

zähe genügsame und schöne Baum. Dort, wo die Föhre in Gruppen und in Waldungen sich zusammen gefunden hat, nimmt das Nadelholz einen herrlichen metallischen Glanz an und gibt der ganzen Landschaft ein besonders eigenartiges Gepräge.

Einzelne Schwarzföhren, die auf exponirten Vorsprüngen und Höhen stehen, haben wahrscheinlich unter dem Einfluß von Sturm und Wetter eine abenteuerliche Gestalt angenommen. Im Volksmunde werden diese breitausladenden Bäume Parapluibäume genannt und bei Perchtoldsdorf heißt der erwähnte Hügel, der den seltsamen Baum trägt, der Parapluiberg. Andere finden wir in der Klause von Mödling; andere am Anninger und viele im Triestingthale bei Pottenstein. Hier steht eine der originellsten auf einem mächtigen Felsblock; die Leute nennen den Baum, seiner absonderlichen Gestalt wegen die Bruthenne, und nach ihm soll das Gasthaus am Wege „zur guten Bruthenne" genannt worden sein. Eine Tradition behauptet indessen, dass vormals ein Hammerwerk am Fluß gestanden hätte, welches der Herrschaft Pottenstein in jedem Jahre neben dem „Zehent" eine Bruthenne darbringen mußte. Der Brauch hätte sich auf die Wirthschaft übertragen und erst in der Neuzeit seien Wirthschaft und Föhre als „Bruthenne" bezeichnet worden.

Die Buchenwaldung dominirt, Roth- und Hainbuche, etwa 60% des haubaren Bestandes. Daneben die Tanne und Fichte, namentlich in höheren Lagen. Die gemischten Bestände bedecken am Anninger und Eisernen Thor weite Strecken. Eiche und Ahorn kommen häufig vor und bei den Ortschaften alte schöne Nußbäume.

Die Orographen theilen den Wiener Wald in fünf Hauptgruppen: die nördliche, die östliche, die südliche, die Centralhauptgruppe (Schöpfl) und die westliche. In geologischer Hinsicht unterscheidet man die Kalkzone, die Sandsteinzone und die Tertiärschichte, Diluvium und Jetztzeit. In landschaftlicher Hinsicht erhalten wir die Gebiete: Kahlenbergrücken, den Hauptrücken vom Schöpfl bis zur Donau, das Traisen-Gölsen-Gebiet und das Kalksteingebirg. Der Kern des Wiener Waldes, wenn man ihn so nennen will, mit dem Schöpfl als Hauptrücken hat in der Luftlinie eine Ausdehnung von 40 Kilometern. Man kann auf demselben ohne Unterbrechung fortwandern und überall empfängt man die landschaftlich schönsten Eindrücke. Wie vom Hauptrücken zahlreiche Berge auslaufen, so zweigen auch wieder

von diesem zahlreiche Thäler und Hügel ab, die durch Weg und Pfade verbunden sind.

Von Rekawinkel oder Preßbaum führen die besten Wege zum Schöpfl. Zunächst nach Hochstraß durch prächtige Waldungen, welche Ortschaft mit zerstreuten Häusern schön auf den Höhenrücken gelagert erscheint. Die Wege zum Forsthause bieten überall schöne Aussichten. Beim Forsthause gewinnt man Einblick in das Laaberthal. Zum Schöpflrücken geht es steil hinan und bald steht man auf dem höchsten Punkte, 893 Meter über dem Meeresspiegel. An einem ruhigen hellen Abend oder frischen Morgen hat man hier die schönsten Fernsichten: der ganze Wiener Wald mit all' seinen grünen Kuppen bis zu den Voralpen und diese überragt von den nieder-österreichischen und einem Theile der ober-steirischen Alpen! Man erblickt den Hochschwab und die Ennsthaler Berge und darüber hinweg die den Horizont begränzenden Zinnen des Böhmerwaldgebirges. Zahlreiche Quellen, darunter jene der Schwechat, rieseln von dem Hauptkamme nieder in die Thäler.

Vögel und Vierfüßler.

Wie von der Natur eigens geschaffen zum Aufenthalt einer mannigfaltigen Vogelwelt erscheint der Wiener Wald in seiner vielgestaltigen Oberfläche.

Den Sängern bietet er eine willkommene Zuflucht und Brutstätte in den Waldungen und Gebüschen, auf den Berghalden und in den Thälern, in den Gärten der Dörfer und Landhäuser, bei den Wasserrinnen und in den Fruchtfeldern, nicht zuletzt in den zahlreichen Burgruinen und auf den Kirchthürmen.

Zu den charakteristischen Vögeln des Wiener Waldes gehört in erster Linie die Schwarzamsel. Viele Merlenarten kommen vor, aber am zahlreichsten erscheint die Schwarzamsel. Ihren hellen Schlag und volltönigen Sang vernimmt man im Frühjahr in jedem Dorfe, in den Gärten und im einsamen Tannicht. Eine Merkwürdigkeit bei diesem schönen und lebhaften Vogel muß dahin constatirt werden, daß er sich immer mehr in und bei den kleineren und größeren Ortschaften ansiedelt. Auf der Süd- und Westbahn-Linie bemerkt man ihn in allen Parkanlagen, in Wien selbst finden wir ihn in allen öffentlichen Gärten: Volksgarten, Rathhausgarten, Stadtpark, im Schwarzenberg-

garten, im botanischen und im Augarten. Dazu erscheint er in einer großen Anzahl von Hausgärten, zumal in den westlichen Bezirken und auf der Landstraße. Der Schutz, welchen man dem Vogel angedeihen läßt, die zunehmende Anlage von Futterplätzen und die Vorsorge für seine Niststellen, tragen bei, eben ihn zu einem Stammgaste unserer Gärten zu machen, die er auch im Winter nicht verläßt. Seltener ist der muntere Staar, er zieht die Donaulinie bis nach Ober-Österreich vor und erst im August, wenn er sich zu Schwärmen zusammenthut, bemerkt man ihn in größerer Anzahl im Wiener Wald.

Von den Finkenarten ist es besonders der schöne Buchfink, dem die Fichten und Buchen des Reviers willkommene Stätte bieten. Der Gelbfink ist auch nicht selten. Häufig erscheint auch der drollige Kreuzschnabel, der schon im Schönbrunner Garten und im Lainzer Thiergarten sich anzusiedeln liebt.

Der zierliche Baumläufer ist überall zu Hause; desgleichen das Zaunköniglein und die verschiedenen Meisen.

Im April schon ruft der Kukuk, der sich um die Vertilgung der schädlichen Haarraupen verdient macht.

Lerchen, Regenpfeifer, der Dorndreher und das liebliche Schwarzplättchen; in den Gärten der Villen die Nachtigall, die leider nicht genug gepflegt wird.[1])

Tiefer im Gebirg, aber auch schon bei den Ortschaften, erscheinen die verschiedenen Falken und der Fischadler schwebt über den Donauauen in dem Tullnerboden.

Der Vogelreichthum der Auen ist berühmt und hatte wieder den besten Darsteller in dem Kronprinzen Rudolph gefunden. Zu Anfang des Frühlings meldet der Telegraph aus dem und jenem Revier die Ankunft der ersten Schnepfe. Die Zahl der Wasser-Strandläufer und Taucher in den Auen ist sehr groß. Überall in den Wäldern nistet die Wildtaube und hört man das Gegurre der Turteltaube.

In früheren Zeiten war ohne Zweifel der Vogelreichthum und jener an Wild noch ungleich größer. Überreste von diesem Überfluß mögen sich erhalten haben in den kaiserlichen Revieren von Lainz, dem großen schönen Thiergarten; im Liechtenstein'schen und anderen Revieren.

---

[1]) Schwarzplättchen, Nachtigall, Sprosser überhaupt scheinen sich, im Gegensatz zur Schwarzamsel, aus der Nachbarschaft der Städte entfernt zu haben. D. B.

Um von dem leichten Volk der Lüfte zu den Vierfüßlern überzugehen, so kamen nach den Traditionen der Bär und der Wolf häufig genug vor. An die Anwesenheit des letzteren erinnern verschiedene Bezeichnungen: Wolfsgraben, Wolfsbach, Wolfersdorf, Wolfpassing ꝛc. Er fand in dem reichen Hirsch- und Rehstand willkommene Beute. Andere Bezeichnungen erinnern an die Anwesenheit des Schwarzwildes, welches mehr und mehr in die Wildparks zurückgedrängt wird. In den gehegten Revieren erreicht der Hirsch noch zuweilen eine außerordentliche Kraft und Schönheit.

Ein durchaus nicht seltenes Wild im Wiener Wald ist der Dachs. Er kommt in der Umgebung von Rekawinkel, am Schöpflberg und schon bei Purkersdorf vor. Im October 1896 wurde durch den k. k. Forstmeister Emil Böhmerle in dem vom Ärar gepachteten Gemeinde-Jagdgebiet von Purkersdorf ein Dachsgraben veranstaltet, bei welchem in einer Zeit von ein bis zwei Stunden zwei alte äußerst starke Dachse im Gewichte von 13 und mehr als 14 Kilo ausgegraben wurden. Im October, zur Roll- oder Ranzzeit, kann es dem einsamen Touristen gegen Abend im Waldgebirg passiren, dass er durch ein seltsames lautes Gebrumme, Rannzen, Knurren und Schlagen aufmerksam gemacht wird, so als wenn zwei starke mit Maulkörben versehene Hunde sich balgen. Im Gebüsch, in einem Graben, dicht beim Wege kann er dann zwei männliche Dachse wahrnehmen, die im Begriffe sind einen Kampf um eine Auserwählte auszufechten.

In der Nähe der Ortschaften kommt überall der kleine Stacheligel vor. Er ist einer der fleißigsten Mäusevertilger und er vernichtet eine Menge von schädlichen Insecten und Kerbthieren. Er schlägt sein Heim in einer Scheune, in einem Heustadl, auch gern in einem Gartenhause auf und da er nur gegen Mitternacht zum Vorschein kommt, um seine Nahrung zu suchen, so wird er selten bemerkt. Es wird dem kleinen Stachelthier aber nachgesagt, dass er im Frühjahr auch die Nester der niedrig bauenden Vögel aufsucht und sowohl die Eier wie die Jungen verzehrt. Oft schon haben die Knaben einen jungen unbeholfenen Igel, der ihren Weg kreuzte, gefangen und im Taschentuche nach Wien, in die elterliche Wohnung gebracht. Hier gewöhnt er sich leicht und verlegt sich, mit der Katze um die Wette, auf die Mäusejagd und wird mit der Zeit ein beliebter Hausgenosse.

In einigen Gegenden des Wiener Waldes kommt der Fuchs so häufig vor, dass man zu außergewöhnlichen Mitteln greifen mußte, um

dem Meister Reinecke das Handwerk, nämlich das Einbrechen in die Hühnersteigen, zu legen. In dem genannten wildreichen k. k. Forstwirthschafts-Bezirke von Purkersdorf nahmen noch in den letzten Jahren diese Räuberfamilien derart überhand, dass mit der Anwendung von Strychnin vorgegangen werden musste. In dem kurzen Zeitraum von vier Wochen (im Jahre 1897) gelang es dem Forstpersonale 15 Füchse zu vertilgen, 11 Fähen (weibliche Füchse) und 4 Rüden. Die verschiedenen von waidgerechten Jägern veranstalteten Jagden hatten nur ein geringes Ergebnis. Die Rothhäute, einmal verwarnt, waren auf ihrer Hut, ihre Spur war nur mühsam aufzufinden und aus dem Bau waren sie nicht herauszubringen. Die zunehmenden Klagen der Hühnerbesitzer stellten aber die Anwesenheit der Räuber außer Frage. So musste denn zu dem letzten Mittel, der Vergiftung gegriffen werden.

Über den Wildreichthum des Wiener Waldes, und zwar schon in der Nähe von Wien, mag eine Abschussliste aus Baden (Vorder- und Hinter-Brühl, Anninger, Helenenthal, Pottenstein, Heiligenkreuz ꝛc.) Aufschluss geben:

Ausweis über das im Jahre 1895 in der k. k. Bezirkshauptmannschaft Baden zum Abschusse gelangte Wild. Nützliches Wild: 184 Stück Rothwild, 6 Stück Damwild, 392 Rehe, 5 Stück Schwarzwild, 9130 Hasen, 3119 Kaninchen, 1 Murmelthier, 9 Auerhähne, 26 Stück Haselwild, 957 Fasanen, 7441 Feldhühner, 250 Wachteln, 75 Waldschnepfen, 7 Moosschnepfen, 105 Wildenten. Schädliches Wild: 193 Füchse, 90 Marder, 122 Iltisse, 1 Fischotter, 9 Katzen, 14 Dachse, 4 Uhu, 684 Habichte, Falken und Sperber, 62 Eulen.

Die Fischotter, welche in dieser Liste vorkommt, ist jedenfalls ein seltener Gast und soll in den Wildbächen noch ab und zu vorkommen. Die Zahl von 193 Füchsen spricht deutlich genug von der starken Vertretung Reineckes in den Revieren des Wiener Waldes.

Einige Worte müssten noch über die erlegten Katzen gesagt werden. Wir finden, dass in einem Revier im Wiener Walde in einem Jahre über 90 Katzen geschossen worden sind! In einem Revier bei Krems, fast noch im Bereiche des Wiener Waldes, sollen 24 Wildkatzen geschossen worden sein? Es handelt sich hier offenbar um einen Irrthum. Dort wo Wildkatzen steht, soll es ohne Zweifel verwilderte Katzen heißen. In den zahlreichen Ortschaften und Behausungen des Wiener Waldes fehlt es nicht an Katzen. Im Frühjahr und im

Herbste verlassen dieselben mit Vorliebe die Häuser und streifen in der Umgebung umher. Sie dringen auch weit in die Waldungen ein und es dürfte oft genug vorkommen, dass sie vollständig verwildern. Einige Jäger sprechen diese verwilderten Katzen gern als Wildkatzen an, zumal wenn diese grau sind und etwas stärker als die gewöhnliche Katze. Der eigentliche Jäger lässt sich freilich nicht täuschen. Er kennt den „Kudern" auf den ersten Blick. Eine andere Frage ist, ob in der That im Bereiche des Wiener Waldes die Wildkatze noch anzutreffen ist? Diese Frage muß wohl bejaht werden und es ist nicht ausgeschlossen, dass da und dorten auch noch der Luchs vorkommt. In den großen Forsten bei Klein-Maria-Zell, bei St. Corona, überhaupt bei dem stellenweise unzugänglichen Schöpfl können die Wildkatze und Luchs noch einen Unterschlupf finden. So weit unsere Erfahrung reicht, haben indessen Touristen im Wiener Walde die Bekanntschaft mit diesen Raubthieren noch nicht gemacht. Sie gehen den Menschen aus dem Wege und durch den zunehmenden Verkehr, auch durch die häufigen Jagden werden sie immer mehr in die unzugänglichen Felsenpartien hineingedrängt.

Nicht minder interessant ist die Anwesenheit des Murmelthieres in dem „Wiener — Stadtgarten", wenn man ihn so nennen darf. Mitunter macht dieser Alpenbewohner, wenn er aus seiner Familie vertrieben wird, sich auf die Wanderschaft und so ist es nicht unmöglich, dass man es in der Badener Schußliste mit einem weithergewanderten Passagier zu thun hatte.

Die Winterszeit ist nicht nur im Hochgebirg, sondern auch im Wiener Wald eine harte Zeit für die Menschen und für das Wild. Unter den Wiener Touristen und Waldfreunden mehrt sich die Zahl jener, die auch im Winter den heimischen Wald aufsuchen. Viele ziehen zwar den Schneeberg und die Rax vor; aber auch der hohe Anninger und das Triesting-Thal werden gegenwärtig im Winter häufiger besucht.

Da und dort erhalten dann diese Wintergäste eine annähernde Vorstellung von den Calamitäten, mit welchen die Bewohner in den harten Monaten zu kämpfen haben. Von einem Forstmanne im Wiener Walde und zwar in der Hinterbrühl, also noch nicht zu tief im Gebirg, rührt die nachstehende, packende Darstellung einiger Wintertage her: „Auf eine Schneelage von 15 Centimeter fiel anfangs December 1895 Regen und bildete nun eine Centimeter dicke Eiskruste; der ganze Wald

war mit Glatteis behangen und das begehen desselben geradezu lebensgefährlich; auch mußten alle Holzarbeiten eingestellt werden. Wenige Tage darauf fiel abermals eine ähnliche Schneemenge, der Westwind brachte Regen, somit eine zweite Eiskruste, und in zehn Tagen fiel abermals Schnee und darauf kam neuerdings Regen. Wir haben bei 45 Centimeter Schnee drei Eiskrusten. Nun haben die Füchse Kirchtag! Giftbrocken und Schlageisen meiden sie sorgfältig, weil ihnen der Rehbraten besser schmeckt und Jagden auf dieses Gelichter können des Rehwildes wegen nicht abgehalten werden. Die Rehe werden von den Füchsen ganz regelrecht gejagt und meist gegen einen Bergrücken oder eine Anhöhe lancirt. Erstere brechen in ihrem hoppelnden Sprunge die Eiskruste durch, beschädigen die Läufe und werden bald eine Beute der über die Eiskruste sachte hinschleichenden und nicht einbrechenden räuberischen Füchse." Die Rehe, so berichtet er weiter, waren durchwegs am Halse gepackt und die Schlagadern waren aufgerissen. Die Füchse hatten das arme Wild förmlich abgerissen. Zu diesen Räubern gesellte sich dann der Marder, um den Raub zu theilen.

Die Förster, Jäger und Revierbesitzer lassen an den geeigneten Stellen im Wald und auf den Almen im Gebirg Futterraufen und Heustadeln errichten, die von Zeit zu Zeit mit frischem Futter versehen werden. Von dem Wild werden dann förmliche Steigen eingetreten, die zu den Stadeln führen. Wenn das Futter gefriert, bekommen die Thiere häufig Gedärmkrankheiten und Entzündungen und es geht dann trotz aller Vorsicht ein . . .

Leute und Ortschaften im Wiener Wald.

Vor zwei- und noch vor einhundert Jahren war das Gebiet, welches heute als zum Wiener Wald gehörend betrachtet wird, noch vorwiegend von Waldleuten und Kleinbauern bewohnt.

Abgesehen von einzelnen Ortschaften, Marktplätzen und Städtchen, wie Mödling, Perchtoldsdorf, Baden, Vöslau, Hütteldorf ꝛc. hatte man es mit kleinen Ortschaften zu thun, deren Bewohner mit dem Walde mehr weniger verwachsen waren. Einige der genannten Ortschaften waren in den Türkenkriegen schwer mitgenommen worden und konnten sich von der Heimsuchung erst allmälig erholen.

Da und dort in den Thälern waren einschichtige Hammerwerke und Gewerkschaften (Glashütten) anzutreffen; Bergbau und Klingen-

fabrication wurden betrieben. In den Waldungen saßen Holzhauer und Köhler, Förster und Fischer, Pechsieder und Pechscharten-Arbeiter, die ihre Producte nach Wien und auch weiter verführten. Überall aber waren hier die Keime für die eine und andere Industrie gegeben, die nur auf ihre Zeit zu warten schienen.

Die Ausflüge der Alt-Wiener in die benachbarten Waldungen waren mit zu vielen Beschwerlichkeiten verknüpft, als daß sie sich tiefer hätten erstrecken können. Wald und Feld reichten ja stellenweise bis an die Linien von Wien und die Ausflüge der Bürger und Aristokratie gingen durchwegs über die Vororte nicht hinaus. Anders hielten es die Jägersleute und die Besitzer der Burgen und Schlösser im Waldgebiet, die über eine Anzahl von Jagdrevieren verfügten, die nicht leicht ihres Gleichen finden mochten. Einsam in ihren Thälern lagen die alten Abteien und Wallfahrtsorte der Pfarreien Heiligenkreuz, Klein-Maria-Zell, Pottenstein ꝛc. Die Ordensbrüder und Geistlichen unterrichteten die Kinder der Waldleute und die Gemeinde, die weit im Walde zerstreut war, wurde gewissermaßen nur durch den Pfarrer und durch die Kirche zusammengehalten.

Die Wallfahrten und Bußfahrten waren für Viele lange Jahre hindurch die einzigen Beziehungen, welche den Wald mit der Außenwelt verband; denn selbst der nächste Marktplatz war immer noch in weiter Entfernung.

Gar manches liebe und werthvolle ist allerdings in neuerer Zeit verschwunden, der alte schöne Friedhof von Neulengbach besteht nicht mehr, und von der alten charakteristischen Bauern-Architektur geht mit jedem Jahr ein hübsches Stück verloren. Dagegen hat allerdings eine große Anzahl von Ortschaften des Wiener Waldes in den letzten Decennien einen geradezu erstaunlichen Aufschwung erfahren. Aus den kleinen Dörfern sind großartige Colonien für Sommer-Parteien geworden und die Zahl der Villen, Landhäuser, Schlößchen und restaurirten Burgen ist kaum mehr zu überblicken. Die Strecke an der Westbahn von Hütteldorf, Hacking, Mariabrunn, Weidlingau, Rekawinkel, Preßbaum, Neulengbach; die Strecke an der Südbahn von Hetzendorf, Speising, Mauer, Liesing, Brunn am Gebirg, Mödling bis Baden, Vöslau und Leobersdorf erscheinen dem Fremden, der auf diesen Linien seine Einfahrt in Wien hält, als eine lange Reihe von Villegiaturen und Anlagen mit einem besondern gewissermaßen großstädtischen Charakter.

Vöslau zählte vor hundert Jahren nicht mehr als 80 Häuser! Aber noch einzelne Orte gibt es im Wiener Waldgebiet, die auch diese großartige Entwicklung weit überbieten und die einen wahrhaft amerikanischen Aufschwung aufweisen. Es wäre da als hervorragendes Beispiel der Ort Berndorf zu erwähnen. Heute muß man sagen das Städtchen Berndorf.

Bei der Nachforschung in der Geschichte dieses Ortes stoßen wir auf die ursprüngliche Beschäftigung eines großen Theiles der Bewohner des Wiener Waldes. In den Thalschaften an der Triesting saßen noch vor hundert Jahren die Hammerschmiede, bescheidene Gewerke, Holzhauer, Harz-Arbeiter. Durch seine Hammerwerke und durch seinen Handel mit Harz-Producten und durch die durchpassirenden Fuhrwerke stand Berndorf im Verkehr mit der Außenwelt. Die älteste Hammerschmiede in Berndorf war durch mehr als 120 Jahre im Besitze einer Familie Wimmer. Als Gründer dieses Hammerwerkes nennt die Chronik oder Familientradition den Peter Posch, welcher auch auf der Hammerwiese beim Gritschgraben in Pottenstein ein ähnliches Werk besaß. Vor mehr als 400 Jahren erbaute derselbe ein Hammerwerk zwischen St. Veith und Pottenstein, vermuthlich durch das starke Gefälle der Triesting in dieser Gegend dazu bewogen. Damals gehörte Berndorf zur Pfarre Pottenstein, welche als eine der ältesten in Nieder-Österreich gilt. Urkundlich erscheint ihre Existenz schon im Jahre 1140 nachgewiesen und auch ein Belehnungsbrief der Königin Elisabeth, Gemahlin des römischen Königs und Herzogs von Österreich Friedrich des Schönen, vom Jahre 1324 erwähnt die Rechte, welche die Pfarrer Pottensteins von altersher gehabt haben.

Das gekrönte Gnadenbild Maria-Trost in der alten Kirche zu Pottenstein soll ein Alter von 700 Jahren haben. Es existirt im Volksmunde ein uraltes Lied über dieses Gnadenbild, welches anhebt:

Lange Zeit ist schon verflossen,
Wie viel Jahr ist unbekannt;
Als man dieses Bildnis fand
Unterm Hollerbaum verborgen . . .

In dem einsamen Thale an der Triesting bildete sich allmälig die Gemeinde heran, die zu einem großen Pfarrbezirke heranwuchs. Sie war natürlich sehr dürftig besiedelt und die Türkeneinfälle, die Pest und andere Krankheiten suchten die Dorfschaften zeitweilig heim.

Zu dem alten Pfarrbezirk Pottenstein gehörten: Kirche und Burg in Hauptort Pottenstein, Berndorf, Fahrafeld und Grabenweg, St. Veith an der Triesting, Edlitz und Dorf Furth mit dem Amöd, Staff und Harrasgruben, Aggsbach—Ebenbach—Hof, Bekfteig, Kreith—Klausen, Hohenwarth, Dürrenthal, Elbelthal—Rißbach, Gaisstein, Niemthal, Rehgras, Ded, Steinwandgraben, Muggendorf, ferner Neuhaus mit Betfteighof, Kienberg, Gadenweit und endlich Weißenbach mit Schatzen und Dedla; zusammen ein Complex mit 169 Quadratkilometer und nahezu 8000 Seelen. Heute zählt Berndorf allein nahezu 4000 Seelen!! Aus dem einschichtigen Hammerwerk ist ein schönes neuartiges Städtchen geworden mit einer neuen Kirche, einem Schulpalast, mit Schloß und Villen, mit einem Cottage-Viertel, mit elektrischer Beleuchtung, mit einer Feuerwehr die auf dem Rad herangefahren kommt und, nicht zuletzt, mit der Berndorfer Metallwaaren-Fabrik von Arthur Krupp, die allein bei 2000 Arbeiter beschäftigt. — Das ist die Neuzeit!

Der Name Berndorf wird bekanntlich auf eine Sage zurückgeführt, nach welcher bei der berühmten jetzt tausendjährigen Linde in Ober-Berndorf der letzte Bär im Wiener Walde geschossen worden sein soll: „Bär in Dorf". Bestimmte Anhaltspunkte über diese Tradition existiren nicht. Dagegen haben neuere Sprachforscher die Bezeichnung auf einen Familiennamen Perindorf zurückgeführt.

Vielleicht der älteste Baum im Wiener Wald ist die genannte alte Linde; jedenfalls einer der ältesten. Sie ist von einem Holzgatter umgeben und eine Capelle mit einem Gedenkbilde und einer Glocke mit derselben in Verbindung gebracht. Der untere Theil des Baumes ist, um denselben zu conserviren, derart mit einer Humusschichte umkleidet, dass man den mächtigen untern Umfang nicht mehr bemessen kann. Der Baum ist noch sehr kräftig und treibt in jedem Jahre seine Blüthen, welche die Dorfstraße mit Wohlgeruch erfüllen. An der Triesting hin führen angenehme stille Wege durch ein schönes Wiesen- und Fruchtland gegen Pottenstein, Weißenbach und Fahrafeld. Der Name Fahra kömmt häufig vor: Fahrawald, Fahrafeld, Fahrabach. Ein Fahrafeld liegt bei St. Pölten. Wahrscheinlich hat man es hier mit einer alten Bezeichnung für Föhrenwald zu thun. Ein schöner Waldweg führt von Pottenstein (Berndorf) nach Großau, Geinfahrn und Vöslau.

Die Namen und Ortsbezeichnungen im Wiener Wald (aber auch in ganz Nieder- und Ober-Österreich) sind insbesondere für die neue

Sprach- und Dialectforschung von einer hohen Bedeutung geworden. Die Namen Wien, Kahlenberg, Schottwien, Radagunt, Napoldenkirchen, Pöchlarn, Rüedeger (Niebelungen) ꝛc. ꝛc. haben durch Professor Nagl, welchem von dem Cultusminister Freiherrn von Gautsch eine Docentur für Dialectkunde verliehen wurde, ihre richtige Deutung aus der Volkssprache erfahren. In den Zeitschriften „Alt-Wien" und „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" findet man darüber Eingehenderes, auch über Gudrunsage und Lied.

Pottenstein ist heute zu einem Sommerfrischort der Wiener geworden. Eine Villa, ein Landhaus ist hier neben dem andern erstanden. In Neuhaus bei Weißenbach hat Graf Wimpffen ein Cottage-Viertel angelegt, mit welchem Rasen- und Spielplätze, Rennbahnen und ein „See" zum Schinakelfahren verbunden sind. Von der Station Altenmarkt hat man noch eine nicht zu große Strecke bis Klein-Maria-Zell und hier in den herrlichen Forsten befindet man sich so recht im Innern des Wiener Waldes. Von Altenmarkt führen bequeme Straßen über Dörfl, Alland nach Heiligenkreuz und nach Mayerling.

Noch eine Anzahl von Spuren und Anfängen älterer Industriezweige müßten erwähnt werden:

In St. Veith an der Triesting finden wir den Triestinghof, ein großes Kupfer- und Messingblech-Walzwerk nebst Draht-Fabrik, deren Ursprung auf ein kleines Hammerwerk zurückgeführt wird. Eine große Messing- und Kupferwaaren-Fabrik von Cornides und eine Stahlwaaren-Fabrik von Rohrböck liegen hier. In Pottenstein bestand schon im Jahre 1760 eine Klingen-Fabrik, welcher bald andere Industrien folgten. Heute finden wir eine Messing- und Eisendraht-Fabrik. Eine Baumwollspinnerei ist abgebrannt. Die Bierbrauerei von Kuffner darf nicht übersehen werden. Eine Dampf-Sägerei ist auch vorhanden. In Fahrafeld hat die Berndorfer-Fabrik eine Filiale, eine Schleiferei.

In Weißenbach, wieder hervorgegangen aus einem kleinen Eisenwerk, ein Walzwerk, welches eine zeitlang außer Betrieb gesetzt wurde. Ferner in Weißenbach eine Fabrik Leonischer Waaren; eine Cement-Fabrik und Kunstmühle. Im Neuhaus bestand schon im Jahre 1706 im alten Schloße eine Glas-Fabrik; ihre Anfänge wurden auf das Jahr 1694 zurückgeführt. Sie wurde 1830 nach Schlöglmühl verlegt. Zu den ältesten Orten an der Triesting gehört Altenmarkt, welches von Karl dem Großen nach dessen Sieg über die Avaren besiedelt worden sein soll.

Das alte Stift Klein-Maria-Zell führt seine Gründung auch auf die Frankenzeit zurück; 1136 soll der erste Abt Arelius aus Altaich in Bayern gekommen sein.

Im Laufe der Zeiten sind die meisten dieser Ortschaften und Siedlungen von Awaren, Ungarn und Türken heimgesucht worden. Mancher alte Industriezweig mag dabei vernichtet worden sein. Die großen industriellen Werke, die heute vorhanden sind, müßen auf die kleinen primitiven Anfänge zurückgeführt werden und die lange Friedenszeit, deren sich Nieder-Österreich und mit diesem der Wiener Wald zumal unter der segensreichen Herrschaft des Kaisers Franz Joseph erfreute, haben die große Wandlung möglich gemacht.

Jene, welche sich gewöhnt haben, die Gegenwart mit ihren ungeheuren Fortschritten, mit ihrer aufregenden und verwirrenden Entwicklung trotz alledem auf die Vergangenheit zurückzuführen und zum größern Theil aus der Vergangenheit zu erklären, finden der zahlreichen Behelfe und Fingerzeigen in den anspruchlosen Thalschaften und Siedelungen des Wiener Waldes in Hülle und Fülle.

Eben dieses historische Fundament, der uralte vielbefahrene Boden, macht die Wanderschaft durch die stillen Thäler des grünen Gebietes zu einem wahrhaften und reich gestalteten Genuße.

Derselbe Boden, der als ein Jungbrunnen von immer gleicher Kraft und Nachhaltigkeit erscheint, ist auch eine Quelle der Stärkung und Erbauung für die Geister und für das Gemüth, welches sich noch nicht völlig und blindlings der nervösen Hast und Bewegung unseres Tages überlassen will. Diesen öffnet sich aber auch der Wiener Wald, wie mit einer besonderen Liebe; er breitet seine grünen Arme wie schirmend und schützend über die Gedanken, die zugleich den Spuren Natur und der menschlichen Vergangenheit und Vergänglichkeit nachzugehen trachten.

Pia de Tolomei.

Aus Julius Zeyer's „Z letopisů lásky“

in's Deutſche übertragen

von Frau **Ottilie Malybrok-Stieler.**

Im Glorienſchein Siena throneſt Du
Auf ſonnbeglänzten Höh'n, und Dich umweht
Der Lufthauch, wie ein Athemzug der Freiheit!
Du Wiege der toscaniſchen Kunſt, entſtieg
Dein Genius doch der Nacht der Barbarei,
Wie zaubervolle Blüth' dem Eichwalddunkel!
Der Kuß, den er Dir auf die Stirn gedrückt,
Noch heute brennt, und nie verblaſst der Glanz,
Der Dich umſtrahlt, der Menſchheit im Gedächtnis!
Du Nebenbuhlerin der Arnoſtadt,
Die ſich aus Blumen ihren Namen ſchuf!
Kaum, daſs der Lärm des Markts, die Nüchternheit,
Ein Merkmal unſerer Tage, Dich berührt!
Und von erhabener Vergangenheit
Im Sonnenſchimmer träumſt Du Deine Träume.
Der hohen düſteren Paläſte Reih'n,
Die breiten Plätze, mächtige Zeugen ſind's
Von Deiner Vorgeſchichte! Dich umgibt
Der blaue Apennin gen Himmel ragend;
Er ſendet Kühlung Dir, und aus dem Schooß
Der Wälder in das Becken ſtolzer Brunnen,
Die jedem Alter trotzen, jene Fluth,
Die helle, die bald ſingt, bald weint, bald murmelt;
Ihr Klang ſo ſüß wie der, toscan'ſcher Sprache,
Ihr Glanz tryſtallenhell in ſeiner Reine,
Wie der des blauen Himmels über Dir.

Wie oft hab' sinnend ich den Schritt gehemmt
Vor jenem Brunnen Fontebranda, reich
An lichter Fluth wie an Erinnerungen,
Die glänzend uns daraus entgegen schimmern.
In jenem hochgewölbten Bogengang,
Wo Kühlung suchend Dante oft geweilt,
Der sein gedenkt in göttlichem Gedichte.
Erfrischte doch der silberhelle Quell'
Die Lippen Katharina's, Deiner großen
Berühmten Heiligen, die Lippen, die
Zu fesseln wußten durch Beredsamkeit,
Daß Kirchenfürsten, selbst der Papst, sich beugten
Vor ihr, der schlichten Tochter eines Färbers!
So groß war jene heilige Majestät,
Die Gott verlieh demüthig reiner Magd.
Am Fontebranda pflegte Memmi wohl,
Dein großer Sohn, die Töchter seines Volks
Zu seh'n, die reizenden, wenn Abends sie
Um Wasser kamen mit den Messingkrügen,
Gleich Nehen die vom Wald zur Tränke geh'n.
Ihr Anblick schuf sein lieblich Ideal,
In seinen Heiligen verkörpert, Frau'n
Mit länglichen und halbgeschloß'nen Augen,
Um deren lilienhafte Lichtgestalt
Die Züchtigkeit den schönsten Nimbus goß.

Am Fontebranda stets gedacht ich auch
Pia's de Tolomei! Floß ihr Bild,
Ihr träumerisch zartes, mir doch stets zusammen
Mit Memmi's idealen Frau'ngestalten.
O, sicher spiegelte sich oft ihr Blick
In Branda's Wasserfläche, wenn sie heim
Aus Siena's Au'n, wo Blumen sie gepflückt,
Sich in den Schatten des Palast's begab,
Der ernst und stolz, und sonnenübergossen
In seiner stillen hohen Pracht, noch heut'
Vom Zahn der Zeiten unberührt sich zeigt,
Indessen Pia, Du, und Dein Geschlecht
So mächtig einst, schon lang in Staub zerfiel . . .
Doch Pia nein! Du lebst für alle Zeit,
Dein rührend Klagen und Dein Taubenschluchzen,
Jahrhunderte durchklang's, wird weiter klingen,
Wenn längst von uns schon keine Spur mehr ist.
Und Deines Märtyrthums verklärtes Weh,
Als bleiches Mondlicht wird's den Fluch durchflimmern,
Der schattenhaft auf den Maremmen liegt.
Hat Dante in sein göttlich Dichterwerk,
Das dauernder noch ist als Diamant,

Für ewig doch Dein schmachtend Bild gehaucht!
In seinem Traum von Dir sprachst Du zu ihm,
Als lichter Schatten durch das Dämmer schwebend,
Das vor der Hölle liegt: „Kehrst Du zurück
Zur Welt und ruhst Du aus nach langer Reise,
Gedenke meiner dann, denn ich bin Pia!
Siena gab, Maremma nahm mir's Leben!“ [1])

Und Deine Bitte, er vergaß sie nicht!
Denn glaube, nie sprach rührender sein Mund
Von irgend welchem Gram zum Menschenherzen,
Als Pia von dem Deinen, und Dein Leid
Ergriff mich so, daſs ich im düstern Nord,
Siena's sonnenreichen Fluren fern,
Es sing' als fremder Sänger, allen denen,
Die großer Liebe tiefe Qual versteh'n!

Der Tag erloſch, der Tag vor Pia's Hochzeit,
Da trat sie vor aus ihrer Väter Haus,
Aus deſſen Dämm'rung, wie die weiße Blüthe
Der Waſſerroſe taucht aus dunkler Fluth.
Schon barg das Sonnenlicht der Apennin,
Die stolzen Häuser schauten ernsthaft drein
Im Düster all' der Gaſſen von Siena.

Der Platz jedoch, der das gewaltige Haus
Der Tolomei trug, war überstrahlt
Von jenem süßen Licht der Abendröthe,
Den Roſen ähnlich, und, gleich einem Schmelz,
So fiel der zauberhafte Glanz auf's Antlitz,
Auf Stirn, Gewand und Hände, auf die ganze
Erscheinung jenes reizvoll lichten Mädchens,
Das auf der Schwelle lächelnd stand, indeſs
Ihr Blick zu streifen schien die wuchtigen Mauern.

Dann schritt sie, ihre Amme im Geleit,
Zum letztenmal zur Andacht in den Dom.
Denn morgen, nach der Hochzeit nahm sie Nello,
Der mächtige Herr von Piétra in sein Schloß,
Das irgendwo auf blauen Höhen stand.
Es drängte sie, noch einmal dort zu beten,
Im kühn gewölbten Schiff der Kathedrale,
Wo vor'm Altar, den eine mächtige Säule
Von seitwärts stützte, sich ein Meer von Glanz
Und Licht ergoß, aus Lampen und von Kerzen.

---

[1]) Dante Purgatorio V. Geſang.

Er war geweiht dem heiligen Ansano,
Der schönen Stadt Siena Schutzpatron.
War er doch jener jugendliche Held,
Der einst, vor Zeiten, zugeführt die Stadt
Dem Christenglauben, durch sein reines Blut,
Vergossen dann in grausem Märtyrthum,
Die That besiegelnd, die unsterblich blieb.

Es zierte den Altar sein Bild, ein Antlitz
So licht, so glanzvoll wie die Sonne selbst,
Die Schönheit heiliger Begeisterung
Verklärte es. Das dunkle Haar, schon war's
Umhaucht von jenen golddurchglänzten Strahlen
Der nahen Glorie, und es sprach der Blick
Des tiefen Augenpaares von den Wundern
Des Paradieses und der Offenbarung.
Dies süße Antlitz, jung und ritterlich,
Durchleuchtet hatte es die Kindheit Pia's,
Wie Glanz des Morgensterns durch's Frühroth glänzt.

So oft sie hörte von der Schaar der Engel,
Von deren Schönheit voll der Himmel ist,
So oft sie auch von Helden sprechen hörte,
Die Thaten übten, kühn erhaben ruhmreich,
So kleidete sie ihre Phantasie
Stets in das Bild des heiligen Ansano.
Und wenn zu ihr die Amme manchmal sprach,
Dass, bleibe sie nur demuthvoll und fromm,
Zu rechter Zeit ein Jüngling kommen werde
Gar stattlich schön, im Aug' Demantenglanz,
Auf gold'nem Pferde, wie in hübschen Märchen,
Da stets erschien auch dieser Ritter ihr
In der Gestalt des heiligen Ansano.
Sie mußte sich ihn also denken, träumte
In ihrer kindlichen Glückseligkeit
Von etwas wunderbar Geheimnisvollem,
Davon sie manchmal sagen schon gehört:
Es gäb' Verbindungen, die die Bewohner
Des Paradieses schlößen mit den Menschen.
Warum doch also konnte sie nicht sein
Des Heiligen Braut? . . .

Wenn sie doch Braut sein mußte,
Zur Jungfrau aufgeblüht kein Kind mehr war?
Und als sie nun zur Kathedrale schritt
Zum letztenmal, ihm Lebewohl zu sagen,
Für lang', dem auserwählten Heiligenbild,
Gedachte lächelnd sie der Kindheitsträume

Sprach unwillkürlich zu sich selbst: „Wie anders
Ist doch das Leben wenn wir's kennen lernen,
Als es uns schien, bevor wir es gekannt!"
Wie hatte sich's so seltsam doch begeben
Mit dieser ihrer Brautschaft . . .

Im Palast
Der Hinterflügel, einsam, abgelegen
Von großen und geräuschvoll prächtigen Sälen,
War ihre Heimat, und sie wuchs dort auf
Gleichwie im Schatten eines Klosters. Selten
Erblickte sie ein anderes Gesicht
Als das der Mutter, das der alten Amme.
Wohl hie und da kam zu Besuch ein Mägdlein
Von gleichem Alter wie sie selbst, doch stets
Nur im Geleit von älteren Verwandten.
Auch kam ein Priester, der sie lesen lehrte
Und schreiben, sie im Glauben unterwies.
Die Mutter lehrte sie Gesang, und auch
Die Harf' und Laute spielen, pflanzte ihr
In's Herz den Schatz all ihrer liebsten Lieder.
Dem Vater aber, der des Sohns entbehrte,
Und ihr statt solchem ob des Ruhms der Ahnen
Den Stolz erweckte, dankte sie Belehrung
Darüber, was im Dienst der Christenheit
Die Ritterschaft geleistet hatte; auch
Erkenntnis der Bedeutung Siena's, drob
Ihr Herz in Lieb' zur Vaterstadt erglühte.

Kaum kannte sie die allernächsten Gassen:
Nur die, die von den Thoren des Palasts
Zur Kirche führten, oder jene, die
Sie ging durch's stets bewachte Thor in's Freie,
Sobald es lenzte, in das Grün der Au'n
Zum silberfarbenen Olivenhain.
Doch sah von hochgeleg'ner Stube aus,
Wo sie in Stille aufwuchs, weit der Blick
In's reich gesegnete toscanische Land.
Wie oft versenkte ihre Seele sich
In's Unbekannte, jenseits blauer Höh'n,
Von dem sie sonst nichts wusste, als dass dort
Auch and're Städte noch gen Himmel ragen,
Doch keine so erhaben und so schön,
Vom Lichte der Unsterblichkeit verklärt,
Wie ihr Siena! Ach, dann schwärmte sie,
Wenn sie ein Jüngling wär', hinaus zu zieh'n
In jene unbekannte weite Welt,
Sie zu erobern mit dem Schwert, doch nicht

Für sich, o nein, nur einzig für Siena.
So lebte Pia hin, und eines Tags,
Im Mai, sie zählte damals kaum neun Lenze,
Erging sie sich im alten Gartenraum
Auf den ihr Vaterhaus den Schatten warf.
Da kam die Mutter, führend an der Hand
Ihr einen schlanken schönen Knaben zu,
Um vier der Jahre älter schon als Pia.
„Hier, Pia, sieh, weißt Du wen ich Dir bringe?
Es ist Dein Bräutigam", sprach sie zu ihr.
„Seid ihr erwachsen, Du, und Sandro Ghizi,
So wird aus euch dereinst ein Ehepaar,
Es hat euch eurer Väter Wunsch verlobt."
Dann wendete sie sich dem Sandro zu,
Und sagte ihm: „Nun küsse Deine Braut."
Verlegen stand der Junge, schlug den Blick
Zu Boden ohne sich zu rühren. Pia
Mit großen kindlich träumerischen Augen
Besah den Bräutigam sich, dann rief sie aus:
„Ich mag ihn nicht, denn er ist furchtsam, mir
Steht an ein Held, der sich die Welt erobert."
Im Geiste sah den heiligen Ansano
In vollem Glorienglanze sie vor sich,
Und düster maß wie einen Eindringling
Ihr Blick den Sandro, dem die Wangen brannten.
Da lächelte Prudenzia, ihre Mutter,
Und sagte nur: „Wie Du doch vorlaut bist!
Die Zeit wird kommen, die Dich lehrt, daß schweigen,
Und auch gehorchen, ist das Loos der Frau.
Wohl sicher wird aus Sandro einst ein Held,
Wenn er auch deshalb nicht die Welt erobert;
Jetzt spielt zusammen, denn er ist Dein Gast!"

Da weigerte sich Pia weiter nicht,
Und plötzlich waren Beide gute Freunde,
Und Beiden war es leid, als man vom Spiel
Sie abends weg zu einem Gastmahl rief,
Bereitet jenem jungen Paar zu Ehren.
Die Festlichkeit blieb lang ihr im Gedächtnis,
Denn Pia saß als Braut auf hohem Sitz
Im Saal an jenem Abend, und man flocht
In's Haar ihr Perlen. Sandro ihr zur Seit'
Gekleidet in Brocat, und einen Dolch
Im Gürtel strotzend von Rubinen. Gleich
Verlobten bot man ihnen Speis und Trank
Aus Schüsseln und aus Kelchen blüthumwunden.
Gar wonnig duftete der holde Schmuck;
Doch Sandro, als er seine Braut sollt küssen,

Ward wieder schüchtern, wendete sich ab,
Es lachte wer es sah. Dies Lachen doch
Verdroß jetzt Pia bis zu bittren Thränen.
Da brachte man die Weinende zu Bett.

Die Zeit verging, verging, doch Sandro kam
In's Haus der Tolomei niemals wieder.
Denn bald nach jenem festlichen Verlöbnis
Brach aus ein heftiger Aufruhr in der Stadt,
Und Sandro's Vater fiel in den Verdacht
Verrätherischen Umtriebs, und bevor
Die Schmach ihn traf der schimpflichen Verweisung
Aus seiner Vaterstadt, verließ er sie,
Und ging, die Fremde suchend, fort im Zorn,
Ob großer Unbill bis zum Tod verletzt.
So waren alle Bande aufgelöst,
Der Name Sandro schwand aus dem Gedächtnis
Der Pia . . .

Und die Zeit verging, verging.
Es hörte Pia auf ein Kind zu sein.
Und einst, wie groß war ihre Überraschung,
Ward im Palast ein rauschend Fest gefeiert,
Und man gebot ihr: „Pia, schmücke Dich,
Es harren Dein die Gäste, zeig' Dich ihnen".
Als träte sie aus einer Klosterzelle,
So hold verwirrt betrat den Festsaal sie,
Den lärmenden: sie glich dem jungen Vöglein,
Das seinem Nest zum erstenmal entflog.
Man schien zu ihrer Huldigung versammelt;
Der Blick der Mutter hing mit Stolz an ihr,
An ihrer mädchenhaften Würd' und Anmuth
Voll Reiz und Kindlichkeit . . . Doch rasch gab diese
Auch and'ren, ernsteren Gefühlen Raum
Als sie von jenen Thaten sprechen hörte,
Die Nello Herr von Pietra heldenhaft
Um Siena's Willen ausgeführt, es hörte,
Wie er durchkreuzt der Florentiner Einfall,
In Flucht geschlagen deren Kampfgenossen,
Im Sturm die Feinde angriff und besiegte.
Da brannten in Begeist'rung ihr die Wangen,
Wie strebte sie den Helden zu erschau'n,
Der Siena's Ruhm zu größ'rem Glanz erhob.

Des and'ren Tages feierte der Held
Den Einzug in die Stadt, und ganz Siena
Entgegen jauchzte ihm, und Pia stand
Im Fenster an der Seite ihrer Mutter.

Als sie auf stolzem Roß ihn nahen sah
Den braunen Mann mit seinem düstern Blick,
So kühn und tief, und mit dem dunklen Bart,
Der ihm auf gold'nen Panzer niederfloß,
Als dann sein Roß ihn immer näher trug,
Da hielt sich Pia länger nicht, und rasch,
Indeß die Mutter winkte mit dem Schleier,
Nahm sie vom Busen eine Rose sich,
Wie Herzblut roth, und warf ihm diese zu.
Sie fiel zu Boden. Nello sprang vom Pferd,
Und hob die Rose auf, und wie ein Blitz
Empor sein Falkenblick zur Jungfrau flog,
Die oben in glückselger Unschuld stand
Und ohne jegliche Verwirrung sah,
Wie sich der Held vor ihr verneigte tief,
Dann weiter ritt, den Blicken bald entschwand.

Zu ehren ihn, gabs Feste, Tag um Tag,
Man lud den Helden überall zu Gast.
Der Tolomei gastlich Haus, bestrebt
Es allen anderen zuvor zu thun,
Lud ihn zuerst. Da sah ihn Pia nah.
Begeistert dachte sie: Das ist ein Held,
Ein richtiger Held, wie flammen ihm die Augen!
Wie stattlich die Gestalt! Voll freien Muths
Ist sein Gebahren edel, ritterlich.
Wie würdevoll, wenn er vertieft in Denken
Mit seiner braunen Hand den Bart sich strich,
Durch dessen Schwarz sich Silberfäden zogen.
Wie hatte seine Stimme tiefen Klang!
Erzählte er, bewundernd hing an ihm
Dann Aller Blick, gefesselt durch sein Wort.
Wie bebte Pia's Herz, wenn er beschrieb
Gefahr und Kämpfe, und wie ward ihr wohl
Wenn lächelnd er erzählte wie ihn Gott
Beschützt . . . O sicherlich, ihm stand zur Seit'
Ein Engel mit demant'nem Schild! So dachte
Sich Pia, lauschend seiner Schilderung,
Zur Seite ihrer Mutter ungestört,
Und um so besser nur, weil in's Gespräch
Er selten zog sie selbst, nur stumme Ehrfurcht
Und Höflichkeit erweisend ihrer Jugend.

Ein Mond verfloß, da Pia abends einst
Hinunter in den Garten sich begab,
Der hin sich zog im Rücken des Palastes.
Sie band sich eben einen Rosenstrauß,
Da trat zu ihr die treu besorgte Mutter

Und faßte lächelnd ihre Hand, und schien
So ganz besonders zärtlich und bewegt,
Daß Pia, hingenommen, barg ihr Haupt
Am mütterlichen Busen, und den Blick
In deren feuchtes Auge tauchend, frug:
„Du liebst mich doch?“ Da strich der Mutter Hand
Ihr über's Haar: „Du fragst noch, böses Kind?“
Die Mutter sprach's; „Doch höre“, fuhr sie fort,
Zu künden hab' ich eine Botschaft Dir.“
Die Stimme zitterte, und Pia schien's,
Als sei die Mutter bleich; warum ihr Herz
Zu klopfen drob begann, sie wußt' es nicht.
„Dein Vater sendet mich, und noch jemand;
Nun rathe wer? Dein Köpfchen schüttelst Du?
Nello der Held! Du lächelst? Günstig Zeichen!
Mein Kind, es hat Dein Vater Dich verlobt.
Nello von Pietra ist Dein Bräutigam.
Mein Liebling, sprich, Du dankst darob doch Gott?“

Da faßte Pia kaum vor Staunen sich,
Nicht Freud' nicht Leid empfand sie als sie sprach:
„Wohl muß ich dankbar sein, er ist ein Held,
So ruhmreich und so groß! Jedoch sein Bart
Ist schon ergraut, wie der von meinem Vater“ . . .
Die Mutter lachte und dann sagte sie
Die Worte nur: „Nun komm' sie warten schon!“
In einen großen düstern Saal, darin
Der Bräutigam harrte, ward geleitet Pia.
Und auf dem Weg, eh' sie den Saal erreicht,
Sah sie vor sich im Geist Ansano's Bild
Sein Antlitz reizvoll in der Glorie Licht.
Ihr kams zu Sinn: so hatte sie sich stets
Im Geiste ihren Bräutigam gedacht.
Und noch etwas stieg plötzlich vor ihr auf,
Ein unbestimmt und nebelhaft Erinnern.
Wie krampfhaft griff sie nach der Mutter Arm,
Den diese hob die Thür des Saal's zu öffnen,
Und flüsterte: „O Mutter, hör' mich an!
Mir fällt jetzt ein . . . Ich ward ja schon verlobt,
Ich bin ja Braut, schon seit der Kindheit Tagen . . .“

„O geh' nur, geh'“, die Mutter lächelnd sprach,
„Du weißt ja doch, daß fortzog Sandro Ghizi . . .
Und längst das Schicksal euren Bund zerriß.“
Sie öffnete die Thür, Nello stand auf,
Entgegen eilt' er ihnen rasch und drückte
Auf Pia's weiße Stirne einen Kuß.
Sie hob den Blick zu seinen braunen Augen,

D'rin kühn der Geist in heißen Flammen stand
Und mächtig überkam Bewunderung sie
Und Stolz, daſs solch' ein großer Held wie er
Geruht, aus allen Mädchen Siena's sie
Sich zu erwählen, und sie barg ihr Antlitz
Voll keuschen Reizes an der Mutter Brust
Und lispelte: „O Mutter, ich bin glücklich!"

So ward aus Pia plötzlich eine Braut,
Die Braut des Helden von Siena, Nello
Von Pietra, jenes mächtigen Besitzers
Von Schlössern ohne Zahl in den Maremmen.

„O wahrlich, wie ein Traum kam's über mich",
So dachte sie, an alles nun gemahnt,
Da sie zum Dom jetzt mit der Amme schritt.

Tief düster war es in der Kirche schon,
Nur der Altar des heiligen Ansano
Stand voll im Glanz der weißen Wachslichtkerzen,
Und ungestörte heilige Stille rings.
Es gibt ein Schweigen, und das tiefste ist's,
Das rinnt durch unser Ohr wie Wasserrauschen,
Ein ewig gleicher Strom der uns versetzt
In's unbestimmte, Welt und Zeit entrückte.
Die Maid ergriffen von dem Zauber ward,
Und ihre Phantasie, die stets empor
Sie trug in lichte Höh'n, entflammte sich.
Nach Andacht lechzend, eilte sie so rasch
Durch's Schiff der Kathedrale zum Altar,
Daſs sie der Amme aus den Augen schwand.
Zum kleinen Kessel mit geweihtem Wasser,
Der niederhing an feinem Eisenstab,
Schon Pia ihre Hand erhoben hielt,
Als aus dem Schatten, einer Säule nah',
Ein Bildnis tauchte, dessen Anblick ihr
So überwältigend entgegen trat
Und sinnbetäubend, daſs ihr wie versteinert
Die Hand erhoben ohne Regung blieb . . .
Denn, welch' ein Wunder! Vor ihr stand im Licht
Der heilige Ansano selbst in Wahrheit!
Sein süßes Antlitz, jugendlich und schön,
Sein dunkles Haar, von Strahlen naher Glorie
Schon überglänzt, und seine Strahlenaugen,
In ihrer feuchten Tiefe sprachen sie
Von allen Wundern ihr des Paradieses! . . .

Die Täuschung währte Augenblicke nur.
Mit Tropfen des geweihten Wassers netzte
Der Jüngling seine Finger, und dabei
Erblickend Pia, die er sich genüber
In staunender Betäubung stehen sah —
Berührten seine Finger auch die ihren,
Kaum merklich, in bescheid'ner Höflichkeit,
Damit auch sie das heilige Nass empfange.
Da ward sie ihrer Täuschung sich bewusst.
Sie sah jetzt, dass dies Ebenbild Ansano's
Dem Heiligen selbst nicht glich, und nur den Blick
Besaß von seinen geistbeseelten Augen,
Den süßen Reiz, dem Lenz des Lebens eigen.
Und jenes Blickes schwärmerischer Glanz
Drang gleich dem Frühlicht, kündend uns das Nah'n
Der Sonne ihr in's Innerste. Das Herz,
Bisher noch schlummernd, tief und still, begann
Zu regen sich im Schlaf; und Sehnsucht, nie
Gekannt und wunderbar entstieg dem Grund
Der Seele, trat empor ihr auf die Lippen,
Rief dort ein Seufzen wach, so bang, so schwer,
Und ach, vernichtend völlig ihre Ruh'.

Da senkten Pia's Augenlider sich,
An Weiße zweien Lilienblättchen gleich,
Und als der Augen träumerischer Blick
Nach innen schaute, von der Wimpern Nacht
Bedeckt, da war die Seele wie in Nebel
Gehüllt von Schwermuth und von Schwärmerei.
Sie wusste nicht, was plötzlich ihr geschah'n,
Sie ahnte nicht, dass es die Liebe war,
Die all' ihr züchtig mädchenhaftes Sein
Sich jählings mit Gewalt erobert hatte ...
Die Hände faltend, sank sie auf die Knie,
Doch kein Gebet entrang sich ihrer Brust ...
Sie hob den Blick zum Heiligenbild, da war's,
Als flüst're eine Stimme ihr in's Ohr:
„Du suchst mit Deinem Blick nicht den Altar
Mit seinem Heiligen, Du suchst den Jüngling!"

Schon fand sie ihn nicht mehr, doch ahnte sie
Noch seine Nähe dort im tiefen Schatten,
Der aus der Kirche eine Grotte schuf.
Da packte sie's wie Furcht. Die Hand der Amme
Ergriff sie zitternd: „Komm," gebot sie leis',
„Nach Hause lass' uns geh'n". Die Beiden gingen,
Und Pia wie im Traum durchschritt die Stadt,
Den Blick zu heben, nicht mehr wagte sie's.

Indeſs die Amme ſah den Jüngling wohl,
Der durch die Dämm'rung ihren Schritten folgte,
Bis er in's majeſtätiſche düſt're Haus
Der Tolomei beide treten ſah. —

Die ganze Nacht lag Pia ohne Schlaf
Auf ihrem Lager, bleich und ſtarr wie Marmor.
Und ihre Lippen fragten murmelnd nur:
„O Gott was iſt mit mir? Weshalb der Schmerz
Der ſo mich quält? O ich bin undankbar!
Mein Loos, ich weiß, iſt ja beneidenswerth,
Was treten mir die Thränen denn in's Aug'?

Des Morgens, als die Mutter zu ihr trat,
Da kam ihr vor, als wiſſe ſie es nun,
Was ihr den Buſen gar ſo ſchwer bedrücke;
O ſicher, das Gefühl der Trennung war's
Von ihrer theuern ſüßen Mutter, das
Zog wohl das Herz ſo grauſam ihr zuſammen.
Sie brach in Thränen aus. Die Mutter drückte
Sie feſt an ſich, und über ſie gebeugt
„Vergib mir meine Schwäche", bat ſie leiſ',
„Daſs ich der Härte Deines Vaters nachgab!
O wie ich's jetzt bereu'! Mein weißes Täubchen,
Für's ganze Leben ausgeliefert nun,
Bevor Dein ſchlummernd Herz erwacht' und ſelbſt
Den Flug ſich wählen konnt' zu Licht und Leben."
So ſprach ſie flüſternd, weinte heiß dabei.
Es ſchaute Pia mit Verwunderung
Der Mutter Gram, den ſie nicht faſſen konnte
Und ſagte nur: „Ich kann Dich nicht verſteh'n."

„O um ſo beſſer!" ſprach die Mutter leiſ',
Und küßte ſie von neuem. Mädchen dann,
Sie brachten Perlen, köſtliche Gewandung,
Geſchmeide, und den Schleier weiß wie Schnee.
Geſchmückt ward Pia für den Gang zum Dom,
Geführt zur Kirche dann, und in den Gaſſen
Da drängte ſich die Menge, und man rief:
„Den Engel ſeht, der wie vom Himmel ſtammend
Die Stadt durchſchreitet! Gott hat ihn begabt
Mit demuthvoller Schönheit. Glücklich der,
Der ſein nennt dieſen reizvoll blühenden Zweig
Vom mächtigen Stamm erhab'ner Tolomei."

Wie ſelbſtbewuſst trug Nello doch ſein Haupt!
Wie ſtolz durchſchritt er heut' die lauten Gaſſen! . . .
Dann nahm die Kathedrale Beide auf,

Der Priester wechselte die Ringe, legte
Die Hände Beider ineinand', und Pia
Erhob den scheuen Blick, auf daſs sie schaue
In dessen Antlitz, der ihr Gatte ward.
Und Nello sprach: „Wie glücklich preis' ich mich,
Daſs einmal ich im Kampfe unterlag.
Kein Sterblicher, ein Gott hat mich besiegt!
Der Gott der Liebe, stärker als wir alle.
Vor diesem Sieger streck' die Waffen ich."

Indessen ritterlich er solches sprach,
War's Pia plötzlich so, als zwänge sie
Ein etwas auf die Menge hin zu schau'n,
Sie that's, und sah ein bleiches Angesicht,
Dasselbe, das sie erst seit gestern kannte,
Und doch schon längst zu kennen, ach, gemeint . . .
Sie sah den träumerischen Blick, o ja,
Er war's, der schöne Jüngling; er, der gestern
Vor'm heiligen Altar Ansano's stand . . .
Wie hing sein Blick an ihr! Ein Glanz entströmte
Den Augen voll Begeisterung, und doch
So voll von Schmerz. Es kam ihr vor, als sprächen
Die Augen Worte, um so vieles schöner
Und inhaltsvoller richtiger als die,
Gebracht zum Ausdruck eben durch den Gatten.
Sie sprachen: „Stark ist Liebe wie Gott selbst,
Sie hat mich überwältigt, und ich sterbe" . . .

Da fiel ein Zittern Pia an wie Furcht,
Sie schloß die Augen ängstlich, denn an Kraft
Sie abzuwenden ja gebrach es ihr.
Es faſste sie ihr Gatte um den Gürtel,
Denn ihre Füße wankten, im Gefühl
Es drohe Ohnmacht ihr dem Tode ähnlich.
Erst jetzt verstand sie es, was morgens heut'
Die Mutter unter Thränen ihr gesagt!
Es fröstelte ihr Leib, die Sinne schwanden,
Kaum wuſste sie wie aus der Kirche sie
In's väterliche Haus zurück gelangt.
Dort gab es Feste, gab's Musik, Gesang,
Und Pia pries sich glücklich als entflieh'n
Sie konnt' für eine Weile nur all' dem,
Hinaus, allein, und in den alten Garten.
Sie sank in's Gras, von Bäumen rings umrauscht,
Zu sammeln suchte sie den irren Geist.

Die Kühle that ihr wohl. „Ein Hirngespinnst,
Ein Fiebertraum nur war's", sprach sie zu sich,

„Ein Nebelbild der Phantasie; es mag
Zerrinnen, nie werd' ich ihn wiederseh'n!
Des Namens bar, und des wahrhaftigen Seins
War sein Erscheinen, das mich so durchstürmte."

So tröstete sich Pia und stand auf
In's Haus zurück zu geh'n, doch eben kam
Im Garten auf sie zu die alte Amme
Und hub, ob naher Trennung weinend, an:
„Du gehst von hier und ich bin schon so alt!
Vielleicht gar sterbe ich, bevor Du heim
Nach Siena wieder kehrst", so klagte sie.

Dann fing sie Pia's Loblied an zu singen,
Pries ihre Schönheit, ihre Tugend laut,
Begann zu schwätzen, wie ein Vogel zwitschert,
Von dem, was heute in Begeisterung
Die Braut bewundernd, sich die Stadt erzählt.
„Und weißt Du süße Lilie", sprach sie schließlich,
„Der junge Mann, der gestern zu Dir trat,
Im Dom, des Abends, Sandro Ghizi war's.
Er kam zurück . . . Fürwahr zu spät, wenn's galt
Um seine Braut aus früher Kinderzeit,
Die sich indess ein and'rer Edelmann
Von selt'nerer und bess'rer Art errang,
Der würdiger ist der Tolomei Wappen
In Erbschaft zu verbinden mit dem seinen,
Als irgend einer aus der Ghizi Stamm."

So schwatzte sie, indessen Pia schwieg . . .
Was vor Minuten ein Phantom noch war,
Gewann jetzt plötzlich Leben, Wirklichkeit!
In diesem Garten stand hier Sandro einst,
Hier sprach die Mutter: „Sieh', Dein Bräutigam!" . . .

Und jetzt — ein Abgrund gähnte zwischen ihnen . . .
„O Sandro, Sandro!" Pia stöhnend rief
„Du kamst zu spät! O weh uns Beiden, wehe!"
Die Amme sah sie an entsetzten Blicks,
Da schrack zusammen Pia; sich bekreuzend
In ihrem Schrecken, schwor sie nie sein Bild
Vor ihre Seele jemals mehr zu lassen
Sich frei von ihm zu halten alle Zeit.
Sie schwur es sich.

Doch konnte sie dafür,
Dass sie ihn nochmals sah in düst'rer Gasse,
Als sie mit Nello aus dem Thor der Stadt

Hinaus auf deſſen Burg, in's weite fuhr,
Auf ferner Berge Höh'n? Sie ſchloß die Augen,
Und lehnte ſeufzend ſich an deſſen Bruſt,
Der heut' vor Gott geworden ihr Gemahl.

Die Burg, in der ſie lebte, ragte hoch
Empor aus tief und dichtem Waldesdunkel,
Und wo der Wald zu Ende, dehnten ſich
Die grünen Auen wellenförmig hin
In's weite, wo auf Hügeln wie ein Traum
Die Stadt Siena hingezaubert lag
Umglänzt von Sonne wie von Glorienglanz,
Dem Herzen leichter zu errathen als
Den Blicken es zu ſchau'n in weiter Ferne.
Und dorthin ſchweiften die Gedanken Pia's
Wenn Nello in die Buchenwälder ritt,
Und einſam ſie auf grauem Bollwerk ſaß
Des Schloſſes, oder d'rinnen im Gemach
Das eng ihr ſchien wie eine Kloſterzelle.
Wie war ſie doch ſo bleich, ſo unglückſelig!
Ja, unglückſelig, denn das Leben zeigte
Sich Pia jetzt in nackter Wirklichkeit.
Der Nimbus, den der Ruhm um Nello ſchuf,
Verſchwand als Trug. Wohin der Glanz gekommen,
Der dazumal beim Einzug in Siena
Sein Haupt umwob, ſie wußst' es ſelber nicht.
Er war kein Held, wie ſie ſich ihn gedacht,
Er war ein harter Mann, verwegen kühn,
Doch ohne Flug des Geiſtes, noch der Seele.
Verſchloſſen ſchweigſam finſter ſeine Art,
Und kalt zugleich, wenn ihm das Blut nicht wallte
In Leidenſchaft zu ihr, die ſie ſtets zwang
Zu zittern vor der Liebe bar an Zartheit,
Und vor dem Blick durch Lüſternheit entflammt . . .
Wie anders war der Ausdruck in den Augen
Des Mannes, deſſen Namen ſie verbot
Den Lippen auszuſprechen . . . Doch ſein Bild,
Im Herzen trug ſie's doch, ſtieg's unwillkürlich
In ihr empor, dann ſank ſie auf die Knie
Und rief im Staub der Engel Hilfe an
Ob ihrer Sünde weinend bitterlich.

Die Zeit entſchwand, ob langſam auch, ſie ſchwand.
Das friſche Grün der Auen blich dahin,
D'rauf duftige Roſenblüthe längſt verwelkt.
Die Vöglein ſchwiegen in den Wäldern, nur
Die Lerche ſtieg noch ſingend auf in's Blau

Des Äthers, das die Sonnengluth gebleicht,
Sie stieg empor, und sank wie blitzgetroffen
Zur Erde wieder, schweigend vor Ermüdung ...

Auch Pia sank entkräftet wie durch Gluthen
Auf's Lager eines Tag's in wildem Fieber.
Sie hatte nächtlich nur von ihm geträumt;
Geträumt, dass sie im Dome mit ihm sprach,
Dass er im Düster ihre Hand ergriff,
Ihr bitter vorwarf, dass sie das Gelöbnis
Aus ihrer Kindheit Tagen ihm gebrochen.

Sie weinte unablässig Tag's darauf,
Und sagte sich: „O Gott, was hilft es mir,
Dass wachend ich sein wundersüßes Bild
Mit aller Kraft entreiße meiner Seele,
Wenn sich's in meine Träume grausam drängt,
Mich quält und martert? ... Lieber Gott, und doch:
Entzieht sich's meinem Traum, seh' schlummernd ich
Sein Antlitz nicht, quält bitt'rer noch mich Schmerz ..."
Sie schlug gleich Büßerinnen sich die Brust,
Dann „Ich will stark sein", sprach sie sich ermannend,
„Von nun an sei mir Stütze mein Gemahl!
Ich will mich ihm vertrau'n, mich drückt nicht Schuld,
Ein böser Geist nur sandte mir Versuchung,
Und Liebe sicher heilt mich wieder, nur
Die rechte Liebe, die die Pflicht gebeut.
Ein krankhaft Wähnen war mein Unrecht, dies
Hat gegen meinen Gatten mich gehetzt ...
Noch liebt mich Nello, und auch ich, ich will
Ihn wieder lieben, helf' uns Beiden Gott!"

So sprach sie und erhob vom Lager sich
Warf ihren weißen Schleier über, und
Verließ die Burg.

Zum Buchenwalde heut'
War Nello früh geritten schon am Morgen.
Vom Jagen heim, sie wusst' es, kam er bald.
Sie kannte jenen Weg, den stets er nahm
Durch schattige Flur, und setzte seiner harrend
Sich unter einen wilden Rosenbusch.
Auf Worte sann sie sich ihm zu vertrau'n
In schlichter Einfalt, und sein Herz zu rühren.
Es kam ihr vor, als habe Sandro dann
Die Macht verloren, keinen Zutritt mehr
In's Heiligthum von ihrer Seele. „Ach,
Kehrt Nello in dies Heiligthum zurück,

Dann werd' ich glücklich sein und heil von Weh,
Wie einst da er im Saal als Braut mich grüßte,
Als mit dem Vater er auf mich geharrt
Daheim, die Mutter mich ihm zugeführt" . . .
So dachte sie, und horch! Sie hob das Haupt
Schon hörte sie das Traben seines Rosses . . .

Rings dämmrig war's, im Berusteinglanz des Himmels
Erzitterte der lichte Abendstern
Gleich eines Vögleins silbernem Gefieder . . .
Jetzt war am Waldrand Nello sichtbar, nahte,
Und Pia mit dem Ruf „O mein Gemahl!"
Warf sich entgegen ihm. Sein Roß, erschreckt
Durch ihr Erscheinen, scheute, bäumte sich.
Als Nello zornig es am Zügel riß,
Die Seiten blutig bohrte mit dem Sporn,
Da warf im Unmuth ihn das stolze Thier
Vom Sattel. Nello flammte auf, durchtobt
Von einer Sturmfluth wilder Raserei,
Ergriff des Rosses Mähne, zog sein Schwert.
„Halt ein!" schrie Pia schier verzweiflungsvoll
Und fiel ihm in den Arm. „O schone es!"
Bat sie in Thränen, „denn die Schuld ist mein,
Nur mein allein!" Doch Nello bleich vor Wuth
Stieß sie zurück, sie sank in's Moos des Bodens.
Und eh' sie zu erheben sich vermocht,
Schon hatte er des armen Thieres Brust
Mit seinem Schwert durchbohrt. Zu Boden fiel
Das edle Roß, kein einzig' Glied mehr rührend
Nach wenigen Minuten. Pia schien's,
Als hab' verendend noch sein letzter Blick
Nach ihr geschaut mit einem stummen Vorwurf.
Sie schluchzte, barg ihr Antlitz in die Hand,
Und dachte, daſs das Herz ihr brechen müße.

Und solchem Mann wollt' sie sich anvertran'n?
Sie sah es jetzt, daſs dies unmöglich war!
Nein! Ohne Beistand mußte sie allein
Die Last nun weiter tragen . . .

Wortlos schritt
Sie ihm zur Seite, heim zur düstern Burg.
Als sie den Saal betraten, sagte Pia:
„Vergib mir Nello!"

„Was auch hattest Du
An dem verwünschten Kreuzweg denn zu suchen?
Die Pest auf solch' verkehrte Weiberlaunen!"

Gab er in finst'rem Unmuth ihr zurück.
Und Pia, sie verwand in ihrer Brust
Das Weh, geweckt durch dieses harte Wort.
Sie sah ihn an mit ihrem Engelsblick
Und wandte sich zu ihm und lispelte:
„Dir sagen, Nello, wollte ich ja nur
Dass ich Dich liebe, weiter war es nichts!"
Er lachte auf und setzte kühl hinzu:
„Mit solcher Kunde hättest warten können,
Die hat doch wahrlich solche Eile nicht.
Dann hätt' mein Roß auch länger noch gelebt."

Erst jetzt ob des Verlust's besann er sich
Und ging von dannen. Pia sprach, allein
Verbleibend im verlassenen Gemach:
„Nein! Solchen Mann zu lieben ist unmöglich."

Zum erstenmal sprach sie sich jetzt das aus;
Empfunden freilich hatte sie es längst.
Und schwer sank ihr das Köpfchen auf den Rand
Des Herdes, d'ran sie saß. Sie schloß die Augen.
Als Sandro's Bild ihr in's Gedächtnis trat,
Da rief sie aus: „Nein, Sandro, nein! Nicht kennen
Soll Dich mein Herz, ich reiß' mich los von Dir,
Die Liebe ist ein Unheil, ich entsag' ihr!"
Bei diesen Worten war es ihr zu Muth,
Als bette man sie tief in einen Sarg
Hinein als eine Leiche bleich und kühl.

Von jenem Tag an sprach sie kaum ein Wort,
Und Nello nach und nach begann zu ahnen,
Wenn er in ihre Augen forschend sah,
Dass sie nicht Liebe mehr für ihn empfand.
Verletzt entzog er ihr auch seine Gunst.

Die Wälder fingen an sich bunt zu färben,
Hier gelb wie mattes Gold, wie rothes dort.
D'raus ragte unverwelklich inselgleich
Das Dunkelgrün der Fichten vor und Eichen
Das rings den Wald durchzog, und draußen schien
Auf weitem Plan der Ölbaumgärten Grau
Ein Meer zu sein von Nebeln und von Wolken.

Die Jagd lud oft jetzt Nello in den Wald,
Vereinsamt mehr als je dann Pia blieb.
Und schaute umso emsiger dorthin
Wo sie es wusste, dass Siena lag.
Oft seufzte sie: „Wenn ich nicht sterben soll

Muß ich noch einmal wiederseh'n die Stadt
Wo meine theure Mutter lebt!" — Und sieh',
Zur Wahrheit plötzlich ward ihr Traum, denn Nello
Saß eines Abends finst'ren Angesichts
Am Herd und sprach: „Mir kam unliebe Botschaft:
Um eines meiner Güter droht mir Streit.
Es liegt in den Maremmen, ist nicht groß,
Und zwischen Sümpfen gleicht, in Stein gebaut,
Das Schloß dort einer Gruft; ist ausgerüstet
Für die, so es gelüstet einige Zeit
Zu weilen innerhalb solch' düstern Mauern.
Mir ist geboten die Besatzung dort
Allmonatlich zu wechseln, daß der Pest
Sie nicht zum Opfer falle, deshalb nennt
Der Volksmund jene Burg das Schloß des Todes.
Ich aber trotzdem wahre mir mein Recht.
Begebend mich für einige Zeit nach Siena
Erhol' ich der Gesetze Beistand mir:
Find' ich ihn nicht, ergreife ich die Waffen."
So sprach zu Pia jenes Abends Nello
Und fuhr nach Siena and'ren Tag's mit ihr.

O, wie begrüßte sie die Vaterstadt,
Ihr theures Siena, das so heldenhaft
Mit seinen Thürmen in die Lüfte strebt!
Die Stadt, von welcher man bewundernd sang,
Sie sei die Mutter ritterlicher Söhne,
Und jedes Weib, in ihr geboren, schön.
O welch' Entzücken, wiederseh'n den Platz,
Wo die Paläste ragen himmelan,
Die engen steilen krummen Gassen seh'n
Mit majestätischen hohen Häuserreih'n,
An deren Simsen rings im Abendschein
Die stolzen Wappen der Geschlechter glänzen
In Gold, in Silber, und in Farben bunt
Die Kirchen all' in ihrer heiligen Pracht,
Die Brunnen, drinnen Quellen schimmern, jauchzen . . .
Vergönnt zu schauen ward ihr wiederum
Das theu're Vaterhaus! Hinein zu treten
In jene Säle, tönend unter'm Schritt
Der Männer, jene Säle, riesengroß,
Und lichtgedämpft gleich unterirdischen Höhlen.
Und ach, die alten Gärten, wo so süß
Es unter Bäumen abends sich's erging,
Von ihren hohen Wipfeln Blatt um Blatt
Jetzt still in's Gras verwelkend niedersank.
Wie glücklich war nun Pia! Oft hinaus
Sah man sie schreiten im Geleit' der Amme,

Auch mit der Mutter durch der Gassen Lärm
Zum stillen Dom. Auch weiter, vor das Thor,
Begab sie sich, lustwandelnd zu durchgeh'n
Die Ölbaumgärten, hier den Tolomei's
Und dort dem Nello eigen.

Selten sah
Des Gatten strenges Antlitz sie, und lebte
In stillem Frieden hin. Fast schien's, als wenn
Das Bildnis ganz entschwände ihrem Sinn,
Das süß verlockend ihr Gewissen schreckte.
Zufrieden mit sich selbst, sprach sie zu sich:
„Ein fester Wille wird durch Sieg belohnt,
Es hat mich Gott erhört und hilft mir weiter."

Da ging sie mit der Amme abends einst
Zurück zur Stadt nach langer Wanderung.
In dämm'rig stille Gassen bog sie ein,
Wo dort der Brunnen Branda schien zu träumen
Am grünen Abhang dicht bedeckt mit Pflanzung,
D'raus weiße Häuser in der Dämm'rung sah'n.
Erhitzt war Pia von dem weiten Gang,
Sie suchte Kühlung unter'm Brunnenbogen.
Und über's steinerne Geländer neigend
Ihr reizend Haupt, sah in der blauen Fluth
Des Wasserbeckens sie ein Stück des Himmels,
Ein einziger Stern darauf, und der erschien
Ihr als ein riesiger Demant, hinab
Gesunken in den Grund und drinnen glänzend.
Zur Amme Pia sprach: „Da sieh', ein Stern,
Herabgefallen vom Azur des Äthers,
Drin er gehangen hat als Silberblume!"

Und tiefer neigte Pia sich, erschrack;
Denn als ihr eig'nes zartes Antlitz sie
Im Wasserspiegel sah, kam es ihr vor
Als sähe sie ein zweites dicht daneben.
Und dies Gesicht war schön, die Züge schmachtend.
Zugleich vernahm sie leiser Stimme Ton,
Im Ohr wie Vogelsang ihr klingend süß.
Die Stimme sprach zu ihr: „Gelobt sei Gott,
Dass mir's vergönnt ist euch zu seh'n, Madonna,
Der weißen Blüthe der Narcisse gleich,
Wenn sie ihr duftig Köpfchen neigt zur Fluth
Azur zu trinken, der sich drinnen spiegelt,
Wenn Thau mit Perlen sie begießt, wie Euch
Solch himmlisch Naß vom Aug' in Tropfen fällt.
Ihr weinet, Pia? Sprecht, o sprecht warum?"

Doch Pia jetzt umsonst nach Worten rang.
Sie faltete die Hände, wollte geh'n:
Wo kam ihr stolzes Sieg'sbewußtsein hin?
Sie sah ihn wieder, und sie wußte es,
Noch liebte sie ihn, ja, und mehr als je!
Das denken nur daran, zu drängen ihn
Mit Willen aus der Seele Heiligthum,
Das hatte Thränen ihr in's Aug' gelockt
Und tiefes Weh in's Herz ... Sie wollte geh'n ...
Er trat ihr in den Weg und klagte ihr:
„O Pia, weiß ich's doch, kaum bin ich werth
Den Engelsblick aus Euren Augen, dennoch
Beschwör' ich Euch beim alllebendigen Gott,
Laßt Herrin mich nicht untergeh'n im Gram!
Sagt mir nur eins: ob mich doch Euer Herz
Nicht hassen wird ob meiner Worte Kühnheit?
O sprecht!"

Wie vorm Altar die Hände faltend
Stand er vor ihr, sein Antlitz todtenbleich.

Und Pia hob ihr schönes Angesicht
Benetzt von heißen Thränen ihrer Liebe,
Sie hob's zum Himmel, wortlos reichte sie
Ein kleines Zweiglein vom Olivenbaum,
Das, durch die Gärten wandernd, sie gepflückt,
Dem Sandro dar, der flüsternd Dank ihr sagte.
Die Amme drängte: „Herrin, kommt nach Haus!
Wie ist mir doch so bang! Wenn man Euch sähe!"
Sie schwieg; und Pia schrak zusammen, sah
Sie doch Gestalten nahen in der Dämm'rung,
Es waren Weiber, Krüge auf den Köpfen.
Sie wollte geh'n, doch Sandro flehend bat:
„Gewähret nur noch einmal mir Madonna,
Daß ich Euch spreche, dann, dann will ich fort
Für immer in die weite Welt!"

„Unmöglich!"
Die Amme rief's, „Wo sprächet Ihr die Herrin?
Sie ist bewacht, wo immer es auch sei."

„Madonna! O erfüllet meine Bitte,
Für alles andre laßt die Sorge mir!"

So bat er wieder, und betäubt, verwirrt
Bejahte Pia, nickend mit dem Haupte.
Dann eilte sie hinweg von Schreck durchbebt.

Die Tage schwanden, Pia lebte hin
Von Angst gefoltert, und bald wollte sie
Der Mutter, bald dem Nello alles sagen.
Doch Lapa, ihre Amme, hob, dies hörend,
Zum Himmel ihre Hände auf entsetzt.
„Du willst wohl seinen Tod, unglücklich Kind?“
So rief sie aus. „Hast Du es auch bedacht
Dass, fließt sein Blut, auf Dich die Schuld nur fällt?
Hast Du Dich Deinem Gatten anvertraut,
Gibt er vielleicht Dich frei, doch glaube sicher,
Den Sandro tödtet er! Und Deine Mutter?
Die hütet Dein Geheimnis sicher gut,
Und schweigt, doch deis' sei überzeugt, sie sorgt
Dafür, dass Sandro Ghizi bald verschwindet
Mehr als sein Leben gilt ihr Deine Ruh'.
Gibt's denn so wenig Leute in Siena,
Die ihm, um einen Beutel halb voll Gold,
Verrätherisch den Dolch in's Herz nicht stoßen,
Wo es auch sei, glückt's anders nicht im Dom?“
Es machte solche Drohung Pia stumm.
Zu Eis ward' all' ihr Blut.

Doch Lapa einst
Geleitete zu Nacht sie in's Gemach,
Wo Pia schlief, und raunte dort ihr zu:
„Ich hab' ihn heut' gesprochen; glaub' mir, Pia,
Der Arme stirbt; er stirbt aus Lieb' zu Dir.
Du hast ihm Unterredung zugesagt,
Nun komm' wenn's morgen Abend wird, zur Kirche,
Zu solcher Stunde ist sie menschenleer,
Und leistet Bürgschaft auch die Heiligkeit
Solch' eines Ortes der Zusammenkunft,
Dass es nicht sündhaft sei noch anzuhören
Den Armen und, was er Dir sagen will.“
Da gab ihr Pia, blass wie eine Leiche
Zur Antwort: „Niemals, niemals werd' ich geh'n!
Du marterst mich wie er es that. O schweig'!“

Den ganzen Tag lag sie im Bann der Qual
Gleichwie in Schauern eines wilden Fiebers.
Doch als es Abend ward, zog sie sich an,
Und sprach zur Amme: „Ja, ich hab's versprochen,
Nun komm' mit mir, dass ich ihm sag' Lebwohl!“

Da lachte sie die Alte listig an.

Im Dom war's dunkel, leer, gespensterhaft.
Nur ewige Lampen, gold'ne, silberne,

Erschimmerten vor einzelnen Altären.
Bewegung lieh ihr ungewisses Licht
Nur scheinbar freilich jenen großen Schatten,
Die niedersanken einem Bahrtuch gleich
So traurig vom Gewölb' der Kathedrale.
Von zwei Altären nur aus Kerzen floß
Ein breiter bleicher Lichtstrom hin durch's Düster,
Von dem des heiligen Ansano und
Von dem der schmerzenreichen Mutter Gottes.
Er stand am Eingang, ab vom Kirchenraum
Schloß ein geschmiedet Eisengitter ihn,
Auf dessen feiner Drahtverzierung sich
Ein sternenhaftes buntes Flimmern zeigte,
Das aus der Krone Edelsteinen brach,
Die auf der Mutter Gottes Marmorstirn
Goldschimmernd lag, und aus dem Griff des Schwertes,
Das tief in heiliger Brust ihr stack.

Und Pia
Den Dom betretend unwillkürlich stand
Dort still, indessen Lapa flüsternd sprach:
„Hier bet' zur Mutter unser Herrn um Frieden!"
Herab sank Pia's Köpfchen auf die Brust,
Sie trat in die Capelle. Lapa schloß
Das Gitter leis' und kniete vor ihm nieder.
Es barg der kleine Raum ein marmorn' Grabmal,
Ein stolzer Bischof drin zerfiel in nichts:
Von all' dem Glanz und Ruhm ihm einst zueigen,
Barg weißer Marmor eine Handvoll Staub
Und trug als Schmuck rings um den Sarkophag
Mit Erz verzierte Gruppen, hier von Engeln,
Von Heiligen dort. Ein ungewisses Licht
Gab flackernd mit den weh'nden Schatten rings
All' den Gestalten einen Schein von Leben.
Da regte jetzt, wie durch ein Wunder, sich
Aus ihnen eine wirklich, die am Grabmal
Im Dunkel kniete. Es erbebte Pia.
Sie sah in weißem Mantel Sandro Ghizi.
Unmöglich war ihr's, einen Schritt zu thun,
Denn wie versteinert stand sie, regungslos,
Vom vollen Schein der Lichter überglänzt,
Erhoben ihr Gesicht zur Gottesmutter,
Schien sie zu klagen ihr mit feuchtem Aug':
„Nur Dein von einem Schwert durchbohrtes Herz
Fühlt noch ein größ'res Weh, als ich erleide! . . . ."
Zu Füßen ihr im tiefen Schatten knieend,
Gedeckt durch jenes bischöfliche Grabmal,
So daß im Kirchenraum ihn niemand sah,

Verweilte Sandro Ghizi demuthvoll
Und lispelte, es klang wie ein Gebet:
„In heiliger Schönheit, Pia, schreitest Du,
Der jungen Sonne gleich, aus Gottes Hand
Entsendet in die Welt, uns seinen Ruhm
Und seine Allmacht neuerdings zu künden ...
Denn wer, der Dich geschaut, lobpreist nicht Gott,
Lobsingt nicht ihm von Dankbarkeit erfüllt,
Daſs er ein Wesen schuf, wie Du es bist,
Der Welt zum Schmuck als herrlichste der Kronen?!
O Pia, wie unsäglich lieb' ich Dich!
Du warst der Traum all' meiner Jünglingsjahre
Die ich verbrachte fern in der Provence
Am Meere, dessen Unergründlichkeit,
Deſs lichter Glanz an Deinen Blick gemahnt,
Nur birgt es nicht wie dieser einen Himmel!
Ich lebt' in meiner Mutter Vaterland,
Dem Land des süßen Sangs der Troubadoure.
Auch ich gab ihrer holden Kunst mich hin.
Ein überirdisch Ideal mir suchend
Flog stets mein Geist zu Dir, und nur zu Dir,
Die man mir schon in der Kindheit gab.
Als ich erwuchs, floß mir Dein Bild zusammen
Mit dem, was mir auf Erden schönstes galt.
Es floß zusammen mir mit jener Stadt,
Nach deren Anblick ich in Sehnsucht hab'
Gehungert und gedürstet. Endlich kam ich,
Erblickte Dich, und ohne Dich zu kennen,
Hat Liebe mich beim ersten Blick durchflammt
Dem Blitze gleich; ich wähnt' mich untreu jener,
Die mir der liebste Traum auf Erden war,
Und sah, daſs, wo ich treulos mich gewähnt,
Mein Herz durch höher'n Wink das richtige fand.
Die Liebe war's, die mich hieher geführt
In's Düster dieſes Doms; denn kennen lernen,
Was Gott mir einst bestimmte, wollte ich.
Doch wehe, weh! Geraubt hat mir das Schicksal,
Was Gott mir zugedacht!" Und Sandro barg
Sein Antlitz in die Hand, und schluchzt', als müße
Das Herz ihm stille stehen.

Pia schien
Erstarrt zu einer Säule, und den Tod
Im Herzen, schaute sie das bleiche Bild
Der Mutter Gottes wieder an und dachte:
„O heilige Mutter, süßer Gnaden voll,
Gibt's größeres Leid als seines und das meine?"
Dann legte sie ihm ihre weiße Hand

Auf's Haupt, und sprach mit leiser Stimme Ton:
„Lass' ab, o Sandro, Mitleid üb' mit mir,
Zerreißt doch dies Dein Weinen mir das Herz!
Wie kann ich stark sein, wenn Du schwach Dich zeigst?"
Er hob sein Antlitz, sah in's Auge ihr,
Und beide schwiegen lang. Dann ging ein Glanz
Von ihren Blicken aus wie der von Sternen,
Umspielte Beider Lippen strahlengleich,
Und Beider Seelen sprachen zueinander:
„Ich liebe Dich, ach, dennoch lieb' ich Dich,
Und jetzt und ewig werde ich Dich lieben!"

Dann löste sich des Schweigens Bann, er bat:
„Sprich aus mit Worten was Dein Blick mir sagt!
Bezaubert ist mein Aug', bezaub're auch
Mein Ohr! Sprich, Pia, aus, dass Du mich liebst!"

Sie lächelte ihn traurig an und sprach:
„Mein Denken kennst Du, mehr verlange nicht.
Ich bin nicht frei, und meine Pflicht gebeut,
Dass dem Gedanken ich das Wort versage.
Verräth Dir das nicht mehr als dessen Klang?
Die Pflicht, o Sandro, ich erwach' zu ihr!
Knie nieder am Altar mit mir, und lass
Uns beten, dass uns Gott die Kraft verleih'
Sie zu erfüllen, diese schwere Pflicht!"
Dann sank sie, eine sturmgebroch'ne Lilie,
Im Schmerz zusammen, das Gesicht zu Boden.

Es gab der Anblick ihm die Kraft zurück.
„Nicht deshalb", rief er, „suchte ich Dich auf,
Dass ich, Du meiner Seele Licht, Dich ziehe
Herab aus Deiner Höhe in den Staub . . .
Ich weiß, dass ich von Dir mich trennen muß,
Vergönne nur, dass nicht sofort es sei,
Dass ich die Stadt verlasse, gib mir Zeit,
Bis ich's gelernt, nie wieder Dich zu seh'n!
Versprich mir's, dass wir wiederum uns treffen."
Pia erhob sich, sammelnd ihre Kraft,
Und sagte: „Nein, nein Sandro, niemals mehr!
Ich liebe Dich, und dieses sei Dein Trost!
Verzeih mir's Gott, ich sprach das sündige Wort! . . ."

Auf ihren Wangen stand die Scham in Flammen,
Sie kämpfte schwer an ihrem innern Kampf.
Doch er, fest hielt er ihre Hand und sprach:
„Gott selber gab dies Wort Dir in den Mund,

Dem es entschlüpfte wie die Rosenblüthe . . .
Laß Deine Hand mich küssen und den Saum
Von Deinem Kleid, die Fußspur Deiner Schritte . . .
O Pia, Pia, denkst Du noch daran,
In eurem alten schattenreichen Garten,
Wie wir gespielt zusammen, Du und ich?
Beim Gastmahl dann, wie ich Dich nicht wollt küssen?"

Es schwiegen Beide in glückseligem Traum
Solch lieblicher Erinn'rung sich verlierend,
Vergessend all das Leid der Gegenwart . . .
Ein süß Geplauder Sandro drauf begann,
Das hoch im Kirchenschiff ein Echo schuf.
Gleich Sternen funkelte das ewige Licht
Der Lampen da und dort, und Beiden war's,
Als schritten sie in einer Sommernacht
Durch einen Wald. Der Worte eingedenk
War Pia, die sie sich dereinst gesagt,
In düstrer Burg des Gatten, dass die Liebe
Ein Unheil sei. Sie schüttelte das Haupt
Und dachte: nein, sie ist das höchste Heil,
Ist Seligkeit selbst noch für den, der sie
Bezahlt mit Blut, mit Thränen, Leid ohn' Ende!
Und d e r Gedanke rief ihr nun zurück
Die bitt're Wirklichkeit. Sie legte jetzt
Die weiße Hand auf seinen Mund und sprach:
„Uns trennen müssen wir, denn es ist Zeit!"

Ihn also mahnend ging ihr durch das Herz
Ein krampfhaft Zittern, dumpf schrie Sandro auf
Und bat sie flehentlich: „Versprich es mir,
Dass Dein beglückend Antlitz wiederum
Ich schauen, wiederum Dich sprechen darf."
Da raffte sie zusammen ihre Kraft,
Ergriff ihn bei der Hand und trat mit ihm
Vor den Altar, die Antwort ihm ertheilend:
„Mein Sandro, nein! Lass uns für immer scheiden,
Uns drückt nicht Schuld, und schuldlos bleiben wir.
Verschließ' in Deiner Brust mein Bildnis rein!
Dein Leiden kenn' ich, duld' ich doch das gleiche.
Nicht murren dürfen wir! O sieh' Dir an
Die Mutter Gottes! Trug sie nicht an Leid
Das grausamste, das nur zu tragen möglich?
Sei stark, mein Sandro, Schmerz ist ja der Weg,
Der führt auch uns wohl nach Jerusalem,
Wo dort des Glückes Palme wächst, nicht hier.
Wir wallen solcher Wallfahrt Dornenpfad . . .
Für hier Lebwohl! Doch dort auf Wiederseh'n! . . .

Auf's neue, Sandro, Dir verlob' ich mich,
Denn meine Seele, all' mein Denken, Sein,
Der Schlag des Herzens voll Begeisterung
Ist Dein, dies Leben trennt uns, doch die Liebe
Hat uns vereint; sie bleibt, das Leben endet!
Gib mir, mein Sandro, den Verlobungskuß,
So rein, so keusch, so heilig brüderlich
Wie dieses Ortes Heiligkeit ihn heischt."
Sie neigte ihre lilienweiße Stirn,
Die Sandro dreimal küßte, bleich in Thränen,
Und so als bette er sie in das Grab.

Es schloß die Augen Pia fest, auf daß
Er d'rin nicht lese der Verzweiflung Weh',
Entwankend der Capelle; taumelnd trug
Sie ihres Kreuzes schwere Last. Doch Sandro
In Wahnsinnsqualen grub die Fingernägel
Sich in die Brust, und flüsterte ihr zu:
„Nein, Pia! Beim lebendigen Gott, unmöglich
Ist solch' Entsagen! Nicht zum letztenmal
War's, daß ich Dich gesprochen, Dich geküßt."

So flüstert er, sie aber war entfloh'n
Und rasch, daß kaum die Amme folgen konnte.
Sein Weib daheim empfing der Gatte düster.
„Ihr war't zum Beten lange aus, mich dünkt
Zu lang! Pflegt künftig eurer Frömmigkeit
Daheim des Abends und in eurer Stube.
Der Gassen Dunkel für ein ehrbar Weib
Ein Schlüssel sei's, der in das Haus sie sperrt."

Er sprach's. Aus Pia's Antlitz wich die Farbe
So plötzlich, daß es Nello stutzen ließ.

Es schreckten nachts ihn wunderliche Träume,
Und er erhob sich, schlich in ihr Gemach.
An eine Säule, die den Baldachin
Von ihrem Bette trug, stand er gelehnt,
Und schaute in ihr bleich und schön Gesicht
Beim Schein der Lampe, die von hoher Decke
An einer Kette schwankend niederhing . . .
So stand er lang, verwundert hörte er
Sie weinen, leis' im Schlaf, sah Tropfen rinnen
Vom Aug', doch lispelte kein Wort ihr Mund . . .

Er starrte fort und fort sie an, da biß
In's Herz ihn des Verdachtes giftige Schlange.
„Ich werde wachsam sein," sprach er zu sich.
Dann ging er langsam in sein Schlafgemach.

Die Zeit verſtrich, und bald ſah Nello ein,
Nicht nöthig ſei's die Gattin zu bewachen.
Verließ ſie doch das Haus nicht mehr, und blieb
Daheim in ihre Zimmer eingeſperrt.
Den Zutritt hatte niemand ſonſt zu ihr
Als nur die Mutter; ſeufzend ſie's errieth,
Nicht glücklich ſei ihr theu'res einziges Kind.
Jedoch vergeblich war ihr Fragen ſtets:
„Was mag Dich quälen, meine Pia? Sprich,
O ſprich zu mir, vertraue Dich mir an!"

Doch Pia um ſo feſter ſchloß die Lippen
Und ſchwieg, und nur der fieberhafte Glanz
Im Blick der großen Augen deutlich ſprach
Von Qualen, die ſie im verborg'nen litt.
Doch dieſen Blick, ihn ſchaute Nello nie.
Sprach ſie mit ihm, ſchlug ſie die Augen nieder
Als ſei ſie müd', und dämpfte unwillkürlich
Die Stimme. Nello achtete nicht d'rauf,
Ihm lag ſein Zwiſt im Sinn, ſein Rechtsſtreit mehr
Als leidvoll Schmachten eines müden Weibes.

Ihr einziges Glück in jener ſchweren Zeit,
Ihr einzig wahres Leben war — der Traum.
Es ſchlief der Leib, doch doppelt waren wach
Dann Geiſt und Seele. Alles das, was nie
Sie hätt' gewagt zu kleiden in das Wort,
Was Sandro's leiblich Ohr nie hören durft',
In hundert Seufzern klagte ſie's ihm vor,
Geſtand ihm alles, wenn ſie von ihm träumte.
Doch ſeines Namens wunderſüßer Klang
Trat auch im Traum ihr niemals auf die Lippen,
Verſchloſſen hielt ſie ihn im Seelengrund.

In all' dem Kampf, wie langſam floß die Zeit!
Da ſprach zu Pia einſt am Abend Lapa:
„Mein gottgeſegnet ſüßes Schwälbchen Du,
Zu Tod quälſt Du Dein Mütterchen, wie mich,
Und gleichfalls ihn! Beim Namen ihn zu nennen
Verbietet mir ja ſtets Dein ſtrenger Blick.
Zu Tode martert uns Dein ſtummer Gram.
Du willſt wohl ſterben? Ach! Was liegt Dir d'ran,
Wenn es auch uns an's Leben geht! Wenn nur
Dein Stolz Dich lobt und Dich darob beruhigt,
Daſs Du die Tugend wahrteſt! Handle nur,
Wie Dir's beliebt, nicht lange währt es mehr . . .
Der arme Junge! Wie ein Schatten ſchleppt
Er ſich dahin, und ſinkt wohl bald in's Grab."

So sprechend, wischte sie sich Thränen ab,
Und Pia fühlt im Herzen einen Stich.
Sie schwieg indessen, und erblickste nur.
Da hub von neuem Lapa wieder an:
„Zum mindesten erbarm' Dich Deiner Mutter
Und zeig' ihr, daſs Dir noch Dein Leben lieb."

„Was kann ich thun?" fing Pia an zu klagen.
Da fiel die Amme eifrig ihr in's Wort:
„Verlasse wenigstens dies Grab von Mauern!
Trink' Gottes freie Luft, daſs wieder blüh'n
Dir Deine Wangen! Uns sei's ein Beweis
Von gutem Willen! . . . Komm! Erfreu' mein Herz,
Gehorche mir mein Fischlein! . . . Laſs uns geh'n
Doch mindestens hinunter in den Garten! . . .
Ich zeige Dir den Stern, darauf sein Blick
Gerichtet ist so oft er Dein gedenkt . . .
Er zeigte mir ihn selbst . . . Ach, die paar Worte
Die ich ihm sag' von Dir, sind all sein Glück!
Doch Pia Du bist grausam, Du bist hart."

Sie reichte ihr den Schleier lächelnd dar,
Zog die sich nicht mehr Weigernde sich nach.
Im Garten war es dunkel. Die Fontaine
Umstanden Bäume, welk und wie versenkt
In Trauer. Durch's gelichtete Gewirr
Des Laubes sah ein Stückchen Himmel, d'rauf
Ein lichter Stern, in dunkler Fluth sich spiegelnd.

Des Fontebranda, wo zum erstenmal
Sie Sandro sprach an jenem Abend, dachte
Jetzt Pia. Von Erinn'rung überwältigt,
Ihr Antlitz bergend, sank sie auf die Bank.

„Wo bist Du Sandro?" klagte ihre Seele,
„Du bist so fern! Und ohne Trost bin ich.
Nur Thränen blieben mir, und die sind Sünde."

Da rauschte irgend etwas im Gebüsch.
Erschreckt sah sie sich um, und dort stand Sandro.
Sie wollte schrei'n, die Angst verbot es ihr,
Und rasch erhob sie sich um zu entflieh'n.
Da hielt gewaltsam Lapa sie zurück.
„O sieh ihn an!" klang ihr Geflüster heimlich,
„Wie bleich er ist! Du jagst ihn in den Tod!
Hab' Muth, sprich nur ein Wort mit ihm, ich wache."

Entschwunden plötzlich war sie wie ein Traum,
Und Pia fand im Dunkel sich allein.
Der Himmel über ihr voll lichter Sterne,
Die durch die Zweige auf den Rasen sah'n,
Und auf den bleichen Jüngling, der dort kniete
Des süßen Schmachtens voll, und zu ihr sprach:
„O daſs mein Wort von Thränen heiß bethaut,
Für mich doch spräche und es mir erbäte,
Daſs Du in Huld zu mir Dich niederneigst!
O daſs es dringe tief in Deine Brust,
Zu mir zurück dann kehre wiederum
Wie's Vöglein in sein Nest, mir kund zu thun
Ob Dir ein Herz von Stein im Busen lebt . . .
O sag's! Und ist es so, dann unterlasse
Zu heischen: Stirb; dann sterb ich ohnedies!"

Sein Haupt sank ihm bis in den Staub, er kniete,
Und völlig regungslos, indessen Pia
Sich zu ihm neigte, fahl ihr Angesicht
Wie das von einer Todten. Kalt wie Eis
Die Hand, begann sie flehend: „Sandro, flieh!
Beschwören lasse Dich bei Deiner Liebe,
Entflieh, und rasch, wenn Dir mein Leben lieb:

Er sprach: „Du fürchtest Dich?"

„Nur Deinetwegen",
Fiel flüsternd sie ihm vorwurfsvoll in's Wort.

Da rief er aus: „Was liegt an meinem Leben,
Es gilt mir, Pia, nichts, getrennt von Dir!
Wie war so schicksalsvoll doch jener Kuß,
Den ich Dir auf die Stirne drücken durfte!
Nun rollt in meinen Adern mir das Blut
Wie schmelzend Eisen. Dich hielt ich im Arm
Und ließ Dich wieder! O welch' sündige Thorheit!
Du hast mir Deine Seele anverlobt,
Nicht trenne Seel' und Leib! Sieh' mich nicht an
So vorwurfsvoll, ich weiß, ich rede sündhaft.
Ich weiß, ich bin verdammt! O hättest Du
Mit mir den Muth zu leben in der Sünde,
Wir fänden in der Hölle Schlund vereint
Ein Paradies, das süßer ist als jenes
Von Gott verheißene . . . Doch Du, ich weiß,
Du bist die Tugend selbst und bleibst auch noch
In Deiner Selbstsucht eine Heilige,
Und meine Qual vergrößert Deinen Ruhm.
Vergib mir, Pia, höre mich nicht an,

Ich rede irr ... Was sprach ich doch? Ich kam
Nur deshalb, daſs zum letztenmal ich's wage
Im Staub zu küſſen Deiner Tritte Spur
Und Deines Kleides Saum ... Ich rede irr!" ...

Er taumelte und schien dem Tode nah'.
Sein Blick verglaſt wie plötzlich in Erstarrung
Des grausen Vorwurfs voll, ihr zugewandt
Und jetzt warf Pia sich an seine Bruſt.
Die Hände hob sie gegen Himmel, rief
Und ihre Stimme klang wie Glockenton:
„Die Schuld ist mein, und mich nur strafe Gott!
All' meine Tugend, Kraft und Scham ist Trug,
Ich sterb', so lechze ich nach Deiner Liebe!
Mein Leib ist eine einzige Flamme nur,
Ein Feuerwirbel, und Du folgst mir nach,
Wohin die wilde Leidenschaft mich reißt!
O nimm mich hin! Ersticke mich Dein Kuß!
Du sättigst mich nur dann, wenn Du mich tödtest.
Sieh', Gottes Himmel blickt auf uns, ein Zeuge
Mit ungezählten Augen! Ab vor ihm
Streif' ich die Scheu als abgetrag'nes Kleid,
Die Züchtigkeit, ich tret' sie in den Staub,
Denn besser ist's, ich bin verdammt für ewig,
Als daſs Du leidest Augenblicke noch!
So nimm mich hin, Du wolltest's, ich bin Dein."

Sie küßte ihn mit glüh'nder Leidenschaft,
Auf Stirn und Augen und auf seinen Mund.
Und als, dem Wahnsinn nah', er sie umfing,
Sie an sich zog, an's Herz sich drückte, fiel
Sie regungslos zu Boden wie entseelt.

Verzweifelnd raufte Sandro sich das Haar
Und rief um Hilfe, die Gefahr vergeſſend,
Die ihnen drohte, wenn man irgendwo
Im Hause ihn vernahm. In Hast herbei
Lief Lapa, drängte: „Rasch von dannen, flieht,
Schon heim kam Nello!" Niederkniete sie
Zur Herrin, zitternd, und von Angst erfüllt,
Nahm Wasser aus dem Becken der Fontäne,
Besprengte Pia, bis sie langsam schlug
Die Augen irren Blickes auf. Und Sandro
In Demuth bat: „Vergib! Der Wahnsinn war's,
Der sprach aus mir! Vergib, Du Heilige,
Die alles Du der Liebe opfern wolltest,

Selbst Deine Tugend rein und fleckenlos.
Willst Du's, wirst Du mich niemals wiederseh'n,
Nur sag' mir Pia, daſs Du mir vergibst!"

Doch, was er sprach, sie wusst' es nicht, in Nebel
War ihr Gedächtnis völlig eingehüllt.
Ein selig' Lächeln glänzte auf den Lippen,
Sie wuſste nur, daſs sie ihn sah, sonst nichts!
Und das, daſs sie ihn liebe! War dies Lächeln
Mit ihrem Blick ihm zugewendet doch
So rührend, daſs drob Sandro fassungslos
In Stöhnen ausbrach und ihn Lapa bat,
Daſs er in Eile jetzt von hinnen geh'.
Da stahl er sich durch's Dunkel fort der Bäume.

„Was geht hier vor?" rief Pia fragend aus,
„Was weint er über mich? Ist's mein Begräbnis?"
Und wiederum verließen sie die Kräfte,
Und des Bewusstseins ledig lag sie da.

Als ihn die Amme wusst' in Sicherheit
Fing sie zu rufen an; es bracht' ihr Schrei'n
Das Haus in Aufruhr, Nello kam herbei . . .
Doch, als er Pia sah, befahl er kühl,
Daſs man die Herrin fasse, und sie trag'
In ihr Gemach. Er schüttelte den Kopf,
Und schritt gedankenvoll den And'ren nach.

Die Nacht war stürmisch, dunkel, und bedeckt
Das Firmament mit Wolken. Tief in Schlaf
Lag alles, Pia selbst, ermüdet, schlief.
Die Amme, betend, saß an ihrem Bett.
Da trat in's Zimmer Nello, winkte ihr,
Sie könne geh'n. Doch als sie ging, da rief
Er sie zurück, und maß sie mit dem Blick,
Und so, daſs sie verwirrt und furchtdurchbebt
Die Augen niederschlug; denn eine Frage
Las sie auf seinem Mund, von der es schien,
Als sei er noch nicht schlüssig sie zu stellen.
In ihrer thörichten Verlegenheit
Kam Lapa ihm zuvor und sprach: „Ich weiß
Von nichts!" Dann brach sie ab, zu Tod erschreckt.
Da flammten Nello's Blicke auf; doch kalt
Sprach er die Worte: „Geh' nur, geh', Dich schläfert.
Die Herrin wahrlich schon so weit genas,
Daſs sie Dich nicht mehr braucht."

Und Lapa ging.
Indeſſen Gott ſie dankte, und erwog,
Ob ſie wohl den Verdacht von ſich gelenkt,
Saß er an Pia's Lager grübelnd wach.
„Kein Zweifel iſt's", ſo ſprach er zu ſich ſelbſt,
„Daſs etwas ſich begibt! Verrath und Trug
Übt dieſes Weib an mir, doch dem Geheimnis,
Wie nur gelange ich ihm auf die Spur?"
Und blaſs, mit flammenſprüh'nden Blicken, ſchwer
Nach Athem ringend, ſaß er regungslos
Im Seſſel neben ihr und ſah ſie an.
So gingen Stunden hin, indeſs der Wind
Vor'm Fenſter heulte . . . Schwachen Scheines glomm
Das Lampenlicht, das zu erlöſchen ſchien . . .
Da regte Pia ſich, er hörte ſie
Dabei im Schlummer leiſe etwas ſagen,
Der Herzſchlag ſtand ihm ſtill. Sie weinte wieder
Wie damals, als er ſich in ihr Gemach
Zu Nacht geſtohlen. Jetzt, jetzt fing ſie an
Zu klagen . . . „Weh'! O wehe, wehe mir! . . ."
Ihm nahm's den Athem . . . „Weiter, weiter nur!" . . .
So ſprach er heiſer, knirſchte mit den Zähnen
Und ballte ſeine Fauſt . . . Da ſchwieg ſie ſtill,
Jedoch nur kurze Zeit, dann rief ſie aus:
„Mag Gott mich richten, ewig bin ich Dein!
Uns einet Liebe ach, und ſchwere Schuld! . . ."
Die Haare ſträubten ſich ihm auf dem Haupt,
Das Blitzen eines Stahl's durchfuhr das Dunkel,
Zugleich erklang ein dumpfer Schrei, es ſtand
An Pia's Lager Nello wie ein Henker,
Den Dolch gezückt, doch hielt er ſich zurück.
Gedanken blitzten durch die finſt're Seele:
Wer war ſein Nebenbuhler? Wer? Vielleicht
Daſs Pia doch den Namen noch verräth?
Nun ſtand er wie aus Stein gemeißelt ſtill.
Doch Pia ſchwieg; nur ihre Thränen floſſen,
Und ſchließlich lag ſie da, als ſei ſie todt . . .

Und Nello neu verſank in Grübelei.
In ſein Gemach begab er ſich, und als
Es draußen tagte, ſprach er zu ſich ſelbſt:
„Ein mächt'ger Adel iſt's dem ſie entſtammt . . .
Bedenklich wär's in Siena ſie zu richten . . .
Auch unklug meine Schande offenbaren.
Den Namen meines Nebenbuhlers nennt
Mir Pia nie" . . . Er drückte in die Fläche
Der Hand die heiß gewordne Stirn, und ſann.

So saß er da vertieft in düst'res Denken,
Sprach dann: „Hier gilt's zu heucheln kaltes Blut . . ."

Und so geschah es. Völlig schien er ruhig
Und gegen Pia freundlich nur gesinnt.
Mit Lapa scherzte er, berieth mit ihr
Ein Fest, als ihm die Nachricht ward zu Theil,
Daß er den Streit um jene kleine Feste
Gewann, vom Volk genannt das Schloß des Todes.
Zu seiner Gattin sprach er nach dem Fest:
„Madonna! Gott sei Lob, Ihr seid genesen;
Mich zu geleiten ist euch möglich wohl
In die Maremma, wo ich jagen will.
Dort nimmt ein festes altes Schloß uns auf.
Wird Euch die Zeit zu lang, dann könnt' Ihr ja
Zurück nach Siena wieder."

Pia schwieg.
Sie dachte sich: Ich seh' ihn niemals mehr,
So fügt es Gott; er wird verhüten wollen
Daß ich noch tiefer mich verstrick in Schuld.
Dies denkend, sprach zu ihrem Gatten sie:
„Willfahren gerne werd' ich Eurem Wunsch."

Am nächsten Tag beschloß man sich zu rüsten
Und Nello sprach zur Amme: „Du geh'st mit;
Die Herrin ist an Dich gewöhnt, es wird
In Deiner Gegenwart im alten Haus
Ihr heit'rer sein zu Muth".

Er streichelte
Ihr faltenreich' Gesicht, sie sagte zu.
Obgleich ihr bangte vor der langen Fahrt.
Des Abends, als sie sich mit Pia fand
Allein im Zimmer, raunte sie ihr zu:
„Ich sah ihn, ich ertheilte ihm den Trost
Der baldigen Wiederkehr, im Garten dann
Siehst Du ihn wieder."

Schwer fiel all' ihr Weh'
Von neuem Pia auf das Herz, sie rang
Die Hände, brach in Klagen aus und rief:
„Mir ahnt, daß ich im Leben nimmermehr
Sein Angesicht werd' wiederum erschau'n".

Und sie stand auf, als müße sie zu ihm,
An seiner Brust, in seinem Arm sich bergen.
Da trat Nello herein. Sie sank zurück,
Es lispelte ihr Mund: „Ach, alles aus! . . ."

Am nächsten Morgen ging es auf die Reise.
Die lange währte, zum Verwundern lang.
Und auch nach einer andern Richtung ging's,
Als jene war, in der das Schloß gelegen.
Umsonst schlug Lapa einen Jammer auf
Ob ihrer Müdigkeit, beklagte sich,
Sie sei das Opfer einer List ... Wohin
Wohl führte Nello sie mit eisigem Schweigen?
Die Burg, von welcher er gesprochen, lag
Ja hinter jenem Hügel, dem sie längst
Den Rücken schon gekehrt, von dem sie sich
Mit jedem Schritte mehr und mehr entfernten?

Doch Nello schwieg, fuhr dann mit scharfem Wort
Im Zorn sie an: „Belehren willst Du mich
Ob jenes Weg's, den ich zu nehmen habe?
Wird Dir die Zeit zu lange, üb' Geduld
Und bet' und schweig'; gut weiß ich was ich will."

Er faßte sie mit solchem Blick in's Aug',
Daß Lapa d'rob verstummte und erschrack.
Nun ging der Weg durch tiefen tiefen Wald,
Wo mächtige immergrüne Eichen rauschten,
Und eine Stille, heilig, unbeschreiblich,
Der Grabesruh' vergleichbar d'rüber lag ...
Auch in der That, war's eine Art von Friedhof,
Zertrümmert lagen unter Moos versteckt
Die Reste großer einst berühmter Städte.
Gar oft wenn Nello Feuer zünden ließ,
Die Reise unterbrechend, um zu ruh'n,
Die Glieder sich zu wärmen, frosterstarrt,
Geschah es auf dem Pflaster jener Gassen,
Den Römern eigen einst, verfallen jetzt,
Die sich noch zogen durch das feuchte Düster
Entlaubten Eichenwald's ... bis schließlich eine
Der Gassen sie aus ihm hinaus geführt ...
Nun ging's durch baumlos wellenförmige Eb'ne,
Unendlich! Weit und breit war nichts als Sumpf,
D'raus da und dort ein kahler Hügel ragte ...
Und eine jener Höh'n trug ein Kastell,
Von Raben eine schwarze Wolke drüber,
Die Mauern, altersgrau, vom Wind umheult
Und Nebel schleppend ihm zu Füßen sich.

„Das ist das Schloß des Todes", Nello sprach's
Vor's Thor gelangt, als man die schmale Brücke
Für sie herabließ und als Willkommsgruß
Ein Hornruf sie empfing gespensterhaft.

„Wir sind am Ziel", klang Nello's weit'res Wort
Das er mit Lächeln sprach. In Lapa's Brust
Erweckte es ein unbestimmt Entsetzen,
Da seinen droh'nden Tigerblick sie sah.

Doch Pia vor zu großer Übermüdung
Schlug kaum die Augen auf, und wie im Traum
Schritt sie ihm nach, der sie nach oben führte
Hinein in einen feuchten düst'ren Saal,
Gewölbt und niedrig, einer Gruft vergleichbar.
In einen Sessel sinkend frug sie blos:
„Was führt Ihr mich in die verlass'ne Gegend,
So traurig rings? Hier wollt ihr jagen?"

„Ja,
Ein selten Wild", gab er mit Donnerstimme
Zur Antwort ihr, „ich hab's im Netz, weh' ihm!"

Er rief's. Von dannen schritt er durch den Saal
Und das Geklirr des Schlüssels in der Thür
Belehrte die aus ihrem Traum Gescheuchte,
Dass in der Feste sie gefangen war.
„Er hat Verdacht geschöpft", sprach sie zu sich.
Erschrocken stockte ihr des Herzens Schlag.
Ein tönend Echo das sein Schritt erweckte
Noch hörte sie im Gang, dann war es still.
In Pia's Brust auch kam die Ruh' zurück,
Die durch den Schrecken jäh ihr ward geraubt.
Sie trat an's Fenster, sah wie jetzt den Nebel
Ein langer gold'ner Sonnenstrahl durchbrach,
Und wie die öde Eb'ne, drauf sich leis'
Der Abend niedersenkte, rings bedeckt
Mit Purpur war, als hab' aus Wunden blutend
Die Sonne sie mit ihrem Blut begossen.
Und Pia schien's, die Ebene grüße sie
Mit jenem Trost: Auch hier ist Gott daheim
Allüberall wird er ein Freund Dir sein,
Wo du bist seiner werth, verlass dich d'rauf!
Und als der gold'ne Strom des Lichts den Schleier
Des Nebels immer mächtiger durchdrang
Je tiefer nun die Sonnenkugel sank
(Wie einer Seele wahren Lichts Erkenntnis
Nur um so heller strahlt, je näher sie
Dem Tode tritt) enthüllte Pia's Blicken
Sich nach und nach ein Stück der blauen See,
Ein weißes Segel d'rauf, das öden Ufern
Entfloh, in unbekannte Weite segelnd,
Wie eine Seele in die Ewigkeit.

Ein still Entsagen zog in Pia's Herz,
Das Haupt gesenkt sprach leis' sie vor sich hin:
„Leb' wohl mein Sandro, und sei Gott mit Dir!
Des Grabes Bitterkeit sei hier die Strafe
Für schwere Schuld, dort aber winkt der Lohn
Für meine Treue und für all dies Leid."

Es neigte sich ihr Haupt, sank immer tiefer,
Und auch die Sonne neigte tiefer sich
Zum Untergang, verheißend Wiederkehr.
Schon dunkel war's und süße Träumerei
Nahm Pia's Geist gefangen. Plötzlich klang
Ein Ton ihr an das Ohr, und fürchterlich
Den Gang entlang war dessen Schall zu hören,
Daß Pia sich mit einem Schrei erhob . . .
Sie lauschte scharf, und spähte starren Blicks
Hinaus in's Dunkel; etwas unbekanntes,
Doch gräßliches trieb ihr das Haar zu Berg.

Nun neuerdings der Ton, noch schrecklicher,
Und wieder, immer wieder, bis das Haus
Erfüllt war von den fürchterlichen Lauten.
Erst jetzt erkannte sie in dem Geschrei,
Schon nicht mehr menschlich klang es ihr an's Ohr
Die Stimme ihrer Amme. Wie im Wahnsinn
Warf sie sich auf die Thür, doch die, wie alles
In dem verwünschten Schloß, war grausam, dunkel,
Und weißen schwachen Händen nicht zu Willen,
Wie die auch rüttelten, nicht gab sie nach,
In finst'rer stummer Unbeweglichkeit.

Indessen plötzlich flog sie dennoch auf ·
In beiden Angeln. Licht von Fackeln füllte
Den Saal und blendete für kurze Zeit
Die Augen Pia's. Nello stand vor ihr,
Den Ausdruck eines Satans im Gesicht.
Zwei Schergen schleiften an den beiden Händen
Sein Opfer, halb erschlagen, hinter sich,
Bewußtlos durch den Schmerz, der Pein entrückt
Durch eine Ohnmacht, fiel's, als los sie's ließen,
Zu Boden wie ein leblos Ding. Es herrschte
Nun tiefe Stille nach dem Wehgeschrei,
Und Pia war's, durchtobt von wildem Fieber,
Als drehe sich im Wirbel ihr Gehirn.
Es starrten ihre Augen wie verglast
Und frugen, was nur alles dies bedeute.

Da faßte Nello rauh sie bei der Hand,
Und donnerte: „Du elend treulos Weib,

Das gleiche Loos, das Deine Amme traf,
Die mit Dir schuldig ist, das harrt auch Dein!
Wie sie mein Scherge folternd streichelte
Vernahmst Du; laut genug, bei meiner Ehre,
Gab sie's dem ganzen Hause kund, gestand,
Dass in der ehebrecherischen Posse,
Die Du gespielt, ihr eine Rolle ward.
Auf's Knie, Verworf'ne! Nenne seinen Namen!"

Er wollt' sie reißen in den Staub. Doch jetzt
Ward Pia plötzlich stark und stand erhaben,
Furchtlos und bleich, und völlig kalt; sie maß
Ihn mit verachtungsvollem Blick und sprach:
„Mit blutiger Beleidigung befleckt
Durch Euch ward das Geschlecht der Tolomei,
So fleckenlos bisher; das fordert Rache,
Mit gleicher Münze zahl' ich's Euch zurück!
Ihr seid ein Feigling, Herr Nello von Pietra,
Ein Feigling, ja, denn ihr habt Euch gescheut,
Mich Rede steh'n zu lassen in Siena,
Dem Hort der Blume edler Ritterschaft,
Wo für der Tolomei Tochter Euch
An hundert Rächer wohl erstanden wären.
Deshalb, verruchter Feigling, schlepptet ihr
Mich listig her, hieher in diese Sümpfe.
Dem off'nen Wort gebührt die off'ne Antwort,
Gott weiß, gegeben hätte ich sie Euch!
Jetzt aber werd' ich schweigen. Führt mich hin,
Wo Euer Henker harret mit der Folter!
Geringer ist die Schmach, von ihm berührt
Zu werden, als ein Bund mit Euch!"

Empor
Fuhr Nello, sprach dann kurz: „Gebt Antwort mir,
Wer ist der Buhle?"

Solches fragend, mied
Sein Auge ihren Blick, doch als sie schwieg,
Gab er den Schergen einen Wink und rief:
„Nun foltert sie!" Doch keiner rührte sich.
Da schrie er, roth vor Zorn: „Ihr seid wohl taub?"

Jetzt auf die Stelle wo die Beiden standen
Schritt Pia zu, sie wichen scheu zurück.

In diesem Augenblick erwachte Lapa,
Bewegte sich und schaute um sich her.
Beim Anblick Pia's fand ihr Jammer Worte:

„O meine Tochter! Nun iſt's aus mit mir!
Kaum Athem ſchöpf' ich noch! Die Glieder ſind
Gebrochen und zerſtückelt, ſterben werd' ich!
Jedoch zuvor noch, Pia, ſage mir,
Daſs Du mir haſt verzieh'n! Es ſtraft mich Gott,
Weil ich Dich hab' verführt . . . O ich bekenn'
Du biſt die Reinheit ſelbſt! Hört Alle es!
Was vorhin ich geſprochen Lüge war's,
Die grauſam ab die Folter nur mir zwang
Vergib mir, Pia, Pia o vergib."

Zu ihr herab bog Pia weinend ſich,
Und ſagte leiſ': „An mir o Lapa iſt's
Vergebung zu erbitten mir von Dir,
Du leideſt ja nur meinethalb!"

„Genug",
Fiel Nello ein, „genug der Heuchelei
Und liſtigen Reden! Schleppet Lapa fort
Und foltert ſie, bis ſie den Namen nennt."

„Erwürget mich, nur foltert mich nicht mehr",
Schrie Lapa wie im Irrſinn, „Habt Erbarmen!
Ich ſag' Euch alles, wenn Ihr Gnade übt."

Da warf ſich Pia über ſie und rief:
„Vergönnet ihr in Frieden doch zu ſterben.
Ihr habt ja mich in Eurer Hand, fragt mich,
Nicht ſie o Herr!"

Doch Nello ſprach: „Ihr wiſst
Zu ſchweigen; beſſer übt Ihr dieſe Kunſt
Als ſie, und deshalb fort mit ihr, zur Folter!"

„Zur Hölle lieber," ſchrie die Arme auf,
„Als nochmals Folterqualen zu erdulden!
Verfluchter Henker, wiſs' es alſo denn,
Dein Nebenbuhler, Sandro Ghizi iſt's."

Da jauchzte Nello auf, doch wie vernichtet
Verhüllte Pia trauernd ihr Geſicht,
Indeſs zu ihren Füßen Lapa lag
Ihr küſſend des Gewandes Saum, und ſprach:
„Ich weiß es wohl, Du kannſt mir nicht verzeih'n,
Jetzt nimmermehr . . . Ob meiner Judasthat . . .
Mög' Gott mich ſtrafen . . . Pia glaube mir,
Ich konnt' nicht anders . . . glaub's . . ."

Der Athem stockte,
Und Pia wieder neigte sich zu ihr,
Sie hauchte einen Kuß auf ihre Stirn,
„Vergeb' Dir Gott die Schwäche", sagte sie,
„Dein Wille war wohl gut, der Leib jedoch
Erlag der Qual."

„Ergreift und tödtet sie",
Befahl jetzt Nello. „Rasch! Denn sie, sie war
Die Zeugin meiner Schmach, und das genügt
Daß sie verurtheilt ist, dem Strang verfällt!
Ein rascher Tod! Nur fort! Beeilet euch!"

Doch Lapa hielt sich an die Herrin fest,
Den Schergen wies sie knirschend ihre Zähne,
So groß wie ihr im Aug' das Grausen war,
So groß war auch die stille Majestät
In Pia's Blick und hehrer Huldgestalt.
Ein blasser Engel, schützte sie die Amme.
Den rauhen Schergen fehlte es an Muth
Mit Händen die Erhab'ne zu berühren.
Da trat erbost Nello an sie heran
Und griff nach ihr, jetzt riß sich Lapa los
Von ihrer Herrin. „Schurke!" rief sie aus,
Mit ihrer letzten Kraft empor sich richtend,
Und ihm in's Antlitz spuckend, fiel sie todt
Zur Erde. Schmerz um die verrath'ne Pia
Und Furcht verliehen ihr den Todesstoß . . .

Die Züge bleich, den Kopf gesenkt, stand Nello
Und wischte von der Stirne sich den Schweiß.
Denn Pia's Blicke deutlich sagten ihm:
„Nie wäschest Du den Schandfleck ab von Dir,
Der Dich erniedrigt, wie Du es verdienst."

Die Scham bedeckte sein Gesicht mit Röthe,
Er haßte Pia, tödtlich haßt' er sie.
Den Saal verließ er, und die beiden Schergen
Wie seine Hunde schlichen sie ihm nach.
Allein blieb Pia weinend bei der Leiche.

Als Lapa lag begraben, kehrte Stille
In's Haus zurück. Kein Schritt ward mehr gehört.
Und draußen hing der Nebel dicht herab
Auf öder Gegend, wo nur das Gekrächz
Der schwarzen Vogelschaar sich hören ließ
Als wenn durch ihr gespensterhaft Geschrei
Der Tod sein baldig Nah'n verkünden wolle.

Ein Tag schlich nach dem andren hin, und oft
Sann Pia drüber nach: „Was wird aus mir?“
Nur selten sah sie Nello. Stets mit Angst
Gab sie sich dem Gedanken hin, er werd'
Von hier sich fortbegeben. Wußt sie's doch,
Was seine Rückkehr in die Stadt bedeute
Für den, der ihr auf Erden alles war.
„Ich weiß, daß ich ihn niemals wieder seh'“
Sprach sie zu sich, „ich füg' mich Gottes Willen.
Gesündigt hab' ich wohl, jedoch nicht so,
Wie Nello sich's in seiner Rohheit denkt.
Daß mich der Abgrund nicht verschlang, o wahrlich
Nicht nennen kann ich's mein Verdienst, es hat
Mein guter Engel mich beschützt, und mich
Gefesselt durch die Bande einer Ohnmacht,
Als mich im Sturm der Sinne Leidenschaft
So weit gebracht, daß ich mich Sandro hingab.
Er schonte mich und riß mich nicht an sich,
Als ich mich dort ihm in die Arme warf.
Ich hab' mit meinen Küssen ihn bedeckt,
In einen heißen Strom sein Blut verwandelt.
Aus meinen Blicken Pfeile ihm geschmiedet,
Die damals schon, als ich zum erstenmal
Im Dom ihn sah, sich bohrten in sein Herz.
Nur ich bin schuldig! Gott mög' schützen ihn,
Und strafen mich! . . . Ist Nello doch im Recht!
Erfülle bald sein Urtheil sich an mir,
Ich warte d'rauf . . . sei's die Gefangenschaft
In diesem trauervollen Grab, die mich
Zu Tode martert, sei's des Henkers Hand . . .
Nach Deinem Willen nur geschehe es,
Du strenger Richter hoch dort über Sternen:
Nur seiner hab' Erbarmen, seiner Jugend,
Mit ihrer schmachtend süßen Träumerei,
Die Du ihm in die Seele hast gelegt!“

So rief zu Gott, so sprach zu ihm sie täglich,
Es schien ihr auch, als hab' er sie erhört.
Denn eines Tags vernahm sie auf dem Gang
Den wilden Aufschrei Nello's. Einen Brief
Empfangend, theilte er gedung'nen Mördern
Die Nachricht mit: „Verflucht! Er ist entfloh'n,
Entschwunden aus Siena! . . .“ Pia wußte
Von wem die Rede. Sandro war gerettet,
Vielleicht in die Provence zurückgekehrt!
O sicherlich, dort wird er heil von Leid,
Er wird vergessen lernen, glücklich sein!
Vergessen . . . Ach! In Thränen brach sie aus,

Nicht wissend, war's vor Freude, war's vor Leid,
Daſs sie bei diesen Worten weinen mußte.

Doch bald ermannte sie sich wieder, sprach:
„O Gott! Mein Herz und meine Liebe bring'
Ich Dir zum Opfer dar, und kämpfen will ich
Selbst gegen die Erinnerung. Ich will
Mich zwingen, daſs ich ihn nicht liebe mehr.
Es sei die Sünde ausgelöscht in mir,
Von aller Schuld gereinigt sterbe ich
In meinem Kerker, wenn auch schuldig, schuldlos."
Und tief herab glitt wieder ihr das Haupt,
Als müße selbst sie in die Gruft sich betten . . .
Die fliehenden Stunden zählte sie nicht mehr,
Nicht klagte sie. Es schwand aus ihrem Sinn
Das Denken auch an ihn, und nach und nach
Vergessen ihn zu können hoffte sie.
Doch die gestorbne Liebe grub sie ein
In's Heiligthum der tiefsten Herzenstiefe;
Drin lag sie als unsterblich süße Macht,
Wie Weihrauchduft im Tempel unvertilgbar
Auch dann noch bleibt, wenn er verwüstet steht,
In Schutt und Trümmer fällt . . .

Und so war's auch
Im Heiligthum von Pia's Herzenssinn'ren . . .
Auch draußen ward es öde, die Maremma
Lag eingehüllt in nebelhaftes Grau
Das täglich dichter ward, und eines Tag's
Sah Pia morgens draußen alles weiß,
Als sei die ganze Gotteswelt ringsum
Zur Greisin jählings über Nacht geworden.
Und wie in weißes Bahrtuch eingehüllt
Die Erde schlief, so hüllte Pia sich
In ihren Gram. Halb schlief, halb wachte sie.

Und wieder ward es Frühling, so daſs selbst
Den Segen seiner Sonne Pia fühlte,
Ein Lenz, der hier sogar auch Wunder schuf.
Die Augen öffnend, und darob erstaunt
Daſs sie noch lebte, schaute Pia ihn:
Die Eb'ne rings war wieder grün, ein Meer
Von Blumen sandte seinen Duft empor
Zu ihr. Die Bäume, da und dort gleich Wächtern
Am Ufer der Gewässer stehend, sah'n
Im lichten Braun der Blätterknospen aus
Wie goldbestäubt, manch Vöglein flog herbei
Und wiegte sich auf Zweigen oder ließ

Sich am Gesims vor Pia's Fenster nieder,
Erwägend, ob wohl hier zum Bau des Nests
Der rechte Platz auch sei. Dann fing es an
Ein Lied zu schmettern; doch, sobald es sah
Das bleiche Antlitz mit den großen Augen
Voll dunkler Glut, verstummte es, vielleicht
Aus Schrecken halb, und halb aus Mitleid, hob
Sein leicht Gefieder, flog in's weite fort.
Und Pia blickte sehnsuchtsvoll ihm nach,
Wie sich's in den Azur des Himmels tauchte,
Nach jener Richtung hin wo Siena lag . . .
Ein Strom von Thränen ihrem Aug' entquoll,
Die blühende Verheißung alles Lebens.
Den Frühling, nicht mehr wollte sie ihn seh'n . . .
Und doch, zu Nacht, wenn ihr's an Schlaf gebrach,
Gepreßt die Hände auf ihr pochend Herz
An's Fenster schlich sie, sog den Zauber ein
Der Mondnacht, die noch weißer ließ als Silber
Erschimmern nordwärts die beschneiten Höh'n.
Auch suchend oft in's weite sah ihr Blick,
Wo unbestimmter sternenhafter Glanz,
Gebildet halb aus Nebel halb aus Flammen,
Verrieth den Meeresabgrund, drüber weg
Phantomen gleich, zu Zeiten Schiffe glitten.
Einst, früh am Tag, der Himmel wölbte sich
Krystallhell bernsteinfarbig ob der Erde,
Sah sie ein Paar Flamingo's weiß wie Schnee
Die ätherklare Luft durchsegeln, hoch;
Auf ihren Schwingen rosenrother Schmelz,
Daß sie's zu unterscheiden kaum vermochte,
Ob's weiße Wölkchen oder Vögel waren,
Die hier sich badeten im Morgenlicht,
Von fernen Ufern wohl hieher verirrt,
Den Blicken Pia's wieder bald entschwindend.
Sie dachte: „Alles flieht, nur ich bleib' hier",
Sie murrte nicht: es war ja Gottes Fügung,
Daß sie hier sterb', in feuchter enger Haft.

Am gleichen Tage war's, daß Nello sprach:
„Ihr wißt's wohl nicht? Die Burg hat einen Garten,
Verwildert zwar, doch wenn es euch beliebt,
Mögt ihr euch d'rin ergeh'n, nicht wehr' ich's euch."

Wie dankbar war ihm Pia doch dafür!
Sie ahnte seine Absicht nicht, die war,
Sie sich'rer dort dem Pesthauch preis zu geben,
Der, aus den Sümpfen dringend, die Bastei
Umwehte rings, die überm Garten lag . . .

Wie ärmlich dieser! Ein paar Bäume nur
Und drunter Gras mit Veilchen jetzt bedeckt,
Voll süßen Dufts; ein Brunnen, grau gefaßt
Der Stein von gelbem Moos wie übergoldet.
Dies alles in die Mauern der Bastei
Hinein gezwängt; wie enge es erschien!
Doch schloß den Garten ab eine Capelle.
Von dort aus, ungehemmt, sah weit der Blick
Hinaus in's Land und Pia pilgerte
Frühmorgens täglich hin, dort schön're Stunden
Verlebend als in ihrem Burgverließ,

Als eines Tags sie auf den Stufen saß,
Die aus dem Haus zum schlichten Garten führten,
Und träumerisch den Blick gewendet hielt
Der Gegend zu, in der Siena lag,
War's plötzlich so, als stünd' ihr Herzschlag still,
Denn draußen ihr genüber in der Eb'ne,
Da schaute sie, war's Traum, war's Wirklichkeit?
O welch entzückend wonnige Erscheinung . . .
Nein, nein! Es konnt' nicht Sandro sein, unmöglich!
Rasch stand sie auf. Und doch, er war's. O Gott!
Trieb ihn ein Wahnwitz her in die Gefahr?
Wollt' er dem Grab gewaltsam sie entreißen? . . .
Warum, weshalb? Ein Zittern fiel sie an,
Sie wollt' in's Haus, doch war ihr Schritt gelähmt.

Da sauſt' ein Pfeil. Wie Vogelpfeifen klangs,
Er schwirrte durch die Luft und stack im Baum . . .
Ein Blättchen Pergament an ihn geheftet.
Die Hände Pia's, zitternd, haschten es,
Verbargen's im Gewand. Sie floh in's Haus.

Durch vieles Weinen, doch noch nicht erblindet,
Las sie, was auf dem Blatt geschrieben stand:
„Ich weiß es jetzt. Gefangen hält Dich Nello,
Dich zu erlösen, Pia, schwör' ich Dir!
Kein Mensch in Siena ahnet deine Marter,
Dein unbarmherziger Gatte täuscht die Welt
Durch falsche Nachricht, die er da und dort
Aus seinen Schlössern sendet. Ich zog fort,
Auf daſs ich Deine Ruh' nicht störe, zog
In die Provence und lebte dort. Zurück
Trieb Sehnsucht mich nach Siena . . . Du warst fort . . .
Da sucht' und fand ich Dich . . . nun weiß ich alles . . .
Ich berge mich in einer Hütte, die
Verloren in den Sümpfen steht; ein Hirte
Ein ehrlicher und alter Mann erzählte

Mir das, was ein Entsetzen wecken wird
In ganz Siena . . . Ach, Du leidest Pia!
Du leidest und allein durch meine Schuld.
Ich sterb vor Gram . . . Vor Gram? Nein auch vor Liebe!"

Als Pia dies gelesen bis zum End',
Warf sie es fort; hinein in den Kamin,
Wo noch die Gluth der Kohlen glomm seit gestern,
Die über Nacht gebrannt. Sie sagte sich:
„Was thun? Und wie ihn warnen?" Bangigkeit
Verwandelte in ihr das Blut zu Eis.
Sie riß ein Blatt aus ihrem Andachtsbuch,
Und eilends, mit der Nadel kritzte sie,
Auf's Pergament die Worte: „Sandro, flieh'!
O beim lebendigen Gott beschwör' ich Dich,
Entflieh', und rasch! Bei all der Liebesgluth,
Die ich Dir nicht durft' weih'n, weil sie ist Sünde,
Auf Knieen fleh' ich, überlasse mich
Dem Schicksal, Sandro, das mir Gott bestimmt."

Und dies geschrieben, eilte in den Garten
Nach allen Seiten schauend sie zurück.
Dann, zur Capelle flüchtend, dort versteckt,
Nahm sie das Blatt, denn sie sah Sandro steh'n,
Wo nah dem Busch sie ihn zuerst erblickt,
Und gab's dem Lufthauch hin der eben wehte . . .
Wie Nebel dann vor ihren Augen lags . . .
Ob wohl das Blatt ihm zuflog, wo er stand?
Ob Sandro, wo es niederfiel, gesch'n?
Sie wusst' es nicht, war einer Ohnmacht nah . . .
Nach einer Weile wieder zu sich kommend,
Sah sie die Eb'ne leer und ging in's Haus.
Auf's Lager sank sie, wilde Fieberglnth
Bracht nahezu sie an den Rand des Grabes.

Nach zweien Tagen raffte sie sich auf.
Zu ihr mit grausem Lächeln Nello trat.
„Ich seh'" so hub er an, „dass die Maremma
An euch ihr Werk beginnt, schon steigen Gifte
Heran an's Schloß des Todes aus den Sümpfen;
Der Einsamkeit bald überlass' ich euch,
Denn Lust mit euch zu sterben hab' ich nicht."

Wie lächelte doch Pia hoch beglückt!
Was jüngst geschehn, er ahnte nichts davon.
Und Sandro war gerettet, Gott sei Dank!
Ein fernes Bergschloß sucht der Gatte auf,
Vergönnt es ihr zu sterben hier in Ruh'.

Der Sümpfe Gifthauch, ihn, hieß sie willkommen,
Ihr bracht er Heil! Sie war des Friedens voll.
Da sah sie Nello lachend an und rief:
„Ihr geht doch morgen wieder in den Garten?"
Dann stand er auf und ging, da sie ihr Haupt
Bejahend neigte. Und in dieser Nacht
Umgaukelten sie Träume wunderfüß
Von Sandro, der noch Lebewohl ihr gab,
Bevor er heim in's Land des Sanges zog.

Aus diesem Traum erwachend, sprach sie leis':
„Ich danke Dir, o Gott, daß ich doch einmal
In diesem Leben ihn noch schauen durft'.
Gern schließ ich jetzt mein Aug' auf immerdar
Für mich die Sonne sank, und nun ist's Nacht;
Nur Dein Licht leuchte noch in meine Seele!"

Den Gang entlang zum Garten schritt sie langsam,
Die Stunde war's in der die Nacht zerfloß,
Empor in ihrem Glanz die Sonne stieg.
Und weit die Thüre öffnend wollte Pia
Hinab die Stufen. Doch es stieß ihr Fuß
An etwas an, das auf der Schwelle lag.
Es hatte menschliche Gestalt. Ein Schrei
Entrang sich Pia, daß erschreckt die Vögel
Verstummten auf des Brunnenbeckens Rand
Und laut davon im Haus das Echo hallte
Das mit ihr klagend von den Wänden klang.
Die bleiche blutige Leiche war Sandro!
Sie warf zu ihm sich nieder in den Staub,
Sie küßte seine Augen, seinen Mund,
Ihr weiß Gewand befleckt von seinem Blut.
Man lief herbei, sie hielt ihn fest im Arm,
Auch als ihn Nello ihr entreißen wollt'.

Befallen schien sie wie von jähem Irrsinn.
Sie weinte nicht, sie sang nur leise, sang.
Mit ihren langen Haaren wischte sie
Das Blut ihm ab, aus schwerer Wunde rinnend
Und flüsterte ihm zu, und küßte ihn
Von neuem, bis an Athem ihr's gebrach
Und, im Gesicht ein Lächeln der Verzweiflung,
Glich einer Todten sie erstarrt zu Stein.

Die sie umstanden schlichen leis' davon.
Und trockneten die Thränen sich im Aug.
Sie blieb allein und kauerte im Gras
In mitten eines Kranzes duftiger Veilchen,

Der Bäume Wipfel rauſchten über ihr
Und hoch am Himmel jagend trieb der Wind
Die weißen Wölkchen vor ſich her gleich Schwänen.
So ſaß ſie ſtill in ihrem Jammer da,
Gebettet ihr im Schooß ſein Haupt, ſie ſelbſt
Darüber hingeneigt in Trauer tief
Und wie gebrochen. War ihr Weh doch gleich
An Unermeßlichkeit dem Ätherraum.

Von ihr zwei Schritte ſtand im düſtern Gang
Ihr Gatte, ohne Regung wie ſie ſelbſt.
Es weidete am Anblick ihres Grams
Sein Auge ſich, und als er ſpäter ſah
Wie das Bewußtſein langſam ſie verließ,
Ertheilte er Befehl, daſs man zu Bett
Sie bringe und die Leiche irgendwo
Verſcharre in der giftigen Sümpfe Schooß.

Noch immer tödtete ſie nicht das Leid.
Und wieder ſtand ſie auf nach langen Tagen
Als draußen ſchon der Lenz geſtorben war
Und ſchwüle Luft Verderben brütend wehte.
Die bleiche Pia ſaß im Fenſterraum
Und ſuchte Sandro's Grab mit irrem Blick.
Noch den Ermordeten mit Eiferſucht
Verfolgend wollte Nello nimmermehr,
Daſs ſie erfahre, wo ſein Leichnam lag.
Und eines Tags gab er ihr kund: „Ich reiſe,
Der Peſt laſſ' ich als Beute Euch zurück.
Ich geh' getroſt, mein Zweck iſt nun erreicht,
Kein Nebenbuhler hält mich mehr in Furcht."
Da ſah ſie, bleich, in überirdiſcher Schöne,
Ihn an, mit jenem Blick, deſs' Leuchten glich
Dem ewigen Licht im Heiligthum der Kirchen.
In Ruhe hub ſie an: „O wiſſet, nie
Hat meine Seele Sandro mehr geliebt
Als jetzt, wo jede Sünde von uns fiel!
Geöffnet weit habt ihr ihm ſelbſt die Thore,
Und er trat ein, weilt ewig nun bei mir! . . .
Ich darf ihn lieben jetzt, und Euch, ich darf
Euch haſſen, denn Ihr ſeid ein Mörder! Frei
Für immer ihm verlobt, nichts fürcht ich mehr
Den Tod, er führt zu ihm, heiß ich willkommen!"

Die Zähne knirſchend, ſchlich ſich Nello fort.
Befreit von ihm war Pia. Jetzt begann
Ihr Werk die ihm verbündete Maremma.
Was er begonnen, mußt vollenden ſie.

Zur Wüste binnen kurzem ward das Land.
Am Leben blieb kein Gräschen, blieb kein Halm.
Zur Esse ward die Erde, und der Himmel
Zum glühenden Metall. Das Gras verbrannt
Erzeugte Salzkrystalle weiß wie Reif,
Ein dichter Staub durchwirbelte den Plan
Und stieg in Säulen bis in's Rund des Himmels,
Gejagt vom heißen Wind, der wallend blies,
Als hab' der Schlund der Hölle ihn entsandt.
Die Luft war schwer wie Blei, voll salziger Dünste,
Und nachts verwandelt schien sogar das Meer
In Feuer . . . Bleich durchblitzte es die Fluth,
Als grinsten all die ungezählten Opfer,
Die d'rin den Tod gefunden, d'raus empor,
Den Fieberblick zum schwarzen Himmel sendend.
Als mart're es ein bös Gewissen, warf
Das Meer sich hin und her in Stößen, dumpf
An's Ufer prallend, das verdorrt verbrannt
So traurig wie vom Fluch getroffen lag.

Des Abends stiegen aus den Sümpfen auf,
Die Pest im Schooße, unheilschwang're Dämpfe
Sie hatten eine Kälte im Gefolg,
Die wohl den Tod, doch nicht Erleichterung gab
Den Armen fast durch Gluth Verschmachtenden.
Es schleppten graue düst're Nebel sich
Gleich hungrigen und listigen Bestien hin
Zur Burg, und näher, immer näher, bis
Verräth'risch sie im Innersten des Hauses
Gleich Schlangen nach der zarten Pia haschten,
Sich auf sie warfen als auf ihren Raub.

Und Pia ward ergriffen von Betäubung,
Es trübte sich ihr Geist, das Fieber trank
Ihr Blut, und zehrend fraß es ihr Gehirn.
Ein Schatten nur mehr war sie, dennoch schön
Gleich einer Heiligen, in der neuen Marter!
Die Augen unterm zart durchsichtigen Weiß
Der Stirne brannten wie zwei schwarze Sonnen,
Das dunkle Haar, das lang hernieder floß
Umhüllte sie wie ein Gewand der Trauer . . .
Verwandelt hatte in metall'nen Klang
Das große Weh der Stimme weichen Schmelz,
Der deshalb doch der süße Reiz verblieb,
Ihr eigen von Natur. In Nächten schlaflos
Und tranervoll, da sandte sie die Klage
Ob der verlornen Jugend Liebestraum,
So grausam sich verblutend, oft hinaus,

Wo zwischen Sümpfen, in der öden Eb'ne
Verstreut, die Hütten lagen armer Leute,
Die d'rin ein elend Leben führten, doch
Ihr eigen Leid vergessend, mit ihr weinten,
Bei Tag am Fenster sich ihr rührend Bild,
Die Hände ihr entgegen streckend, suchten
Dass sie wie eine Heilige sie segne . . .

Es lebte in der Burg ein alter Mann,
Der Pia's Leiden sich zu Herzen nahm,
Ihr oft zu Füßen saß, Arznei ihr spendend,
Die sie nicht wollte, da sie ja empfand
Es sei für sie der Tod das einzige Heil.
Sie harrte d'rauf. Der Alte war bestrebt
Zu kürzen durch Gespräche ihr die Zeit.
Und so erzählte er, dass eine Welt
Hinabgesunken in den Sümpfen liege . . .
Es hab' einst Rom dies Land vernichtet, so,
Wie Nello sie. Es künde eine Sage,
Und die sei alt, uralt, dass Wälder hier
Geblüht und Au'n gelächelt, dass als Schmuck,
Hier Städte ruhmreich die Maremma zierten.
Da klang der sterbenden Etrurier Fluch:
„Die Pest dem Land, das uns die Römer raubten!"
So auch ereilt die Strafe Nello einst,
Wenn ihr in's Grab gesunken seid, Madonna,
In's Grab, das er euch zubereitet hat."

Doch sie entgegnete: „Die Schuld verzeih'n
Auch uns'ren Feinden, heischet Gott von uns."
Da sprach der Greis durch dieses Wort gerührt:
„Aus euch spricht eine Heilige." Sie wehrte
Ihm ab, doch mit Begeisterung fuhr er fort:
„Es liegt in meiner Macht euch Trost zu spenden;
Die Stelle kenn' ich, wo man *den* begrub,
Der euch in diesem Leben alles war."
Da ihre Füße sie kaum trugen mehr,
So brachte er sie halb auf seinem Arm
Hinab, zum Garten jetzt verdorrt und öd,
Wo sie den Sandro einst erschlagen fand!
Er zeigte ihr, dicht unter der Bastei,
Ein Grab, so niedrig, so verwüstet, dass
Es schauend, Thränen ihrem Aug' entströmten.
„Hier gruben wir ihn ein", begann der Greis,
„Was gilt die Drohung Herrn von Pietra's mir?
Mag er mich tödten weil ich's euch verrieth!
Ich bin bezahlt durch einen einzigen Blick,
Den dankbar hin ich nehm' aus euren Augen."

Seit jenem Tag verlor die wilde Angſt
In ihren Fieberphantaſien ſich,
Wenn langſam ſchleichend auf ſie zu die Peſt
Zum Kampfe ſchritt, ſie anfiel, mit ihr rang.
Ihr Blick, geheftet ſtets auf Sandro's Grab,
War zeitweiſ' wie von irrem Wahn umflort.
Dann ſah ſie draußen in der Eb'ne ragen
Gen Himmel eine Stadt, ſo koſtbar, reich,
Wie ſolche Pracht ein Traum nur zaubern kann.
Sie ſah vor ſich in wunderbarem Glanz
Das Land, ſo wie es früher war, bevor
Die Römer es verwüſtet, ſah die Geiſter
Dort ſchreiten der Erſchlagenen, gleich Engeln.
Der ſchönſte ihrer ſaß auf gold'nem Thron
Vor ihrem Kerker auf dem nied'ren Hügel,
Als König all der Schatten. Sandro war's.
Im Schooß die Laute, klang ſein ſüßer Sang
Hinan bis zur verwitterten Baſtei.
Es lockte ſehnend ſie ſein Lied zu ſich:
„O Pia komm! Zur Seite ſetz' Dich mir,
Und ſieh wie ſchön die weiße Mondnacht iſt!
Hier unter dieſem Hügel träumt ſich's ſüß,
Wenn alles Land in Gluthenpein verdorrt.
Du reifeſt Pia als verlaſſ'ne Frucht
Am trauervollen Baume dieſes Lebens,
Das für uns Beide voll Entbehrung war . . .
O reife bald, fall' in den Schooß des Friedens . . ."

So klang ſein Lied; er ſang ihr's Nacht um Nacht,
Und Sehnſucht, durch die Hoffnung ſüß geſchwellt,
Half nun der Peſt die Seele zu befrei'n,
Die Seele Pia's ſchwer, ſo ſchwer geprüft! —

Auch körperlich ward ihr noch Linderung
Durch friſchen Luftzug, der herüber wehte
Vom Apennin, aus den Kaſtanienwäldern.
Erfriſcht durch Regengüße grünte es,
Als ſei es wieder Frühling, nur das Kleid
Der Bäume blieb ein bunt Gewand, hier roth
Dort braun und golden. Rauch aus Kohlenmeilern.
Geſang auf Feldern lieferte Beweis,
Daſs Säen, Ackern, Kohlenbrennen ward
Vom Volk geübt, das jährlich kam herüber
Aus blauen Bergen, fernen Gutsherr'n hier
Die Felder zu bebau'n. Die Luft war rein
In unterirdiſches Verſteck des Sumpfes
Verkrochen hatte ſich die Schlange „Peſt",

Den Herbst, den Lenz, den Winter zu verschlafen,
Um neu gestärkt im Sommer zu ersteh'n.

Die Tage kürzten sich, und wieder sank
Der Nebel; wieder eines Morgens früh
War weiß die Welt, und schien entschlummert tief.
Doch Pia zehrte immer noch am Leben,
Und athmete an's Lager festgebannt.
Der Ton der Stimme täglich schwächer ward,
Der Blick des Auges täglich sternenhafter,
Und nur ihr Seufzen das gedämpft erklang,
Wie Vöglein stöhnen, die verwundet sind,
Gab unwillkürlich Ausdruck ihrem Schmerz.

Da kehrte Nello eines Tags zurück,
Er trat in ihr Gemach und setzte sich
Zu ihr an's Bett, hub an in seiner Rohheit:
„Für euch wahrhaftig, wär' es endlich Zeit,
In's Grab zu sinken, lange zögert ihr!
Ihr wisst wohl nicht, dass ich mich will beweiben,
Das Leben noch verlockt zu Freuden mich,
Befreit von euch, geb' ich mich diesen hin."

Ein Lächeln überflog die Züge Pia's.
In Demuth sagte sie: „Nicht meine Schuld
Ja ist's, dass ich noch lebe, Herr, Vergebung!"
Nach einer Weile fragte seufzend sie:
„Ihr war't in meiner Vaterstadt, in Siena,
Dem ewig glanzumfloss'nen? ... Saht ihr wohl
Auch meine Mutter? ..."

Nello gab ihr rauh
Zur Antwort: „Ja, ich schaute sie, im Sarg
Drei Wochen sind's, dass plötzlich sie verstarb."
Kein Seufzer war vom Bett her zu vernehmen,
Doch im Gesicht der bleichen Dulderin
Zwei große Thränen rollten leuchtend nieder,
Und niemand hörte mehr ein einzig Wort
Aus jenem schmerzdurchbebten Mund ...

So schwanden
Die Tage hin, und täglich flog die Thür
In beiden Angeln auf, und Nello stand,
Und fluchte auf der Schwelle, wenn er sah,
Dass noch ihr Blick erglänzte, noch ihr Athem
So schwach er war, den zarten Busen hob ...

Der holde Lenz kam draußen wiederum,
Die Vöglein suchten zwitschernd das Gesims

Und ließen sich d'rauf nieder, nicht verscheucht
So wie dereinst durch jenen Schmerzensblick
Der bleichen Eingekerkerten; der braunte
Dort hinter halb geschloss'nen Augenlidern
Im dämm'rigen Gemach. Erstorben schon
Hing ihrer Hände Paar vom Bett herab.
Stets dicht heran jetzt mußte Nello treten,
Sich überzeugend, daß ihr Herz noch schlug.

Doch eines Morgens, als der Osten hell
Von rosenrother Glorie ward entflammt,
Erhob sich Pia jäh. Wie durch ein Wunder
Gewann sie wieder neue Kraft, und wankte
Hinab aus dem Gemach zum öden Garten,
Der Morgenwind durchrauschte d'rin das Laub,
Und Vöglein sangen auf dem Brunnenrand.
Wie träumend schritt sie durch das blüh'nde Gras
Zur altersgrau verwitterten Bastei.
Dort kniete sie, und neigte sich herab
Auf's Grab, das unter wuchernden Narcissen
Von schneeig weißer Blüthe sich verlor.
Die gold'nen Blumenaugen sah'n sie an,
Betäubend drang ihr Duft zu ihr empor
Wie eine Weihrauchwolke sie umwehend.
Ein etwas, wie der Klang von einem Lied,
Und wie ein sinnverwirrend schöner Traum
Sie süß umgaukelnd, tönte ihr im Ohr,
Ein Echo irgend welch' geheimer Worte . . .
Wer sprach die Worte? Und wer lockte sie?
Wohin? Sie wußst' es nicht . . . „Du reifest, Pia!
Verlass'ne Frucht am trauervollen Baum!
Gereift, bald falle in des Friedens Schooß!"

Da sah sie Sandro! Sah ihn plötzlich, dort,
Wo unten schneeig blühten die Narcissen.
Er wartete auf sie; jetzt fühlte sie 's,
Sie war gereift, hob dankend himmelan
Den Blick, fiel sterbend die Bastei hinab
Auf Sandro's Hügel. Der Narcissen Schnee
Nahm weich sie auf . . . Des Haares dunkler Strom
In seid'nen Wellen zog sich durch die Blüthen,
Es grub in's Gras sich ihr Gesicht, die Lippen,
Mit letztem Hauch, noch drücken einen Kuß
Der Scholle auf, darunter Sandro lag . . .

Vom Kinde, das nicht beten wollte.

Ein Märlein von **Joh. Peter.**

Es war einmal ein Kind, das sonst keine Untugend hatte als die, dass es nicht beten wollte. Ein blondlockiger echt deutscher Knabe war es, der so eben im Begriffe stand, die geheiligten Hallen der Schule zu betreten. Sein Auge strahlte des Himmels Bläue, seine Wangen prangten in der Rosen Röthe und sein Frohsinn wetteiferte mit dem des unbesorgten Waldvögleins. Es fehlte ihm an nichts, er hatte eine herzlich gute Mutter und einen liebreichen Vater, und weil er beider einziges Kind war, so wetteiferten sie förmlich in der Liebe zu ihm und erfüllten, was er nur verlangte. Und doch wollte der Knabe *nicht beten* zum nicht geringen Schmerze seiner vortrefflichen Eltern, die beide ein gottesfürchtiges Herz im Busen trugen.

„Was wird aus unserm Kinde werden, wenn es keine Gottesfurcht und keine Gottesliebe lernt?“ klagte oft die Mutter, und Thränen umflorten ihre Augen. „Wer Gott nicht achtet und sein Herz nicht zu ihm erhebt, von dem weiß der himmlische Vater auch nichts, und ein Mensch, der nicht unter Gottes Schutze steht, ist wie ein Irrender in der Wüste, der schließlich elend zugrunde gehen muß.“

Doch der Vater tröstete die Mutter mit den Worten: „Beruhige Dich doch, liebes Weib, unser Kind ist ja noch so jung, bei dem ist noch keine Hoffnung verloren; es wird das Beten schon lernen, denn im Herzen ist es ja gut. Es liebt uns beide so sehr, thut keiner Fliege an der Wand ein Leid, hat Mitleid mit den Armen und Freude an

der Natur — die Gottesliebe wird mit erwachender Gotterkenntnis auch nicht ausbleiben. Ich werde sicher die Mittel finden, die es zur Gottesfurcht hinleiten, und ein junges Bäumchen läßt sich leicht biegen!"

Es war an einem friedvollen Juni-Abend, als die Eltern solches miteinander sprachen. Der kleine Adolf, wie der Knabe hieß, saß an seinem Spieltischchen und vergnügte sich auf's allerbeste. Da fing er endlich an zu gähnen und sich die Augen zu reiben, weil der Schlaf sich anmeldete. Die Mutter bemerkte es und rief ihn herbei, um ihn auszukleiden und in's Bett zu bringen. Willig ließ es der Knabe geschehen. Als er im Hemdlein vor dem Vater stand, um ihm gute Nacht zu wünschen, da sprach der Vater liebevoll: „Büblein, weißt Du auch, daß Du noch einen zweiten Vater hast, an den Du Dich vor dem schlafengehen auch erinnern sollst?"

„Nein!" rief Adolf ungeduldig. „Ich habe nur D i c h zum Vater!"

„Und doch hast Du noch einen zweiten Vater", belehrte der Vater, „der viel größer, stärker und liebevoller ist als ich, der Dich noch einmal so stark liebt wie ich; freilich kannst Du ihn nicht sehen, weil er im Himmel wohnt, wohin wir alle einmal kommen werden. Es ist der himmlische Vater, der liebe Herrgott, der Dir das Leben, Deine guten Eltern und alles gegeben, was Du hast und brauchst, der Dir des Tages die herrliche Sonne und des Nachts die goldenen Sternlein funkeln läßt. Und wie Du mir, Deinem irdischen Vater, des Morgens und Abends Deine kindliche Ehrfurcht und Dankbarkeit erweisest, so mußt Du es auch Deinem himmlischen Vater gegenüber thun. Du mußt, da er unsichtbar stets bei Dir ist, andächtig vor ihm niedersinken und ihn anbeten, wie er es in seinen Geboten angeordnet hat. Des Morgens mußt Du ihn bitten und des Abends mußt Du ihm danken, und am Sonntag mußt Du ihn lobpreisen . . . Willst Du das thun, Adolf?"

Des Vaters Stimme zitterte, als er solches sprach, und mit Spannung erwartete er die Antwort. Doch der kleine Adolf ward unwirsch und wollte vom Beten unbedingt nichts hören. Er sei schon schläfrig, meinte er weinend, und verlangte ungestüm in's Bett.

„Adolf, wenn Du Dein Nachtgebet verrichtest, so kannst Du morgen früh mit mir in's Freie gehen — morgen ist der Tag des Herrn, da will ich Dir den Schöpfer Himmels und der Erden in

seiner Natur zeigen, und ich weiß, daſs er Dir gefallen wird und daſs Du ihn anbeten wirſt aus vollſtem Herzen!“

Der Knabe ſtutzte. Mit dem Vater ging er allezeit gern ſpazieren, weil der gute Mann immer ſo ſchönes und belehrendes zu ſprechen verſtand, und halb zögernd halb willig ließ er ſich von der freudig lächelnden Mutter zum Abendgebet bewegen. Die Mutter war eine kluge Frau und hielt den Knaben nicht lang auf, um ihm die Luſt zum Beten nicht zu verleiden. Nur das ſchöne Gebet des Herrn, das Vaterunſer, mußte er langſam und ſprachrichtig herſagen, dann küßte ſie ihn auf die Stirn und legte ihn in's Bett, wo er bald in einen ſüßen Schlummer verfiel, der die Roſen der Geſundheit auf ſeine vollen Wangen malte.

Lang noch ſtanden die Eltern Hand in Hand vor ihrem ſchlafenden Knäblein und freuten ſich an ihm. Sein roſiges Geſichtlein umſpielte ein ſeliges Lächeln, und die Mutter ſagte: „Jetzt ſpielt er mit den Engeln des Paradieſes!“, was der Vater mit dem Zuſatz bejahte, daſs er jetzt wohl auch vom lieben Herrgott träumen werde, dem er heute zum erſtenmal ſeine Ehrfurcht gezollt.

Dann ſegneten die Eltern noch das ſchlummernde Kind und begaben ſich ſelbſt zu Bette mit inniger Freude im Herzen, daſs es ihnen heute gelungen, ihrem Büblein das Beten beizubringen.

* * *

Schon um vier Uhr morgens war der Vater wach. Er öffnete einen Fenſterflügel und ließ die erfriſchende Morgenluft in's Gemach. Dann trat er hinaus in den Garten, der im reichſten Roſenſchmucke prangte. Lieblicher Vogelgeſang tönte ihm entgegen, und das melodiſche Geſumm der Bienen und Hummeln klang gar traulich an ſein Ohr. Die Rieſenglocke des Himmels war ſo blau und rein, daſs es dem Manne war, als ruhe das große weltumfaſſende Auge Gottes auf ihm. Und im weiten Gau ſtand alles neuverjüngt nach der lauen Hochſommernacht und Freude glänzte aus jeder Blume.

Der Vater ließ ſich in ſeiner von wildem Wein umwobenen Laube nieder, entblößte das Haupt, faltete die Hände und ſprach das ſchöne Gebet:

Das iſt der Tag des Herrn!
Anbetend knie ich hier.
O ſüßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten viele ungeſeh'n
Und beteten mit mir!

Dann begab er sich in's Zimmer zurück, wo der kleine Adolf noch immer recht selig schlief. Der Vater weckte ihn.

„Adolf", sprach er sanft, „steh' auf, wir wollen mitsammen hinaus in's Freie gehen, wie ich es Dir gestern versprochen habe!"

Der Kleine sprang freudig lächelnd aus dem Bette und bald war er in Bereitschaft, mit dem Vater auszugehen.

Zuerst wanderten sie hinaus in die Wiesen, die in ihrem vielfarbigen Blumenschmucke einem kostbaren Teppiche glichen. Die meterhohen Gräser waren noch von Thau benetzt und in den Thauperlen spielte das goldene Sonnenlicht in allen sieben Farben. Leis murmelnd eilte durch das liebliche Wiesengrün ein Bächlein thalwärts und das trauliche Geplauder der Wellen klang gar seltsam durch die feierliche Stille der Sonntagsfrühe.

„Vater, was ist das?" fragte der Knabe erstaunt aufhorchend.

„Das ist das muntere Bächlein, das seinen Morgendank zum Himmel sendet", erwiderte der Vater.

„Ich verstehe Dich nicht recht, Vater!" sagte der Knabe.

„Das Bächlein betet sein Morgengebet, Du kannst es vernehmen, wenn Du aufmerksam zuhörst!"

Der kleine Adolf lauschte lang dem andächtigen Geplauder der Wellen und nach einer langen Pause sprach er, tief auffathmend: „Du hast recht, Vater, das Bächlein betet!"

Dann gingen sie weiter. Am Wiesenraine stand ein wohlriechender Baldrian voll röthlichweißer Blüthenköpfchen, die vergnügt dem goldenen Sonnenlichte zustrebten. Ein goldgrünes Käferlein trieb darauf sein munteres Wesen und es war an ihm zu sehen, wie wohl ihm der milde Sonnenschein that.

„Sieh dieses unschuldige Käferlein an", belehrte der Vater, „wie es sich seines armen Lebens freut! Nach kurzem Nachtschlafe ist es wieder aufgewacht zum belebenden Lichte des Tages, und nun sitzt es da auf dieser herrlichen Blume und bringt dem Schöpfer seinen Dank in seiner Weise dar, indem es sich seines gottentsprossenen Lebens freut: Es betet!

„Ja, Vater, auch das Käferlein betet!" sprach das Kind leise nach.

Jetzt vernahmen sie den trillernden Gesang einer Lerche. Vom Wiesengrunde stieg sie auf in die lachende Bläue des Himmels, immer

höher schwebte sie empor und immer schwächer erklang ihr herzerfreuendes Liedlein, bis sie sich endlich nur mehr wie ein Punkt in schwindelnder Höhe ausnahm.

Der kleine Adolf stand wie bezaubert an des Vaters Seite und verfolgte mit seinen staunenden Blicken die liebliche Sängerin, die dem Allgegenwärtigen ihren Morgenhymnus entgegenjauchzte.

„Siehst Du", sprach der Vater, „dieses Vöglein auch denkt in heiliger Morgenfrühe an Gott, singend schwebt es himmelwärts, uns ein Beispiel gebend, dass auch wir unser Herz auf den Schwingen des Gebetes zum Himmel erheben sollen. Wenn der unvernünftige Vogel betet, um wie vielmehr sollen wir vernünftigen Menschen, die wir doch Ebenbilder der Gottheit sind, uns nicht an unsern himmlischen Vater, der es doch mit uns am besten meint, erinnern? Verstehst Du, Adolf, das Lied der Lerche?"

„Ja, Vater, auch die L e r c h e b e t e t!" entgegnete der Knabe geschäftig.

Nun standen sie vor einem Weizenfelde. Die von goldgelben Körnern geschwellten Ähren neigten sich bedächtig zur Erde und die leise Morgenluft strich über sie hinweg. Aus dem Halmenmeere leuchteten die karminrothen Sterne der Kornraden und die himmelblauen Blüthen der Kornblumen, und die feuerrothen Rosen des Feldmohnes erhöhten den Reiz des segentrotzenden Feldes, aus dessen Tiefe ein hundertstimmiges Musiciren wunderseltsamster Art erklang. Geschäftige Grillen zirpten darin um die Wette und anmuthsvoller Wachtelschlag mischte sich darein. Das Gesumm der Fliegen, Bienen und Hummeln, die im Weizenfelde ihre Wirthschaft aufgeschlagen, klang wie ein ferner Fest-Choral durch die heilige Ruhe der Sonntagsfrühe, und den kleinen Adolf überkam ein Gefühl, als müßte er jauchzen und weinen zugleich. Der Vater bemerkte es und sprach: „Sieh die fruchtschweren Ähren, wie sie sich anbetend neigen vor dem Höchsten, der jetzt unsichtbar über ihnen schwebt! Und die kleinen Thierlein, horche nur, wie sie wetteifern im Lob und Preise Gottes! Verstehst Du ihre Sprache, mein Kind?"

„Ja, Vater, auch das herrliche Weizenfeld mit seinen Gästen ist erfüllt von der Größe Gottes: die Ähren beten, die Grillen beten und die Wachteln beten im Gesange! Und die schönen rothen und blauen Blumen, auch sie blicken freudig zu Gott empor und freuen sich innigen Dankes voll ihres holden Lebens!"

Dem Vater stieg es wunderbar im Herzen auf: er sah, dass sein Sohn ein feines Verständnis hatte für die Natur, in der sich das Dasein und die Herrlichkeit Gottes am besten offenbart, und eine Freudenthräne glänzte in seinem Auge.

Und weiter gingen sie, bis sie an einem sonnigen Wegraine standen, der über und über mit den schönsten wohlriechendsten Blumen bedeckt war. Über den Blumen wiegten sich bunte Schmetterlinge und glänzende Fliegen und Käfer schwebten über den zarten Blüthenkelchen. Der Vater setzte sich mit seinem Kinde auf den Erdgrund nieder, der eine wohlige Wärme ausstrahlte, und pflückte ein Maßliebchen, das sein lachendes Strahlengesichtlein der milden Sonnengluth erschlossen hatte.

„Siehst Du", sprach er zum Knaben, „gestern Abend und während der ganzen Nacht waren diese schönen weißen Blumenblätter geschlossen, so dass das Blümchen wie eine Knospe aussah. Und als es einschlief, neigte es das Köpfchen der Erde zu, weil es noch sein Abendgebet verrichten wollte. Und selig hat es geträumt in der lieblichen Mondnacht. Da kam die herrliche Sonne, das große leuchtende und erwärmende Auge Gottes, und ihre milden Strahlen küßten das schlummertrunkene Blümlein wach. Die Blätter öffneten sich, das Köpfchen richtete sich vertrauensvoll empor zum Gnadenlichte des Himmels, und nun leuchtet es in seiner Schönheit wie ein gutes braves Kind in seiner Unschuld. Anbetend sieht es himmelwärts, wo die ewige Liebe wohnt!"

Der Kleine sah seinen Vater dankbar an und sagte: „Ich will es machen wie Maßliebchen, auch ich will zum himmlischen Vater meine Blicke wenden!"

Nachdem sie ein Weilchen geruht hatten, begannen im weiten Umkreise die Glocken der einzelnen Kirchdörfer zu klingen, die die Menschen zur Andacht in die Kirche riefen. Es war ein wundervoller Accord, der da durch die ergreifende Stille des Sonntagsmorgens drang. Tiefe und hohe, ernste und freundliche, jubelnde und klagende Stimmen waren es, die da durchs weite Morgenrund riefen, und alsbald tauchten auf den Feldwegen einzelne Gestalten und ganze Menschengruppen auf, die, dem Rufe der Glocken folgend, in's Kirchlein eilten zur erhabenen Feier des Sonntags.

„Hörst Du, wie der liebe Gott seine Kinder in die Kirche ruft, damit sie ihn preisen und anbeten, und siehst Du, wie groß und klein seinem väterlichen Willen Folge leistet! Wenn Du willst, so wollen auch

wir in jenem Dorfkirchlein dort, dessen Thurmspitze aus dem grünen Wäldchen vor uns aufragt, unser Morgen- und Sonntagsgebet verrichten; mir däucht als riefen die dortigen Glocken am lautesten!"

„Ja, Vater, komm, auch wir wollen in der Kirche beten, damit der liebe Gott nicht betrübt ist über uns! Wir hören doch auch die Glocken klingen, und da müßen wir beten gehen!"

„Nun so komm, dass wir den Gottesdienst nicht versäumen", sprach der Vater und in gehobener Stimmung setzten sie ihren Weg fort. Ihr nächstes Ziel war ein sorgsam gepflegter Weingarten, der in vollster Blüthe stand und einen Duft aushauchte, mit dessen kostbarer Würze sich nichts vergleichen ließ.

„Schau Dir einmal diese Reben an", nahm der Vater wieder das Wort, „wie sie, gestützt vom sicheren Stecken, freudvoll aufwärts streben zum Lichte des Herrn! Alles strebt zum Himmel, im Walde die stolzen Bäume, im Felde die schmächtigen Halme und im Garten die herrlichen Blumen — alle wissen, wo ihre Heimat ist, wo ihr Vater wohnt. Desgleichen der Weinstock, der aber der Stütze bedarf, dass er nicht fällt und zu Grunde geht. Am festgegründeten Stecken aber wächst und rankt sich die Rebe lustig auf und es kommt mir vor, als wollte sie sagen: ‚Menschenpflanze, auch Du bist schwach und bedarfst der Stütze! Ranke Dich an den lieben Gott, er ist Dein Stab und Dein Grund, wenn er Dich hält, dann kannst Du nicht fallen und es kann Dir an nichts fehlen!' Willst Du, mein Kind, es machen wie der Weinstock, willst Du Dich an Gott ranken, damit Du auch fest im Leben stehst?"

„Ja, Vater, das will ich immer thun!" gelobte Adolf treuherzig.

Und weiter gingen sie, bis sie eintraten in das grüne Wäldchen, hinter welchem die Kirche lag. Neben schlanken Fichten und goldrindigen Föhren standen blühende Wildkirschbäume und knorrige Eichen und auf dem Grunde blühten Erdbeeren und die mannigfaltigsten Waldrosen. Kühler Schatten nahm Vater und Sohn auf und ein Singen und Jubiliren tönte ihnen entgegen, dass es eine Freude war. Auf hohem Baumgipfel saß der muntere Fink und sang sein Morgenlied hinaus in die sonnige Gotteswelt. Wacker secundirte ihm der trillernde Zeisig, und die anderen Sänger des Waldes wollten auch nicht stumm bleiben, so dass ein Choral von wundermächtiger Wirkung durch den grünen Waldesdom rauschte. Alle priesen sie Gott den Herrn der Welt, der sie nach bangem Schlafe, wo allstündlich der Feind

gelauert, wieder zum Lichte des Tages erweckte. Aus fernem Erlengebüsche her erklang der Ruf des Kuckucks, der sich in der herrlichen Waldesruhe besonders schön ausnahm und von Ast zu Ast, von Baum zu Baum schwangen sich die munteren Eichhörnchen, während an einem Baumstamme geschäftig der Specht hämmerte, dass es weithin durch den stillen Morgenfrieden schallte. Der kleine Adolf war vor Erstaunen keines Wortes mächtig; denn zu so früher Stunde war er noch nie in einem Walde gewesen und als er gar erst die Schnecken sah, wie sie ihre gabeligen Hörner aus ihrem Gehäuse hervorstreckten, als er das geschäftige Leben im Ameisenhaufen sah, wo es nur so durcheinander wimmelte und als ihm der Vater erklärte, dass der Wald auch ein Gotteshaus sei, wo die Thiere in heiliger Morgenfrühe Gottesdienst halten, da schimmerten Thränen der Rührung in seinen freundlichen Augen und freudig gelobte er dem Vater, von nun an auch gerne und freiwillig zu beten . . .

Da traten sie hinaus in die Lichtung, wo ein freundliches Dörfchen lag. Gerade läutete der Mesner zum zweitenmal zum Gottesdienste und der kleine Adolf sah es, wie der Lehrer die Schulkinder zur Kirche führte und wie alles im Dorfe dem Gotteshause zueilte. Bald brauste und rauschte voller Orgelklang aus dem Kirchlein heraus und Adolf blieb verwundert stehen. Die Orgel, die die Sprache der Gottheit und der himmlischen Chöre spricht, hatte er noch nie gehört. Zum erstenmal überkam ihn die süße Macht der Musik. Ungestüm drängte er den Vater in die Kirche. Da stand am Altare der würdige Priester und segnete die in Andacht versunkene Christenschaar und nach dem Segen hub die Orgel wieder an in milden weichen Tönen zu den Gläubigen zu sprechen vom Reiche Gottes im Himmel und auf Erden, und die paarweise aufgestellten Schulkinder sangen zu der feierlich-ernsten Weise der Orgel ein frommes Lied und dem kleinen Adolf ward es mit einemmal so seltsam zu Muthe, dass er am liebsten gleich mitgesungen hätte. Aber sein Auge ruhte ununterbrochen auf dem Chore, von woher die göttlichen Klänge kamen und seine Hände falteten sich von selbst.

„Vater", lispelte er, „alles war so schön da draußen, aber dieses süße Spiel der Orgel ist doch noch das allerschönste!"

„Wenn Du mir versprichst, fromm und gut zu werden", entgegnete der Vater mit zitternder Stimme, „so sollst Du auch die hohe Kunst der Musik lernen, ich will Dir jedes Opfer bringen!"

„Ich will alles thun, was Du verlangst", sprach Adolf, „nur laſſ' mich die Muſik lernen, daſs ich auch einmal ſo ſchön die Orgel ſpielen kann!"

„Du ſollſt es lernen!" verſicherte der Vater. Dann nahm er das Kind bei der Hand und verließ geräuſchlos das Gotteshaus, um zur Mutter zurückzukehren. Auf dem ganzen Heimwege ſprach der Knabe von nichts als von der Muſik und vom lieben Gott, den er heute gefunden und lieben gelernt hatte. Liebreich wurde er von der Mutter empfangen, die ihm ein gutes Frühſtück bereitet hatte, und das erſte Wort, womit er ſie begrüßte, lautete: „Mutter, alles betet, ich will auch beten, daſs mich Gott im Himmel lieb hat! Und das Orgelſpiel will ich auch lernen!"

Die Mutter ſah den Vater an, der mit einem vielſagenden Blick vor ihr ſtand, dann wiſchte ſie eine Thräne aus ihrem Auge und küßte und herzte das gute Kind.

Dieſes aber hielt treulich ſein Wort. Es betete gern und fleißig und nahm, wie der heilige Chriſt, zu an Alter wie an Weisheit. Am liebſten betrieb es die Muſik, und als Adolf fünfzehn Jahre alt war, konnte auch er ſchon an der Orgel ſitzen und durch ſein ſeelenvolles Spiel das Gemüth der Gläubigen erwärmen. Er wurde ein großer Tonkünſtler und Organiſt an der Domkirche in der Biſchofsſtadt und erreichte ein hohes glückgeſegnetes Alter. Die Orgel insbeſondere hatte aus ihm ein Kind gemacht, von dem man nicht mehr reden konnte als:

„Vom Kinde, das nicht beten wollte". . .

O goldene Levante!

O goldene Levante! Wer iſt der Europäer deſſen Bruſt nicht ſchwillt, deſſen Herz nicht höher klopft beim Klang des Namens Levante. Ein Zauberwort macht es im Hirn alles das lebendig, was in den Erinnerungen aus der Kindheit von der Lectüre von Tauſend und Einer Nacht geblieben war, alles das was die märchenhafte Anſchauung des Kindes in das reife Alter hinübergebracht. Die unwahrſcheinlichen Schickſalsfügungen, welche einſtmals auch die Literatur des Weſtens belebten, ſtehen im Oriente noch heute auf der Tagesordnung, das geheimnisvolle Walten des Fatum wird hier mehr reſpectirt als im Weſten. Und der ſtarkgeiſtige Europäer, welcher daheim alles mit kritiſchem Auge miſst, gibt ſich der ſüßen Schwäche hin, im Oriente manches als ſelbſtverſtändlich hinzunehmen, das den Horizont unſerer Lebensanſchauungen überſchreitet. Die bunte Farbenpracht der orientaliſchen Teppiche, die ornamentale Üppigkeit der morgenländiſchen Webereien, das unſägliche Wogen und Spielen, ſich Verſchlingen und wieder Zertheilen von unregelmäßigen, nichts bedeutenden und doch dem Auge ſo unendlich wohlthuenden farbigen Linien und Flächen beſticht die Sinne auch des kühlſten Franken. Die orientaliſche Muſik, das verſchwommene Gaukeln harmoniſch zuſammengeſtellter Töne ohne kunſtmäßig aufgebaute Melodien nach unſerer Art; die phantaſtiſchen Satzungen von Religion und Philoſophie — alles das betäubt die kalte Berechnung und ſcharf abmeſſende Beobachtung des nüchternen

Europäers. „In Europa, ja da ist es freilich anders, je skeptischer man dort urtheilt, desto besser ist es; aber im Oriente muß man die Dinge nehmen wie sie sind.“ Wie sind sie aber, diese Dinge für den Fremden? So wie sie sich darstellen! Unwillkürlich glaubt der Europäer im Oriente an zahllose Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten und sieht die Gestalten aus Tausend und Einer Nacht am hellen lichten Tage in den Straßen wandeln.

Ja, es ist richtig, die Levante ist ein Wunderland; nicht nur für denjenigen, welcher nicht in die traurige Lage kommt Erfahrungen zu sammeln; denn ihm bleibt alles wundervoll, sondern auch für den weniger Glücklichen, welcher hier Wunder der Lebensklugheit zu studiren bekommt und daraus einen reichen Schatz von Lebensregeln ansammelt.

Wie glücklich ist derjenige, welcher in einer orientalischen Stadt mit Bahn oder Schiff anlangt: er braucht sich gar nicht darum zu bekümmern, wie sein Gepäck instradirt werde! Denn unmittelbar nach Eintreffen des Beförderungsmittels stürzt sich über den Reisenden ein Schwarm von Menschenfreunden in meist defecter Kleidung. Koffer, Taschen, Plaid, Stöcke, Schirme, Hutschachteln, Körbe sind in einem Nu in Bewegung, wohin, das weiß der Reisende oft nicht, vielfach nach ganz verschiedenen Richtungen, zu den galonnirten Repräsentanten verschiedener Absteig-Quartiere. Welch' Vergnügen, wenn der Reisende endlich seine Siebensachen beisammen hat. Natürlich muß er alle Menschenfreunde entsprechend entlohnen, vorausgesetzt daß es nicht dem Einen geglückt ist, sich mit seiner Beute aus dem Staube zu machen, wo alsdann die Entlohnung begreiflicherweise entfällt. Die Numerirung der Lastträger ist umso seltener je mehr man nach Osten geht.

Wie glücklich ist derjenige, welcher in einem orientalischen Absteig-Quartiere Unterkunft findet! Der Reisende lernt nicht wie in den europäischen Gasthöfen die Schmerzen der Einsamkeit kennen; er kommt gar nicht dazu, in dem traurigen Gefühle der Vereinsamung der Menschenmenge zu vergessen, in deren Mitte er sich befindet. Jeder Moment bei Tag und bei Nacht ruft ihn in die Welt zurück. Freilich gehört zu orientalischen Reisen eine eigens construirte Haut.

Wie glücklich ist der Europäer, welcher in den Bazaren des Orients eine Waare findet die ihm gefällt. Der Kaufmann, welcher wie eine Spinne die um seine Netze flatternden Fliegen beobachtet, hat seine Absicht längst durchschaut; und nun zeigt sich der orientalische Schmerz,

sich vom Eigenthum zu trennen, in seiner ganzen Größe. „Was? ich soll mein Juwel verlieren, die Perle meines Ladens, die mir an's Herz gewachsen ist wie mein eigen Kind?“ Und in seinem Seelenschmerze soll der Ärmste keinen Ausnahmepreis machen, besonders wenn der Käufer ein Fremder, ein Franke ist? „Der Mensch versteht ja ohnehin nichts von diesen Dingen, wie wird er sich freuen, wenn er eine orientalische Handarbeit, um gutes Geld selbstverständlich, bei mir kauft und zu Hause angelangt findet, dass sie in der eigenen Vaterstadt in der Fabrik erzeugt wurde! Uns hat der Fabrikant über's Ohr hauen wollen, weil er die europäische Waare für orientalisch, die Maschinen-Arbeit für Handarbeit ausgab. Nun zahl' ich's seinem Landsmanne mit Zinsen zurück.“ Und in seinem gerechten Zorne lässt er ihm schließlich den Gegenstand um das Fünffache des Werthes ab.

Wie glücklich derjenige, welcher eine Antike ergattert! Entweder bekommt er einen Gegenstand, der höchstens verdient in eine Busennadel gefasst zu werden, dabei aber unzweifelhaft echt ist, oder aber er wird in die angenehme Lage versetzt die meisterhafte Kunst einer levantinischen Nachahmung bewundern zu können, und dieses Vergnügen kann nicht genug bezahlt werden. Davon dass durch das ganze Geschäftsleben ein Hohn über die antikensüchtigen Europäer lauft, braucht man ja nichts merken zu lassen. „Für wie dumm muß uns der Franke halten, dass er uns die schönen Fundstücke abluchsen will! Und billig soll ich sie ihm obendrein geben! O nein. Wir wollen sehen, wer der Klügere ist.“ Davon dass das Wort Antika nicht nur eine wirkliche Antiquität, sondern auch in der Mehrzahl der Fälle einen altartigen Gegenstand bedeutet, ein Ding das nur mehr für Sammler gut ist — davon hat der Reisende natürlich keine Ahnung.

Für denjenigen aber, welcher sich gar in einer levantinischen Stadt dauernd niederlässt, ergeben sich zahllose Momente zu den werthvollsten Wahrnehmungen, zu den angenehmsten Überraschungen und zu den lehrreichsten Enthüllungen. Der Orientale kehrt, wenn er sich zusammennimmt, stets eine würdevolle Außenseite hervor; die in demüthiger Hochachtung ersterbende Höflichkeit der jüngeren Leute, der Ehrfurcht gebietende Ernst der Granbärte besticht die Augen, die getragenen Worte, die edlen Bewegungen erzeugen das Gefühl der Sicherheit, von einem solchen Manne kann man sich nur des besten gewärtigen! Stimmen schließlich die Erfahrungen auch nicht ganz mit dem ersten

Eindrucke, wen trifft die Schuld als den Europäer, welcher die Leute anders genommen hat als sie wirklich waren? Auch die weißesten Schafe haben ein paar schwarze Härchen; es ist nur ein fataler Zufall, dass im Orient die unschuldweißen Haare oben liegen und die schwarzen Büschcln erst bei längerer und genauester Beobachtung zu Tage treten.

Man darf nicht gerade so weit gehen zu behaupten, dass unter der ehrenhaften Außenseite sich überall im Oriente Unredlichkeit im Geheimen breit mache. Die allgemeine Klugheit gebietet indessen, hier mehr als anderwärts auf der Hut zu sein; am besten concentrirt man sein Hab und Gut derart, dass man es stets unter Augen haben kann. Glückt dies nicht und man besitzt mehrere dienstbare Geister, so verschwindet leicht ein Stück nach dem andern, es ist fort, die befragten Diener stellen ebensoviele entrüstete oder kummervolle Heiligengesichter dar, der abhanden gekommene Gegenstand ist in die Nacht der Vergessenheit getaucht, aus welcher er nicht wieder zum Vorschein kommt. Unter dem Glas- und Porzellan-Geschirr grassirt auch im Oriente die Selbstmordmanie. Welch' ein herrliches Fleisch bringt man uns heute! So rosig und zart: nur schade als es gebraten war, lag in der Schüssel ein Stück kaum halb so groß als bei dem ersten Anschein. Der kluge Fleischhauer hatte das Fleisch mit Wasser aufgeblasen und die Differenz des Gewichtes mit der Köchin getheilt. Und die Köchin hatte den Trug nicht verhindert? Nein sie hatte ihn sogar angestiftet. Aber sie hatte vielleicht keine Gelegenheit sich das gebührende Marktgeld zu machen? Und ob, sie bildete sich aber ein eine kranke Person zu sein, welche zu ihrer Gesundheit den Wein benöthige; weil ihr die Herrschaft keinen gab, verkaufte sie den Rest an Speisen — und sie sorgte dafür dass immer einer blieb — dem Nachbarn, und erhielt anstatt Geldes Wein dafür. Aber das war gewiss keine Europäerin? Im Gegentheil, eine Landsmännin sogar, welche gegenüber den später gekommenen Landsleuten mit den Eintheimischen Bündnisse schloß und immer ihre einheimischen Verbündeten protegirte. Da durfte die Milch mit Kalkwasser und Hirn versetzt, die Butter mit Schafsmagen behandelt, dem Schweinefett durfte Lammfett beigemischt sein, den eingesottenen Hagebutten Paradeisäpfel, dem alten Weine neuer Wein; kam etwas nur von dem tributären Lieferanten, so mußte es der Herrschaft genehm sein. Auch durften unter die frischen Fisolen alte auf dem Lager gebliebene versteckt sein, die unter der Hand gekauften Hühner durften binnen wenigen

Tagen sterben, die Eier schlecht werden, das verschlug alles nichts. Man mußte noch froh sein, daſs während der Abwesenheit der Herrschaft keine rauschenden Feste gegeben und nachher ein Einbruch fingirt wurde wie es anderwärts vorgekommen sein soll.

Dafür erwartet aber der Europäer, den Orient voll mit jenen phantastischen Wunderbauten zu sehen, welche unsere Encyclopädien schmücken; gewiſs sind auch die besseren Privatgebäude weit über unserem Mittelmaße? Sie wären es, wenn die Orientalen nicht so überlegene Rechenkünstler wären! Wozu einen doppelten Plafond einlegen, wenn das Haus mit einem einfachen auch nicht einstürzt? Gibt es aber gar ein Erdbeben, so werden die Insassen des Unterstockes bei einem einfachen Plafond weniger leiden; die doppelten Balken könnten die armen Leute in Stücke schlagen. Gewissermaßen aus Menschenfreundlichkeit wird also das Haus leichter gebaut. Auch ist das Haus viel gesünder, wenn die Ventilation sich leichter vollzieht, daher sind Doppelthüren und Doppelfenster nur von Übel. Man braucht nicht gerade so verwöhnt zu sein, um zu verlangen, daſs das Bau- und Werkholz trocken sei; auch gibt es dessen im ganzen Osten nicht und es müßte erst eingeführt werden was sehr theuer kommt. Auch sind Wasserleitungen und Canäle in den Häusern nur für die bequemen Leute, welche Arbeit scheuen; ihre Abwesenheit zwingt zu den gesündesten häuslichen Beschäftigungen, ist also für die Hygiene von großem Vortheile. Außerdem ist ein solcher Häuserbau viel billiger; der kluge Orientale freut sich über die blinkenden Napoleone, welche ihm seine überlegene Bauweise verschafft und wartet geduldig auf die Kunden, welche sich einstellen werden. Verliert er auch eine Monatsmiethe durch längeres Warten und Feilschen, so bringt er es doch wieder herein, wenn es ihm gelingt, einen Kunden ordentlich über den Löffel zu balbiren. Zu solch' einem weisen Hausbesitzer kam einst ein Mann, welcher dessen Haus um 45 Goldfüchse zu miethen entschlossen war; der Hausherr sah daſs er einen ernstzunehmenden Kunden vor sich hatte, 45 Napoleone ist für einen solchen Mann zu wenig, er kann deren 90 mit Leichtigkeit geben. Und wie angenehm wäre es ihm von Zeit zu Zeit Gesellschaft zu leisten, zu dem Zwecke kann man sich ja ein Zimmer im Hause vorbehalten, also 90 Napoleone für das Haus unter Vorbehalt des großen rückwärtigen Zimmers. Es ist zu staunen, daſs der Kunde nicht auf diese vortheilhaften Bedingungen einging, wahrscheinlich

war er nicht beeilt, sonst hätte er vielleicht 60 Goldfüchse gezahlt. So blieb das Haus einige Monate leer, um endlich an einen Einheimischen ohne Vorbehalt des rückwärtigen Zimmers um eine Jahresmiethe von 28 Napoleons abzugehen.

Auch der Handel offenbart eine Menge von Charakterzügen des Orientalen. Tadeln wir nicht die Fischer, die selten fischen gehen, um ihre Waare im Preise zu halten; verlieren wir auch kein Wort über Professionisten, welche bei Reparaturen die Waaren austauschen und anstatt einer Scheere von gutem Stahle eine eiserne schlechtester Qualität abliefern oder über Goldarbeiter, welche die Steine auswechseln und das Edelmetall an weniger auffälliger Stelle abkratzen. Einen echt orientalischen Geistesblitz verrieth der Armenier, welcher in Constantinopel einen alten Rock einem Juden verkaufte, im Futter hatte er werthloses Blechgeld von dem Umfange türkischer Goldstücke eingenäht; der Käufer ging auf die Täuschung ein und zahlte dem anscheinend nichts ahnenden Armenier für den Rock einen Phantasie-Preis. Als dann der Enttäuschte die Sache vor's Gericht brachte, erntete er zum Schaden obendrein den Spott und wurde in die Kosten verfällt.

Der wahre Schauplatz für orientalische Praktiken liegt auf dem Gebiete des Importhandels. Wohin der europäische Zeitungsleser schaut, überall fällt sein Blick auf Aufsätze zur Hebung des Außenhandels. Im Exporte erblickt man die Panacee für eine ungünstige Handelsbilanz, für haarsträubende Überproduction und dadurch bewirkte Verschlechterung der Preise; der Außenhandel soll der natürlichen Armuth ganzer Landstriche abhelfen und so die Härten der Natur wettmachen. Diese Idee ist in der Theorie sehr richtig und schön und so sind überall in Europa Export-Häuser, Export-Fabriken und Export-Gesellschaften entstanden; von der Voraussetzung ausgehend, dass die Levante billige wenn auch mindere Waare bevorzugt, fabricirt man „Export-Waare" und glaubt so den Orient „wirthschaftlich zu erobern".

Die orientalischen Kaufleute jedoch haben der Sache eine andere Seite abgewonnen. Erscheint ein Handlungs-Reisender, so wird er wie ein Würdenträger empfangen, bewirthet, zu seinen Ehren eine Landparthie arrangirt; die Geschäfte wickeln sich spielend ab, der Handlungs-Reisende, insbesondere jener welcher seine Tantièmen vom Abschlusse nicht vom Eingange erhält, verbraucht in der kleinsten Stadt ein Dutzend Notizbücher, um die Bestellungen einzutragen, dem heimischen Exporteur

schwillt das Herz in Gedanken an den großartigen Umsatz, der sich ihm eröffnet. Mächtige Waarenkisten gehen ab, das Portefeuille des Exporteurs füllt sich mit Wechseln — bis aber diese Wechsel liquidirt sind, kennt der Exporteur sämmtliche Gesetzbücher und Verordnungen des Importlandes ganz genau. Alle Publicationen sind voll von statistischen Angaben über Gewicht und Werth der exportirten Güter, merkwürdigerweise fehlen aber Angaben darüber, wie viel Erlös dafür thatsächlich eingegangen ist und mit welchem Zeitverluste. Ein weiteres Ehrenblatt der levantinischen Handelsgeschichte ist den profitablen Concursen, mit und ohne Waaren-Verschleppung, mit und ohne Geld-übertragung an Familien-Angehörige gewidmet. Demgemäß sind auch die Waaren bei wackeligen Geschäftshäusern sehr wohlfeil zu kaufen, 10—20 Procent billiger als im Erzeugungslande. Denkt aber ein kluger Exporteur durch Differenzen in der Qualität oder Quantität seinem levantinischen Geschäfts-„Freunde" ein Schnippchen zu schlagen, so schlägt er es in letzter Auflösung nur sich selbst. Denn alles verträgt der Orientale eher als das Gefühl betrogen worden zu sein; und der ehrenwerthe Herr, welcher kein moralisches Bedenken getragen hätte, seinerzeit den Kampf zu eröffnen und die Kuh nur noch eine Zeit lang melken wollte, entschließt sich blutenden Herzens zu Gegenstreichen. Zum Schluße ist meistens der Exporteur froh mit einem oder zwei blauen Augen davon zu kommen. Will der Exporteur aber gar am Zolle sparen und schickt Facturen in bianco, welche der levantinische Geschäftsfreund nach Belieben ausfüllt, so ist der Exporteur abermals das Opfer, denn die Zollverwaltung hält sich an der Waare schadlos. Und die Zollbeamten sind in Ländern mit so raffinirter Bevölkerung auch raffinirt. Es ist nicht lange her, da verfiel ein geriebener Holz-Importeur auf den Gedanken, den Einfuhrzoll auf originelle Art zu umgehen, er dirigirte die Bretter in einem Segelschiffe in einen bestimmten Hafen. Nicht weit vom Hafen ließ sich der Capitain bei ungünstigem Winde an die Küste treiben, das Schiff scheiterte ohne materiellen Verlust, über den Bergungs-Arbeiten vergaßen die Zoll-Organe die amtliche Behandlung der geborgenen Güter, umsomehr als einige Flaschen guten Weines das Gedächtnis verdunkelten; doch wurde über den Schiffbruch amtlicher Bericht erstattet. Als binnen kurzer Zeit an derselben Stelle gleiche Unglücksfälle öfter vorkamen, wurde die Ober-Behörde aufmerksam und die Angelegenheit

in amtliche Behandlung genommen. Dem erfinderischen Importeur soll es schlecht ergangen sein.

Dagegen ist derjenige glücklich zu preisen, welcher einen orientalischen Advocaten oder Arzt verwendet. Jeder Moment der Unterredung ist ein Genuß, der Europäer schwelgt im Entzücken über die artige Rede und die vollendete Höflichkeit des Gentleman. Damit dieser Genuß möglichst lang dauere, wird Proceß oder Krankheit hinausgezogen. Schließlich soll der Client doch Sieger bleiben, die längere Dauer der Rechtssache oder des Unwohlseins soll nur den Ruhm des Vertheidigers erhöhen. Es muß ja nicht gerade bekannt werden, daß der Wackere im Geheimen ein oder das andere Hindernis vielleicht selbst aufgeworfen hat.

Die angeborene Gutmüthigkeit der Orientalen zeigt sich auch in ihrer Nachsicht gegen Einwanderer; es verschlägt nichts, wenn der Betreffende eigentlich ein Flüchtling, ein Deserteur ist, und es in seiner Heimat wegen Trunksucht, Spieles oder anderer Eigenschaften nicht vorwärts brachte. Meistens geht er auch in der Levante zu Grunde, nachdem er eine Zeit lang vermittelst des europäischen Deckmantels eine über Gebühr glänzende Rolle gespielt. Wer würde sich darüber wundern, im Oriente zahlreichen Vertretern des Handwerksburschen-Standes zu begegnen, Bruder Straubinger in allen möglichen, meistentheils herzlich heruntergekommenen Varietäten! Man sollte meinen, daß diese Wandergeister mindestens zur Vornahme von Reparaturen fähig seien. Welche Täuschung! Reparaturen durchzuführen ist der Orientale weder im Stande noch in der geistigen Disposition, und diese Wanderburschen rechnen sich hierin mit Stolz zum Oriente. Im Winter sonnen sie sich in Egypten und Syrien, im Sommer erfrischen sie sich in den Balkan-Ländern und leben vom Zufalle. Es soll ihrer auch solche geben, welche im Sommer sich als Schneeschaufler ausgeben und verachtungsvoll auf ihre arbeitsamen Brüder in Europa herabblicken, sich aber entschieden gegen die Benennung Landstreicher verwahren.

Die angeborene Herzensgüte der Orientalen erprobt auch derjenige, welcher jemandem ein Versprechen abringen will; nirgends ist der Zweite gefügiger, er verspricht auf Verlangen alles, vielleicht sogar das Blaue vom Himmelszelte herunter. Ob er seine Zusage später halten kann, ist eine weitere Frage; nirgends gibt es mehr Hindernisse ein Versprechen zu halten als im Oriente, und der Nichteinhalter weiß sich

ſo überzeugend rein zu waſchen; man bedauert ihn ordentlich, daß er daran gehindert war.

Aber um Gottes willen, wenn das alles wahr iſt, wäre die Levante ja ein Land voll moraliſcher und phyſiſcher Unſauberkeit. Mit nichten, es iſt nur ein anderes Land als das unſere, und die Bevölkerung eine andere als die unſere und deren Anſchauungen ganz andere als die unſeren. Und der Zweck dieſer Zeilen iſt die einfache Mahnung, an den Orient, an die Orientalen und deren Anſchauungen nicht unſeren Maßſtab anzulegen.

Frauen.

Ein Scherzgedicht von **José Baronin Schneider-Arno.**

Gab ein König unvermählt
Fest um Fest in seinem Land.
Wählte seine Gäste nur
Aus dem Junggesellenstand.

Und sie kamen schaarenweis';
Denn es gab in seinem Land
Junggesellen ohne Zahl,
Flohen Hymens Gängelband.

Freuden gab's in Überfluß;
Saitenspiel und Becherklang;
Mancher Sänger, weltberühmt,
Frohe heit're Lieder sang.

Anfangs ging es schön und gut,
Und der König war drob froh;
Doch gar balde mußt' er seh'n,
Dass die Freudigkeit entfloh.

Zog die Weisesten zu Rath:
„Sagt, warum seid Ihr nicht froh?"
Und die Antwort ward ihm drauf:
„Herr, die Sach' verhält sich so:

Fehlt der Zauber, fehlt der Reiz,
Fehlt der schönste Zeitvertreib;
Fehlt die Wärme, fehlt das Licht,
Fehlt das beste — fehlt das Weib!"

Und der König, einsichtsvoll,
Sendet seine Boten aus
„Eilet, rennet, flieget! Schnell —
Bringt mir Frauen in das Haus!"

„Von dem Spinnrad, wo sie spinnt,
Von dem Herde, wo sie brät,
Von der Wiege, wo sie sinnt,
Von der Wäsche, die sie näht,
Von dem Strickstrumpf, den sie strickt,
Von dem Kleide, das sie flickt,
Von dem Hausbuch, dran sie zählt,
Von den Äpfeln, die sie schält,
Bringt sie her die braven Frauen;
Denn sie fehlen wahrlich hier.
Sind gar lieblich anzuschauen,
Haben Sitte und Manier."

Eifrig spricht der Boten Schaar:
„Gleich, o König, ist's geschehn.
Bringen alle Frauen her,
Die, wo du gesagt, wir sehn."

Stund' um Stunde doch verrinnt,
Und kein Bote noch in Sicht;
Schon der König streng sie zeiht
Der Versäumnis ihrer Pflicht.

Endlich Einer athemlos,
Bleich und angstvoll stürmt herbei:
„Herr und König! gut und groß!
Höre und voll Nachsicht sei!"

„Hab' durchforscht das ganze Land,
Nicht ein einzig Spinnrad fand;

Spinnen iſt nicht mehr modern,
An dem Webſtuhl ſitzen Herrn.
Fand kein Feuer in dem Herd,
Fand das Kochbuch auf der Erd,
Fand die Wäſche ungeflickt,
Strümpfe werden nicht geſtrickt.
Sah d'rum keinen Strickſtrumpf mehr,
Nur der Blauſtrumpf geht umher!
Küch' und Keller fand ich leer,
Alles geht der kreuz und quer.

„Frug nach Frauen hier und dort,
Alle waren auswärts fort:
Eine hat grad doctorirt,
Eine andre hat docirt,
Und die dritt' telephonirt,
Und die viert' telegraphirt,
Und die fünfte täglich geht
Auf die Univerſität."

Als der Bote alſo ſprach,
Kamen auch die andern nach,
Alle, insgeſammt im Chor,
Brachten dieſes nur hervor:
„Ach, o König! ach, o Herr,
's gibt ja keine Frauen mehr!"

Kummervoll der König ſpricht:
„All' Ihr Herren, hört Ihr nicht?
Frauen in dem ganzen Land
Keiner von den Boten fand.
Maler, Blauſtrumpf und Student —
Männer nur im Frauenkleid,
Und im Herd kein Feuer brennt,
Nirgends eine Häuslichkeit,
Wie nur ſolches konnt' geſcheh'n?
Müßt Ihr mir nun Rede ſteh'n."

Doch die Gäſte blieben ſtill;
Wohl aus ſchuld'gem Schamgefühl.

Da erzürnt der König ſehr.
Wendet ſich den Boten zu:
„Holet Mademoiſelle Student,
Holet mir das Schreiberlein,
Fräulein Doctor und Docent,
Mit Gewalt führt ſie herein.“

Und es kamen gleich die Frauen,
Die gar lieblich anzuſchauen.
Und der König für ſich ſpricht:
„Wahrlich, die ſind übel nicht.“

„Habe Euch berufen her,
Daſs, in Aller Gegenwart,
Ihr, die Ihr ſo ſehr gelehrt,
Mir den Grund nun frei erklärt,
Weshalb Ihr der Frauen Pflicht,
Wie Ihr ſollt, erfüllet nicht?

Was wird aus dem trauten Heim,
Das dem Staate Männer gibt?
Die Familie iſt der Keim,
Worin Glück und Segen liegt!“

Und die Frauen:
„Was, o König, Ihr beklagt,
Das beklagen ja auch wir;
Denn wir ſind nicht ſchuld daran,
Seht nur Eu're Gäſte an.
Junggeſellen ſind ſie all'
Und erſchreckend ihre Zahl.
Sind beim Heiraten dabei —
Da ſind nöthig aber zwei.
Nur die Noth hat uns gelehrt,
Daſs wir ſpielen nun die Herrn,
Frauen ſind wir Alle gern,
Wenn zu Frauen wir begehrt.“

Und dabei die hübſchen Frau'n,
Auf die Herren ſchelmiſch ſchau'n.

Zornerfüllt der König nun
Tadelt ſeiner Gäſte Thun.
Huldvoll ſpricht er zu den Vier:
„Ändern werden gleich das wir.“

Kurz darauf im ganzen Staat
Ein Geſetz ward publicirt
Alſo ſtylvoll ſtyliſirt:

„Jeder Mann in dieſem Reich
Soll ein Weiblein alſogleich
Sich erkieſen als Gemahl.
Schnelle treff' er ſeine Wahl,
Sonſt iſt es um ihn geſcheh'n,
Muß ſofort in's Kloſter geh'n“.

Und auf dieſes ſtreng' Geheiß
Stürzen Jüngling, Mann und Greis,
Stürzen ſich mit Ach und Weh
In das harte Joch der Eh'.
Und der König ſelbſt voran
Wurde ſchnell ein Ehemann!

Siehe, ſchon in Jahresfriſt,
Alles anders, beſſer iſt:
Feuer brennt in jedem Herd
Und die Frau, ſo viel begehrt,
Übt daheim die ſüße Pflicht,
Und an Ordnung fehlt es nicht.
Ja, die ſchönſte Häuslichkeit
Herrſcht im Lande weit und breit.
Poeſie der Weiblichkeit
Übet ihre Zaubermacht,
Und der „Frauenfrage“ Streit
Ward gelöſet über Nacht!

Der Märtyrer der Treue.

Ein Fürstenbild aus der Geschichte Österreichs

restaurirt von **Friedrich Steinebach.**

Es war zu Costnitz im Jahre des Herrn 1416, die Stadt vermochte nicht die Zahl der Gäste zu fassen, denn alle Häupter der Kirche wie des Staates, den deutschen Kaiser Sigmund an der Spitze, waren mit ihren Vasallen und mit glänzendem Gefolge am Concil vereint, um jahrelange Zwiste zu schlichten, die am Marke der Kirche, am Glücke der Völker nagten.

Es waren über ganz Europa schwere Zeitläufte gekommen, seit Philipp der Schöne von Frankreich es gewagt hatte, das Gebäude der Hierarchie zu erschüttern und Clemens V., uneingedenk dessen was er seiner Würde schuldig war, dem Rufe desselben nach Avignon folgte; es wurde die Kirche zum Schauplatze einer unbeschreiblichen Verwirrung. Gregor XI. kehrte zwar nach Rom zurück, allein nach seinem bald erfolgten Tode ward das Übel noch ärger. Laut erhob sich die Stimme des römischen Volkes, es müße nun ein Italiener zum Papste gewählt werden, und die sechzehn damals anwesenden Cardinäle, die größtentheils Franzosen waren, gaben ihre Stimme dem Erzbischof von Bari Bartolomeo di Prignano, einem geborenen Neapolitaner, der unter dem Namen Urban VI. zum Oberhaupte der römischen Kirche ausgerufen wurde.

Urban beleidigte das Privat-Interesse der Cardinäle durch Beschränkung ihres Aufwandes. Sie flohen nach Anagni, erklärten vor der

Welt, sie wären zur Wahl Urban's gezwungen worden, und wählten den Cardinal Robert von Geneve zum Gegenpapste. Dieser nannte sich Clemens VII. und schlug seinen Sitz zu Avignon auf. Dies war der Anfang des unseligen Schisma, das namenloses Unheil über die ganze Christenheit verbreitete. Der Glaube, die festeste Stütze im Leben, wankte und bot keinen tröstenden Strahl dem Sterbenden dar; denn niemand wußte, ob er in der wahren Kirche gelebt habe, da jeder Papst den Anhang seines Gegners der Ketzerei beschuldigte und ihn zu den ewigen Flammen verfluchte. Nicht minder erschüttert war damals das bürgerliche Leben in allen Städten und Ländern.

Zur selben Zeit ermordete der erste Herzog von Mailand seinen Oheim Barnaba, sein eigener Sohn Giovanni Angelo wurde vom Volke getödtet; Johanna von Anjou, Königin von Neapel, wurde als Mörderin ihres Gemahls von ihrem Vetter erwürgt; in allen Städten wüthete Aufruhr und Tyrannei; Italien war die Beute vieler aus Deutschland Frankreich und England gemietheter Schaaren, voll Mordlust und Raubgier. In eben dieser Zerrüttung wurde Wenzel IV. König der Deutschen, des Thrones entsetzt; Karl VI., König von Frankreich, fiel in Wahnsinn; König Richard von England, des schwarzen Prinzen, des Siegers von Poitiers, Sohn, selber der schönste und prächtigste Fürst seiner Zeit, wurde durch Hunger zu Tode gemartert; Schweden verlor die alte Unabhängigkeit; von Bajezid, Sultan der osmanischen Türken, wurde nach der Schlacht bei Nikopolis die ganze Christenheit bedroht, bis bald nicht nur das osmanische Reich, sondern Asien von der chinesischen Gränze bis nach Smyrna durch das Heer des Mongolen Timur erschüttert wurde.

Die Todfeindschaft zwischen Burgund-Orleans, die Frankreich an den Rand des Verderbens brachte, die Kriege der beiden Rosen, der lange Nationalkampf zwischen Dänemark und Schweden, die Verwirrung des deutschen, die Hinfälligkeit des griechischen Kaiserthums geben ein Bild der gewaltsamen Bewegungen dieses großen Jahrhunderts. Ohne Staunen sehen wir auch Österreich von Bürgerkriegen zerrissen, seinen Fürsten in Schmach und Kerker, die mächtigsten Herzoge in Deutschland ihrer eigenen Stammschlösser beraubt, in einem Zeitalter, wo ganz Europa aus seinen bisherigen Schranken getreten war. Zu diesen düsteren Zeichen der Zeit kam noch der falsche Begriff von Volksfreiheit, ausgegangen aus Helvetiens Thälern und drei Päpste:

Johann XXIII., Gregor XII. und Benedict XIII., gewählt von ihrem streitenden Anhange, standen sich gegenüber. Um diese Wirren zu schlichten, war das Concil zu Constanz versammelt und bereits nach zwei Jahren des Streites begann das Gewölk sich zu zertheilen. Zwei Päpste hatten ihre Würden niedergelegt, Johann XXIII. hatte seine Abdankung persönlich den versammelten Fürsten gegeben, Martin V. ward zum alleinigen Papst ausgerufen, Hus und Hieronymus von Prag hatten am Scheiterhaufen geendet, man hoffte auf kommende bessere Tage.

Die Halle des Concils leerte sich, die Fürsten und Bischöfe, von ihrem reichen Gefolge begleitet, eilten heim und das neugierige Volk stand in dichten Reihen, um all die seltene Pracht und Herrlichkeit zu schauen. Doch einer der Edlen, groß und herrlich gebaut, von schöner Gesichtsbildung, die tiefsinnigen Züge von einem reichen Barte umrahmt, in schwarzen Sammt gekleidet, mit Edelsteinen und Gold reichlich besetzt, das Baret mit der wallenden Feder auf dem Haupte, das oft erprobte Schwert an der Seite, schwang sich eiligst in den Sattel, verabschiedete sein glänzendes Gefolge und raschen Laufes trug den kühnsten Reiter sein muthiges Roß durch das Stadtthor in's Freie; fern von Constanz vor einer unscheinbaren Pforte hielt von selbst der wackere Renner, der Reiter warf die Zügel von sich, das kluge Thier blieb sich selbst überlassen; ihm war diese Gegend längst nicht mehr fremd. Der Ritter öffnete leise die Pforte, die sich geräuschlos wieder schloß und er stand in einem zauberhaft reizenden Wildpark. Ein altergraues Schloß stand in dessen Mitte und eine zarte elegische Frauenstimme ließ von dort her ein ebenso einfaches als ergreifendes Lied erschallen; mit hochklopfender Brust folgte der Unbekannte den Klängen voll Zauber. Die Sehnsucht in seiner Brust hatte offenbar ein Echo im Herzen der Sängerin gefunden, denn ehe er die Schwelle des Schloßes erreichte, stand sie in der vollsten Schöne der Jugend vor seinen trunkenen Blicken. Die Dienerin des Mädchens war etwas zurückgeblieben, und beide gingen durch die schattigen Alleen des Parkes.

„Anna! wie soll ich mir Dein düsteres Schweigen deuten? Mein Herz faßt kaum das Übermaß der Freude Dich wieder zu erblicken, Aug' in Auge zu versenken nach so langer, ewig langer Trennung! Du aber schweigst, Dein Auge flieht das meine und eine Wolke liegt auf Deinen Zügen."

„Soll ich nicht zweifeln, Friedrich? Wie fand ich Dich im Dom zu Coſtnitz, wie ſah ich Dich ſeither in ſeltenen Stunden unſeres ſeltenen Glücks und wie trittſt Du heute vor mich hin?"

„So iſt's nur dies?"

„Nur dies? Für mich iſt's alles! Löſe dieſe Zweifel, heb' den Schleier, der mir Deinen Namen, Deinen Stand verbirgt, daſs ich bis auf den Grund in Deinem Herzen ſehe, daſs das Geheimnisvolle ende zwiſchen uns, Du weißt nicht, wie viele heiße Thränen in einſamen ſtillen Stunden mir dieſe Räthſel ſchon gekoſtet!"

„Anna! Du willſt, es ſei. Alle Zweifel zu beenden, kam ich her und dennoch, da mir das Wort ſchon auf der Lippe ſchwebt, kehrt es ſcheu zurück, als wäre es zu früh geſprochen!"

„Friedrich! ich zittere, Dich zu hören, mein Herz erbebt, ich ahne ſchreckliches!" und angſtvoll ſah das Mädchen nach der fernen Dienerin zurück.

„Anna! vor mir weichſt Du zurück? Wankt das Gebäude Deines Glaubens, Deiner Liebe gar ſo leicht? Dann laſs uns enden, bevor noch dieſe Stunde flieht!"

„Mein Glaube wankt nicht, doch mein Herz erzittert. Es fürchtet zu verlieren, was ihm mehr iſt als das Leben, mehr als alles, was es je geliebt?!"

„O ſprichſt Du wahr?!"

„Ich bin hier, ich folge Dir ſo oft hierher, es iſt das erſte, einzige Geheimnis, das ich je vor meinem alten Vater hatte, ich wage es für Dich und Du kannſt zweifeln noch?"

„Jetzt zweifle ich nicht mehr! Jetzt biſt Du mein, mein eigen, meine Welt! So ſüß mir das Geheimnis, der Schleier ſei gelüftet, nicht unwerth bin ich Deiner!"

„So ſprich! Ich horche Deiner Rede!"

Gedankenvoll ſtand Friedrich am Ende der Allee und ſah auf Coſtnitz, deſſen Dom hoch in die Lüfte ragte.

„In ſchlichter Kleidung liebe ich's durch's Land zu ziehen und unbekannt lade ich am Herde der Armuth mich gern zu Gaſte. Der Prunk entfernt die Herzen, die ſchlichte Wahrheit kann nur der ſchlichte Menſch ergründen und nach ihr ſtrebt meine Seele. So fand ich Dich im Dome zu Coſtnitz vor vielen Monden, als Du betend in der Kirche knieteſt. Wie mich Dein Auge traf, wie Dein Blick in mir gezündet,

wie ich Dir kühn hierher zu folgen wagte, wie ich oft und öfter kam, wie Du in holder Unschuld mir entflohst und wie Dein Inneres Dich doch zu mir zurückgeführt, dies zu beschreiben finde ich nicht Worte, und eben im unaussprechlichen, im wort- und namenlosen unseres Bundes ruht das höchste Glück! Ich war Dir Friedrich, Du mir Anna — was weiter, fragte ich nicht, wenn ich in Deine Augen sah! Du liebtest mich, mich selbst, nichts als mein Ich, mein Herz, mein Fühlen und also liebte ich an Dir nur Dich allein; was uns die Welt, das Schicksal, was der Himmel uns gegeben hatte, war werthlos vor unserer Liebe reinstem Glück. So wollte ich geliebt sein, denn um den Preis der Erdenfreuden, um Hoheit Rang und Glanz zu ernten, hat mich so manches Herz geliebt und würden mich viel Tausende noch lieben. Und wenn ich jetzt erst, nachdem ich längst Dein Herz als echt und wahr erkannt, den holden Zauber dieser trauten Heimlichkeit beende, so vergib mir, Anna, es war dies paradiesische Entzücken allzu süß für dieses Herz, das an der goldbesetzten Tafel dieses Lebens schwelgen darf und da, wenn's Herzen sucht, nicht mehr als Larven findet!"

„Friedrich, Du folterst meine Seele!"

„Auch war die Welt voll Zwist und Stürme rasten durch die Erde, die nur ein Mädchenohr nicht hört, die nur ein Mädchenherz nicht ahnt! Jetzt aber hat das Gewitter ausgetobt, die Wolken sind zerstreut, der Himmel blaut, die Sterne blinken strahlend wieder, jetzt bist Du mein, jetzt kann ich Dich beglücken. Du kamst, Du liebst mein Herz, so komme, liebe auch den Friedrich, Herzog von Tyrol!"

„Friedrich!", rief die Prinzessin Anna, Tochter des Herzogs von Braunschweig, in höchstem Entzücken. Das Mädchen von ihrem Vater in fast klösterlicher Einsamkeit erzogen, hatte den schlichten Ritter nicht erkannt und bürgte ihr der Adel seines Wesens gleich dafür, dass er ihrer nicht unwerth sei, so war Anna doch weit entfernt, in ihrem Geliebten den mächtigen Herzog von Tyrol zu ahnen. Emporgetragen in engen Schranken des Lebens, horchte die Prinzessin den Himmelsharmonien, die ihren Geist durchzogen, sie fühlte ihren Herzschlag stocken bei all' den zauberhaften Bildern, die ihr in naher Zukunft winkten, sie schwelgte in den Wonnen jener unbekannten Welt, die diese Stunde ihr erschloß, und kein kummervoller Blick sah auf die Welt zurück, die bisher ihr alles war und die sie jetzt verließ!"

„Noch heute“, sprach Friedrich mit Feuer, „trete ich vor Deinem Vater hin, er segne unsern Bund! Er wird nicht trennen, was sich so innig eint; auch war er stets mein wärmster Freund im Leben! Und also flieht der Zweifel, ich schwör' Dir's zu: Treu in Glück und Lust, treu in allen Nöthen, Dein für's ganze Leben!“

„Dein!“ hauchte Anna, an seine Seite geschmiegt. Lange standen beide sprachlos, das höchste Entzücken ist stumm!

* * *

Eine Staubwolke, die auf der Straße von Constanz sich herwärts bewegte, fesselte jetzt Friedrich's Blicke, seine Miene ward ernster; denn der Reiter, der dem Schloße in höchster Eile nahte, schien ihm nicht unbekannt. Bald hielt derselbe an der Pforte des Parkes und Friedrich eilte ihm besorgt entgegen. „Truchseß von Dieſſenhofen, was bringt Euch hierher?“ rief der Herzog.

„Weil ich Euch nur gefunden habe, Herr Herzog!“, erwiderte athemlos der Stallmeister Friedrich's. „Ich bringe keine freudige Botschaft.“

„Treuer Wächter meines Hauses! Sprich ohne Scheu, Du findest mich gefaßt.“

„Kehrt eilig heim, denn von allen Seiten erheben sich Feinde gegen Euch! Wer immer nur einen Vorwand für seine Untreue findet, rüstet sich im geheimen gegen Euch; die alten Wunden reißt man wieder auf!“

„Sprich rasch, noch hoffe ich, daſs Dich Deine treue Sorge täuscht!“

„Könnte ich zweifeln, wie gern thät' ich es, herzoglicher Herr! Den deutschen König Sigmund reizte der Glanz, mit dem Ihr zu Constanz zum Concil erschienen ward, er fühlt sich beleidigt, verdunkelt. Euch zu erniedrigen, wollte er Euch vor allen Fürsten belehnen, treu Euren Rechten habt Ihr es verweigert, vor aller Welt zu knien; denn in Tyrol auf Eurer Burg allein belehnt zu werden, ist Euer altes angestammtes Recht, versiegelt und verbrieft! So gerecht die Weigerung auch war, er nahm sie für Trotz, und Rache brütet sein stürmisches Gemüth. Der Funke war gefallen, um zu zünden, der Rottenburger nahm ihn gierig auf, die Flamme lodert, bevor Ihr's ahnt! Schon einmal ward er an Euch zum Hochverräther, Ihr schontet seiner, zum Dank erneuert er seine Frevel! Dem König zu Dienst zu sein, reizt er

die Freunde gegen Euch, an vierhundert Ritter sind schon im geheimen. Die Herzoge von Bayern fühlten alte Sehnsucht neu erwachen, die Eidgenossen rüsten sich zur Fehde, die Bischöfe von Chur, von Brixen und Trient sammeln die Gotteshausleute, um Euer Land zu bekriegen, selbst Euer Hofmeister Graf Haus von Lupfen, fürchte ich, ist mit ihnen im Bunde!"

„Halt ein! Es ist zu viel! Alles was das Menschenherz hoch und theuer nennt, reißt Dein Wort in dieser Stunde fort von meiner Brust! Wenn man Verträge Schwüre Pfand und Handschrift nicht mehr achtet, woran soll dann der Mensch noch glauben, worauf soll unser Herz vertrauen, wenn Verräther selbst an unserm Heimatherde sitzen!"

Der Schmerz drohte Friedrich zu besiegen und er fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Seit Margaretha Tyrol an die Herzoge von Österreich übergeben, sah das Haus Luxemburg mit Neid die Größe seiner Nachbarn steigen; verwüstend fielen die Herzoge von Bayern in das Land meiner Väter ohne Recht und Fug. Zu Schärding aber, am St. Michaelstage war's, da entsagten sie allen Ansprüchen auf Tyrol, ihr feierlich Gelöbnis Ruh' und Frieden zu erhalten, für sich und ihre Erben, ist zu Innsbruck aufbewahrt, und doch beginnen sie das alte Spiel? Im Thurgau war es, wo die Eidgenossen ihre alte Feindschaft abschworen und einen Frieden schloßen mit meinem Hause vor fünfzig Jahren; die Herren von Chur, von Brixen und Trient schwuren Freundschaft meinem Hause. Haus von Lupfen war stets mein nächster Freund mehr als mein Diener. Des Rottenburgers Leben war mir zweimal schon verfallen, ich gab ihn frei, ich öffnete seinen Kerker, die Gotteshausleute schützte ich mit starkem Arme gegen Unrecht und Gewalt ... und jetzt gilt Eid und Brief, jetzt gilt der Freundschaft heiliges Bündnis nichts, die Dankbarkeit wird eine Fabel, Gewaltthat und Verrath heißt ihr Gewerbe und wie die Wölfe fallen sie in meine Länder! Freund Diessenhofen! hätte ich doch diesen Tag nicht mehr erlebt, es droht mein Herz fast zu verbluten!"

„Herr! lasset die Sorge schwinden, denn beugen wird sie alle Euer starker Arm! Ich kenne ein Land, fest an Euch haltend, fest und stark wie seine Berge! Ich kenne ein Volk bieder und treu bis zum letzten Athemzuge! Dort sind Verrath und Treubruch unbekannte Frevel, die Treue ist kein Märchen dort. Durch dieses Land, mein herzoglicher

Herr, wird Euer Arm die Schlangenbrut zertreten, denn dieses Land hieß man — Tyrol."

„Ja wohl, ich habe seine Treue nicht vergessen. Doch so viel Falschheit deshalb nicht minder!" Tiefer Schmerz malte sich in den Mienen des Herzogs, einige Augenblicke stand er schweigend, dann hob er seinen flammenden Blick und schien etwas zu suchen. Diessenhofen verstand ihn, er eilte nach den Pferden, der Herzog forschte nach der Prinzessin. Unfern von der Stelle, wo er stand, sah er, nur durch Blumenhecken von ihr getrennt, das reizende Mädchen, an eine Marmorstatue gelehnt. Anna's Auge in Thränen, sie hatte die Trauerbotschaft verstanden. Rasch faßte der Herzog ihre Hand, ihre Blicke begegneten sich und sagten es, wie viel sie leiden mußten.

„Prinzessin Anna!" unterbrach Friedrich sich fassend die Stille, „ich zögerte vorhin, das Schweigen zu lösen, es war zu früh und wäre besser, wir hätten geschwiegen, wir hätten uns nie gesehen! Die Welt hat Frieden, ihr Streit ist zu Ende, der meine beginnt, ich gehe einer blutigen Zukunft entgegen, sie schreckt mich nicht, ich fühle mich Mann genug, ihren Qualen zu trotzen! Für Euch müßte ich zittern! ... Nehmt daher Euern Schwur zurück, ich löse selbst den Bund, der mich entzücken sollte, ich entsage selbst seinen paradiesischen Freuden. Es wäre ein Frevel, Eure rosige Jugend an meine sorgenvolle Zukunft binden zu wollen, es wäre ein Verrath ohne Gleichen, ließe ich Euer Dasein an mein schwankendes Leben gekettet, die kommenden Stunden sind vielleicht meine letzten, launisch wechselnd ist der Schlachtengott! Somit seid frei und werdet glücklich, so viel Anmuth wird rasch einen würdigern Hüter glücklicher machen als den Herzog von Tyrol, heute noch in Gold und Edelsteinen prunkend, nach wenig Monaten etwa keiner Scholle Herr! Vergesset seiner ganz und gar, beredet Euch, sein Bild wäre nur als Traum an Euch vorübergezogen, werft sein Schattenbild in die Gruft der ewigen Vergessenheit, erwacht zum frischen blüthenvollen Leben an einem edlern Herzen und — lebt wohl!"

Die Prinzessin bebte, Friedrich stürzte durch die Gänge des Parkes fort; ehe Anna Worte fand, war er verschwunden. Sein Feind folgte ihm in der Ferne. Als Friedrich an dem Mauervorsprunge des Parkes vorüber ritt, wo derselbe an die Landstraße stieß, rief eine bebende Stimme seinen Namen. Anna stand daselbst, ihm Treue trotz aller Stürme des Lebens zu schwören; der Herzog

aber hob sich in den Steigbügeln empor, faßte die zarte Hand der Prinzessin und flüsterte bewegt: „Schwört nicht, es ist besser, glaubet mir! Was Ihr mir haltet ohne Bündnis, wird mir einst vielleicht zum Leitstern meines Lebens, doch sei und bleibe die Wahl Euch frei für immer! Ich ziehe fort, des Schmerzes bitteres Vorrecht ist die Einsamkeit, allein führt uns das Unglück seine Bahnen!“

Auf Anna's Lippen schwebte der Schwur, den ihr der heldenmüthige Herzog zu leisten verbot. Dieffenhofen's Nähe hieß das bebende Mädchen aber in sich zu verschließen, was ihr Herz empfand. Die Sterne zogen herauf, der Abendstrahl war verglommen, Anna sah noch immer nach der Stelle, wo Friedrich ihren Blicken entschwunden war ... Dort fand sie ihr Vater, sie gestand ihm ihre Liebe, der Herzog schloß sie segnend in seine Arme.

Friedrich zog schweigsam seine Straße einer umschleierten Zukunft entgegen.

* * *

Zur selben Zeit ging es in der Gaststube „zum Tannenzapfen“ in Constanz schon toll und lustig zu. Nicht nur die Bürger thaten sich gütlich und labten ihre Freude über das Ende der kirchlichen und weltlichen Händel durch einen herzhaften Trunk; das vortreffliche Getränk übte seinen Reiz auch auf die Edlen und Ritter aus, sie hatten ein eigenes abgesondertes Zimmer im Tannenzapfen für sich, die Herrenstube genannt, das kein bürgerlicher Mensch betreten durfte, mit einziger Ausnahme der Kellnerin, und die adelte ihre Schönheit. Heute schien man aber ganz besonderes in der Herrenstube zu verhandeln, denn sie war besucht wie nie. Edle, die niemals hier eingekehrt waren, drängten sich dort um die Sitze und doch herrschte nicht die ungebundene Lustigkeit wie sonst, man flüsterte, hie und da in Haufen gedrängt, unter einander, ab und zu nur heftig gesticulirend. Mit eins wurde es in der Nebenstube lauter, Scheltworte und Flüche ließen sich vernehmen und je toller die Bürger und Knappen in der Vorstube rumorten, um so lauter lachte man in dem Zimmer der Herren. Ein großer verwegener Ritter war in die Schenkstube eingetreten, eine derbe athletische Figur, das Auge voll Gluth wie die Faust voll Stärke und die Kehle voll Wein, dafür das Herz leer an Menschlichkeit und reich an unbändigstem Hochmuth. Es war Heinrich von Rottenburg, Friedrich's

erbittertſter Feind. Weinſelig wie er war, neckte er die Gäſte im Vorübergehen mit tollem Übermuthe.

„Halloh! Lumpenpack!“ ſchrie er zornglühend, da man ſeinen Eintritt nicht allſeits gebührend reſpectirte. „Aufgeſtanden, ihr Faulpelze, wenn unſereins durch's Zimmer geht, herab mit Mützen und Hauben! Wer wagt's zu murren, tauſend Teufel! Ich ſchlag Euch alleſammt zum Kindsbrei zuſammen“ und dabei ſchlug er mitten auf die Tafel zwiſchen die Bürger hinein, daſs die Gläſer tanzten und der Wein dort und da zur Erde floß. Wohl murrten im Stillen einer oder der andere, während er die Mütze aufhob, die der Rottenburger wie Ähren mit der Sichel mit ſeiner Peitſche von ihren Köpfen weggefegt hatte, aber es war ein gar zahmes Murren und der Kühne tollte nur um ſo frecher.

„Das iſt der Rottenburger!“ rief man in der Herrenſtube lachend durcheinander, „das ſind ſo ſeine Manieren! Nun gut, weil er nur gekommen iſt, lang genug ließ er warten!“ Man rückte enger zuſammen, bald ſaß, allſeits willkommen, Heinrich von Rottenburg in der Mitte der Freunde. Wer dieſe Gruppe von Edlen beim Scheine der matten Beleuchtung ſah, die Humpen kreiſend, die Geſichter von Wein und Leidenſchaft geröthet, der mußte, wenn er den Sinn des leiſen Geſpräches verſtand, bedauern, daſs ſo viel Manneskraft, ſo viel Leben aufgeboten wurden, um das Glück eines großen edlen Fürſten, um die Ruhe und Eintracht eines geſegneten Landes zu tödten. Nach langem Hin- und Widerreden, nachdem man die Stimmen der Ritter und Städte, welche aus nah und fern dem Bunde gegen Friedrich von Tyrol beigetreten waren, gezählt und geſammelt hatte, wobei Hans von Lupfen eine Art von Regiſter führte, denn Schreiben und die vier Species waren des Rottenburgers Stärke nicht, begann der letztere mühſam ſeine ſonore Stimme dämpfend, den Plan ihrer Unternehmungen zu entwickeln.

„Wir alle, einſt Mitglieder des Elephantenbundes, der aufgenommen in den Bund der Stände“, ſchloß er ſeine Rede, „vereinen uns mit dem Könige Sigismund, wir ſind ſchier ein halbhundert Ritter, über vierzig Städte halten zu uns, der Eidgenoſſen, der Bayern-Herzoge nicht zu gedenken. In den nächſten Tagen verlaſſen wir im ſtillen einzeln die Stadt, kehren auf unſere Burgen heim und rüſten geheim unſere Leute. Die Bayern-Herzoge werden die Welt glauben machen,

sie hätten eine gegenseitige Fehde im Sinne, erst an der Gränze Österreichs werden sie sich vereinen. Die Eidgenossen wie die Herren von Brix und Trient harren nur auf des Königs Wink, um vorzubrechen und unserer vereinten Macht muß der stolze Herzog unterliegen, vor allem darf Friedrich von Tyrol unsere Pläne nicht ahnen; wer den Verräther spielt, der sei dem Schwerte verfallen. Auch soll sich rasch das Geheimnis lösen; denn der erzürnte beleidigte König Sigmund harrt nur auf den Augenblick, wo der Herzog ihm nochmals frech sich gegenüberstellt; dann trifft ihn die Reichsacht, der Kirchbann muß ihr folgen", schloß teuflisch lächelnd der Sprecher.

„Also wir sollen warten, bis der Herzog die Majestät beleidigt?"

„Das wird lang währen!"

„Nein, ich kehre heim und breche los!"

„Der Herzog wird sich deſs' wohl hüten, bis dahin wird mein Bart ergraut sein, Rottenburg! Ich rüste, dann schlag' ich drein, mir zuckt's schon in den Händen!"

So rief man allseits durcheinander. Der Rottenburger aber leerte seinen mächtigen Humpen auf einen Zug, ließ sich in seinen Armstuhl zurückfallen, schnalzte behäbig mit der Zunge und hub, indem er die Hände in die Taschen seines Wamses versenkte, in Weinlaune lächelnd an:

„Also ihr Tröpfe, ah! Freunde wollte ich sagen, Ihr meint, es wird lang währen? Das muß ich besser wissen, nicht umsonst bin ich vorhin so spät gekommen! Was gilt die Wette, daſs der Tyroler Herzog morgen zum Verräther am König wird und daſs er in Acht und Bann kommt, ehe ihr warm werdet am Rocken Eurer Weiber?"

„Ich halte die Wette!" — „Ich auch!" — „Was gilt's?" rief man durcheinander.

„Ein Jahr lang hab' ich freien Trunk bei jedem von Euch allen? Gilt's?"

„Nur dies? Angenommen, einer für alle, alle für einen!"

„Nur dies, sagt ihr?" erwiderte lächelnd Rottenburg.

„Ihr wisset nicht, was Ihr sagt, Ihr sollt mich kennen lernen! Doch halt, es ist schon vollends Nacht, 's ist Zeit, das Spectakel kann beginnen. Entfernt Euch einzeln, meidet alles, was unser Einverständnis verrathen könnte, aber legt Euch nicht vor Mitternacht auf das Ohr und bleibet bis dahin wandelnd in den Straßen! Ihr Hans von

Lupfen bleibt bei mir, Ihr habt ein Röllchen zu spielen in meiner Komödie, Ihr andern Freunde, lebt wohl, Ihr sollt mit mir zufrieden sein!"

Alle erhoben sich. Da wurde die Pforte, die in die Nebenstube führte, hastig aufgerissen, doch im selben Augenblicke flog der Leuchter, der in der Herrenstube stand, wie durch Zufall zur Erde und brach in tausend Scherben. Ärgerlich darüber sprang der Angekommene mit einem Fluche zum nächsten Tisch in der Bürgerstube zurück, riß ein Licht an sich und eilte in die finstere Stube des Ritters, doch sie war bereits leer. Das Schloß einer verborgenen Seitenpforte, durch welche die Verbündeten enteilt waren, wurde eben von außen abgesperrt. Im Freien stoben die gestörten Gäste zum Tannenzapfen wie Spreu auseinander und harrten einzeln die Straßen wandelnd auf Rottenburger's versprochene Komödie.

In der Herrenstube stand zornglühend Herzog Friedrich's treuer Truchseß von Dieffenhofen nebst seinem Neffen Hans Wilhelm von Müllinen allein.

* * *

Rottenburger's Spectakel war so gut einstudirt, daß es alsbald anging und nichts zu wünschen übrig ließ. Aus einem unscheinlichen Thore dem Eingange des Doms gegenüber schritt ein Mann im schlichten langen Tuchrock, einen Hut ohne alle Abzeichen auf dem Haupte auf die Straße heraus; sein Gang war langsam, seine Haltung gebeugt und verrieth schweres Seelenleiden, sein stark ergrautes Haar umrahmte ein bleiches Gesicht. Der einsame Fußgänger schien jede Begegnung meiden zu wollen; doch es gelang ihm nicht und so sehr man zu dieser Zeit die Lebhaftigkeit in den Straßen von Constanz gewohnt war, so fiel ihm dennoch das zunehmende Menschengewühl auf, er suchte eiligst vorwärts zu kommen. Da stieß ein Junge heftig an seine rechte Seite, der alte Herr wich aus, ohne trotz der Heftigkeit des Stoßes die Lippen zu öffnen; doch links ging es nicht besser und bald stieß man ihn hin und wieder unter Lachen und Spottreden und Flüchen. Entrüstung röthete die bleichen Züge des Beleidigten, um seine Lippen zuckte ein krampfhafter Schmerz, aber diesen Leuten gegenüber war diese Sprache machtlos, er schwieg und strebte vorwärts. Bald befand er sich immer dichter umringt, ein streit- und scandal-

süchtiger Pöbel, vollgetrunken und gut bezahlt, bildete den Kreis, in den sich gar bald nicht nur Knechte und Diener der Adeligen, sondern auch mancher Ritter mischte trotz Degen und wehender Feder am Baret, welche die Menge flatternd im Winde überragte. Der Fremde erkannte jetzt die Absichtlichkeit dieser Scene und bebend vor Unwillen suchte er sich Bahn zu machen bis zur Thüre des nächsten Waffenschmiedes. Die gemeinsten Spottreden, die frechsten Lieder verfolgten ihn, er stürzte in den Laden, aber der Pöbel war nicht geneigt, seine Beute fahren zu lassen. Die Thüre ward mit Steinen beworfen, ein paar Stöße von derben Degengefäßen machten rasch das Schloß wieder aufspringen und ehe der Waffenschmied den alten Herrn in sein Stübchen retten konnte, war er wieder in der Gewalt der tobenden Menge. Jetzt nahmen die Herren mit dem Degen am Scandale theil, und sich an der ohnmächtigen Wuth des Verfolgten weidend machten sie ihn zum Kinderspotte durch Lästerworte. Der Mishandelte, der bisher geschwiegen hatte, sah sich kaum den Rittern gegenüber, als er einen Augenblick mit verschränkten Armen stillstand und mit bebender aber kräftiger Stimme rief: „An Eurem Hohne seh' ich's, dass Ihr mich kennt, wie diese Menge, die Ihr gedungen habt! Vor diesen schwieg ich, sie weiß nicht, was sie übt, Ihr aber wisset, dass Ihr mein weißes Haar verhöhnt, dass namenlos das Unglück ist, welches ich jetzt leide! Doch glaubt es mir früh oder spät, es rächt sich diese That, Ihr kniet einst vor mir, den Ihr jetzt verhöhnt. Da oben wacht ein Gott und wunderbar sind seine Wege!"

Diese Worte, die der Verfolgte mit Gluth der Begeisterung sprach, bewirkten eine augenblickliche Stille, ehe die Frechsten die Menge neuerdings aufregen konnten, war der Sprecher aus ihrer Mitte verschwunden. Im Schatten des Domes hatten zwei schweigsame Zuseher dem ganzen Vorgang beigewohnt und als es stille zu werden begann, flüsterte der eine dem andern zu: „Eile rasch zum Herzog von Tyrol und male mit grellen Farben, was Du gesehen hast, ich eile zum König, rechts vor der Halle finden wir uns wieder." Beide schritten eiligst einzeln im Dunkeln dahin. Der eine war der Rottenburger, der andere Graf von Lupfen. Man war mit dem Spectakel allseits zufrieden.

* * *

Kaum hatte Rottenburg von dem Könige die nöthigen Befehle erhalten und sein Zimmer verlassen, so trat der vorerst auf der Straße verfolgte Herr in dasselbe; seine Züge waren wieder ruhig und bleich; doch malte sich in seinen Geberden eine fiebernde Aufregung. Ein ernster Blick traf den scheidenden Rottenburg, der schadenfroh lächelnd die Schwelle verließ und vor dem König stand Johann XXIII., der eben der Würde des Papstes entsagt hatte, um der Kirche wie den Staaten Europas den Frieden wiederzugeben.

War gleich der König durch Rottenburg von den Vorgängen, die der letztere angezettelt, schon unterrichtet worden, so ließ er doch dem Beleidigten gegenüber nichts davon verlauten. Johann sprach mit zitternder Stimme, er forderte Genugthuung für die an ihm verübte Schmach, er forderte Bestrafung der Anstifter und freies Geleit, um unangefochten in die Heimat reisen zu können. Wiewohl er in seinem Rechte war, so fand der König doch hundert Ausflüchte, die, so nichtig und leer sie auch waren, bewirkten, dass Sigmund für die Stimme des Gekränkten taub blieb. Da fiel es wie ein Schleier von den Augen des Papstes, er erkannte die Arglist und sah, dass er zum Spielzeuge geworden war, zum Werkzeuge für heimliche Pläne, der vom Schicksal auf die höchste Höhe gestellte, so rasch wieder herabgestürzte ergraute Mann fühlte Entrüstung und Abscheu durch seine Adern beben und stolz sein Haupt erhebend, sprach er mit bleichen Lippen:

„König Sigmund! Ich kam hieher, frei Geleit war mir von Euch gesichert und nach Stimmenmehrheit sollte hier entschieden werden, ob ich, ob einer meiner Gegner das Haupt der Christenheit bleiben sollte. Ich sah darin nur neuen Keim für neue Kämpfe, mochte der Streit enden wie immer, die Besiegten würden den Frieden neuerdings untergraben haben, und ich entsagte frei und ehrlich der höchsten aller Würden, es galt für's Wohl der Menschheit und der wahren Kirche! Ihr aber hattet im Geheimen, da die Stimmenmehrheit mir gewiss war, ehe man wählte, im stillen gegen Euren Eid, die Wahl nach Nationen eingeleitet, damit auch ich, hätte ich nicht früher abgedankt, wie meine Gegner unbedingt verloren gewesen wäre; denn jedem blieb nur eine Stimme, die seiner Nation, und der römische Stuhl ward frei für einen willfährigen und gefügigen Freund. Der Himmel gebe, dass dabei das Wohl der Christenheit Euch allen vor Augen schwebte, doch war's und ist's ein Wortbruch, er möge bessere Früchte tragen als die Saat!“

Bei dieser Ironie floh Sigmund den Blick des Sprechers und dieser fuhr mit steigender Leidenschaft fort: „König Sigmund! An der Stelle dieses Zimmers begegnete ich einem Manne, finster und nächtlich im Denken und Handeln, wie der Blick seiner Augen, er fühlt sich in diesem Raume seit kurzem so heimisch! Bedenkt, dass er das Unglück jedes Landes war, in dessen Schicksale sein Rath je einzugreifen wagte! Was mir geschah in dieser Stunde, dem war er nicht fremd, und schützt der König nicht mein Recht, so ist der König sein Schuldgenosse."

„Ihr wagt —"

„Ich wage nichts, ich fordere die Strafe für die Frevler!"

„Ihr seht dort Absicht, wo ein roher Pöbel auszuarten wagte!"

„Vom Pöbel sprach ich nicht, ich spreche von seinen Führern!"

„Allen Rittern ward ein frei Geleite zugeschworen —"

„Gibt's hierzulande noch freien Pass für Lästerung und Übelthaten? — Das ist mir neu!"

„Ihr wollt mich nicht verstehen! Hier ist der Ort nicht sie zu strafen, hier sind die Glieder des Concils —"

„Das Concil ist längst zu Ende, eitler Vorwand!"

„Ich kenne sie nicht, auch haben sie wohl längst die Stadt verlassen —"

„Verlassen? Wess Schuld ist's dann als Eure? Ein machtlos schlichter Mann bin ich — Ihr habt die Macht, habt Wachen, Constanz hat noch feste Thore!"

„Wozu ein solcher Schritt, der diese Stadt in Aufregung versetzen würde? Sobald wir heimgekehrt sind —"

„Genug und schon zu viel der Worte! Jetzt kenne ich Eure Gedanken! Wenn die Thäter sich in alle Länder längst zerstreuten und sicher sind vor der verdienten Strafe, bis dahin soll ich harren! Wär' ich's nur, der beleidigt wurde, nur ich als schlichter Mensch, ich hätt's verschmerzt; der einzelne geht unter in dem Strome des Lebens, es lässt kaum eine Spur zurück! Doch in mir höhnten sie den gewesenen Papst, das Haupt der Christenheit und hütet Euch, dass sich das Volk gewöhne, gesalbte Häupter, sei's im Glücke, zu verhöhnen! Was Ihr heute an mir duldet, tragt Euch morgen wucherische Zinsen!"

„Bis wir uns wiedersehen, sollt Ihr Demuth lernen!"

„Läge sie nicht tief in meinem Herzen, wer könnte mich verhindern, aller Welt zu künden, daſs ich nicht unabhängig frei in Constanz handeln konnte, daſs ich gezwungen wurde abzudanken.“

„Dies wäre Wortbruch!“

„Dann müßte sich der Lehrer seines Schülers freuen!“

„Bei Gott, das Maß ist voll!“

„Ist's voll? So mag es überfließen. Noch gibt es deutsche Fürsten, die das Alter, die das Unglück ehren, noch gibt es Fürsten, treu und stark und edel, so lang diese leben, lebt das Recht und Ihr allein mögt zittern in der Stunde des Gerichts!“

Durch diese steigende Aufregung hatten sich die edlen Züge des Gekränkten geröthet und bebend verließ er die Schwelle. König Sigmund sah ihm bitter lächelnd nach und sprach für sich: „Die Fürsten stark und edel? Das soll wohl heißen: Friedrich von Tyrol? Er sehe sich vor, auch er hat nur ein Leben zu vergeben und dies steht in meiner Hand! Der Rottenburger ist ein schlauer Mann, wir wollen sein gedenken!“

* * *

Der Beleidigte, der mit edler Entsagung von den Höhen des Lebens in die Dunkelheit zurückgetreten war, eilte heim, doch die Ereigniſse dieſes Tages ließen ihn nicht ruhen, er sehnte sich aus diesen Mauern, wuſste er doch kaum, ob nicht das Morgenroth neue Erniedrigung für ihn mit sich bringen sollte; der Rottenburger that nichts halb und er richtete sich troß Mitternacht und Sturm zur eiligen Reiſe. Er kam zu spät. Seit sein Gegner die Schwelle des Königs verlassen hatte, standen an allen Thoren von Constanz dreifache Wachen. Als der nächtliche Reisende dem Thore nahte, lehnten mit gekreuzten Waffen die Soldaten am Thore und kaum traf der Strahl der Laterne seine Züge, so hießen sie ihn ohne Widerstand zurückweichen, denn gerade ihm war der Ausgang auf's strengste verweigert. Johann erblaſste, doch er mußte sich fügen. Ihm mußte für sein Leben bangen, da er nicht wuſste, wie weit man zu gehen entschlossen war, seine einzige Hoffnung blieb der Herzog von Tyrol und bald darnach betrat er dessen Schlafgemach mit wankenden Schritten.

Der unermüdliche Rottenburg sah ihn in das Haus, das der Herzog bewohnte, eintreten und in demſelben Augenblicke rief er Haus

von Lupfen, der mit ihm am gegenüber liegenden Fenster gelauert hatte, umarmend:

„Freund! Es ist gelungen! Die Falle fällt zu! Ich habe freien Trunk für's ganze Jahr. Ihr sollt mich kennen lernen!" Darauf leerte er einen mächtigen Becher und warf ihn johlend an die Decke.

* * *

Es dürfte Zeit sein, Rottenburger's Plan zu überblicken. Sobald nämlich Friedrich von Tyrol in der Gunst des Königs gefallen war, benützte Rottenburg diesen Umstand, um seinen alten Groll gegen den Herzog zu stillen. Er reizte alle diejenigen, welche durch den Sturz desselben gewinnen konnten, auf jede mögliche Weise gegen Friedrich; wie wir sahen, fand er ein geneigtes Ohr, aber manche zögerten noch, denn es lag keine Schuld gegen ihn vor und nicht jedes Gewissen war so weit wie das des Rottenburger. Es mußte somit künstlich ein Zusammenstoß zwischen dem Könige und dem Herzoge veranlaßt werden und die Schlauheit des Feindes combinirte das vortrefflich. Als Johann XXIII. dem Rufe zum Concilium nach Constanz folgte und von Bologna kommend durch Tyrol zog, verlautete so manches über die neuen Günstlinge des Königs und seine geheimen Pläne bei der Papstwahl, so daß Johann sorgenvoll den Herzog von Tyrol um seinen Schutz bat, sollte seine Freiheit oder sein Leben wie immer bedroht sein. Friedrich hoffte, daß ihn seine Sorge nur täusche, aber das ernste Schicksal des Papstes verdiente Achtung, er schwor, ihn zu schützen gegen jedermann, ward von Johann zum Confaloniere der Kirche ernannt und im Vertrauen auf des Herzogs Wort zog er seine Straße nach Constanz weiter. Dies Bündnis sollte nicht nur dem Herzoge verderblich werden, sondern es sollte in seinen Folgen Friedrich selbst von seinen Ländern fern zu bleiben nöthigen, während die Feinde sein Gebiet verheerten. Zu diesem Ende mußte Johann gereizt, beleidigt und an seiner Freiheit verletzt werden. Die öffentliche Beschimpfung war geheim eingeleitet und genau vollführt, der König, ohnehin dem Kläger abhold, wurde durch falsche Briefe gewarnt, als trachte Johann die Hilfe Frankreichs und Burgunds anzurufen, sobald er Constanz würde verlassen haben, um durch sie wieder seine verlorne Würde blutig zu erkaufen. Als daher Johann klagend zu Sigmund kam, ahnte er

nur Arglist in seinen Worten; dieser versagte ihm nicht nur die Bestrafung der Frevler, um ihn zu bemüthigen, sondern gab auch Rottenburg den Befehl, die Thore mit Wachen zu besetzen, um dem Befehl gemäß dem Papste den Ausgang zu wehren. Wie der Ränkesüchtige es berechnet hatte, blieb jenem nur die Hoffnung auf Friedrich's Eid, ihn zu schützen. Er sah ihn eintreten beim Herzog. Dass der treue Tyrolerfürst aus dem Hause Habsburg sein Wort nicht brechen werde, hoffte der Ehrlose, denn der treffliche Charakter des Herzogs schien dafür zu bürgen. Geschah, was er nicht bezweifeln durfte, rettete Friedrich den Bedrängten, so war der Conflict gelungen, die Folgen für denselben waren nicht zu berechnen und die Flucht Johann's vereint mit den falschen Gerüchten über dessen neu erwachte Herrschergelüste setzten die Welt in neue Schrecken, ein Gewicht, das zerschmetternd auf den Herzog von Tyrol zurückfallen mußte.

Der ruhig schlummernde Rottenburg war seines Sieges um so gewisser, als alles geheim eingeleitet war, dass der Herzog selbst keine Ahnung von dem immer näher rückenden Verderben haben konnte, bis nicht sein Versuch zur Flucht vereitelt wurde. Wenn der Truchsess von Diessenhofen dennoch wenigstens im allgemeinen den Herzog warnen konnte, so lag der Grund davon in der Treue seines Neffen Hans von Müllinen. Den biedern Truchsess wagte niemand zum Bund gegen Friedrich aufzurufen, vielmehr scheute man sorgsam seine Nähe. Aber seinen lebensfrohen Neffen wollte ein Freund für die schlechte Sache gewinnen, und zum Schein hörte Müllinen zustimmend die verrätherischen Reden des Grafen von Lupfen an. Sobald der Truchsess die Kunde von einem geheimen Bunde gegen Friedrich seinen geliebten Herrn hatte, suchte er die Theilnehmer desselben zu erforschen. Anscheinend arglos besuchte er den „Tannenzapfen", doch die feine Nase des Rottenburger's witterte in seinem Kommen die Wahrheit, und bevor Diessenhofen die Anwesenden überblicken konnte, lag das Licht schon am Boden; dennoch hatte sein Blick gerade den fluchwürdigsten Verräther, den Grafen von Lupfen, unter ihnen erkannt, ihn der des Herzogs Freund, der sein Haushofmeister war.

Dem Herzoge war dies eiligst hinterbracht und es galt nun, die eifrigsten Anstalten zur Heimkehr zu treffen, es galt die energischesten Rüstungen doch unter dem Schleier des Geheimnisses, es galt die Augen der Menge so zu beschäftigen, dass man Friedrich für vollkommen

sorglos erachten konnte. Hans von Müllinen mit ein paar Getreuen eilte in die Länder des Herzogs zurück, um rastlos thätig für ihn zu sammeln und zu rüsten. Friedrich dagegen hatte für den kommenden Tag, den 21. März, ein prachtvolles Ritterspiel veranstaltet, das alle Welt in Bewegung erhielt. So standen die Schicksale Friedrich's, als Johann XXIII. in den Vorsaal seines Schlafzimmers eintrat. Das leise Geräusch machte den Herzog erwachen und ehe Diessenhofen den nächtlichen Besuch anmelden konnte, eilte er ihm bewegt entgegen. War doch der falsche Graf von Lupfen eben bei ihm gewesen, ihm die Scene auf der Straße zu melden, was Rottenburg deshalb veranlaßt hatte, damit sich der Graf theils von der Sorglosigkeit des Herzogs überzeugen möchte, theils aber Friedrich's Sorge um seinen Schützling möglichst aufzuregen und jeden Entschluß, etwa bald heimzukehren, so rasch wie möglich zu ersticken. Der Herzog empfing den doppelzüngigen Grafen wie immer, nur richtete sich öfters sein klarer edler Blick auf dessen alte Züge, und schneidendes Weh durchdrang sein Herz, gedachte er des Verrathes, an dem ihm Diessenhofen's Nachricht keinen Zweifel erlaubte. Da Johann beim König war, warf er sich angekleidet auf's Lager, auf dem er halbwachend wüste Träume doch keinen Schlummer fand. Kaum sah er den Hilflosen an der Schwelle seines Gemaches, so drückte er ihm mit innigen Blicken die Rechte: „Ich weiß alles! Ich kenne meinen Schwur, so wahr Gott ist, ich will ihn halten! Nur über mein Leben geht der Weg zu Eurem!“ rief er ihm stärkend zu. Johann sank auf's tiefste bewegt in seine Arme. Die Ereignisse des Tages hatten seine Kräfte erschüttert, der Herzog führte ihn an sein eigenes Lager, wo er bald ermüdet und ermattet in wohlthuenden Schlummer sank.

* * *

In den wenigen Worten des Herzogs hatte Diessenhofen dennoch genug der Sorge gefunden, so dass er sinnend und unruhig in seiner Kammer auf- und niederschritt.

„Freund, die Zeiten werden düsterer als wir ahnten“, begann Friedrich, „ich bin mir keiner Schuld bewußt und dennoch geht der Herr mit mir streng in's Gericht!“

„Entdeckt dem Freunde Eure kummervolle Lage!“

„Unmöglich! Nein, er darf sie auch nicht ahnen! Er selbst im Unglück, ich nähme mein Wort zurück? Nie, nie! So lang dieses Herz noch schlägt, so lang ein Fünkchen Leben in dieser Brust sich regt! Ich gab mein Wort, ich werde es halten und löste ich's mit meinem Leben ein!"

„Ihr wollt?"

„Ich muß!"

„Bedenkt, o Herr!"

„Wo die Ehre ruft, gibt's kein Bedenken!"

„Und Eure Länder?"

„Sind sie mir treu, kann kein Verrath sie mir entreißen! Nur wer sich selbst verläßt, der ist verlassen! Auch lebt mein Ernst, ruft ihn in's Land an meiner statt, er ist ein treu Gemüth, folgt seinem Wink, bis ich Euch wiedersehe! Ich bin noch nicht so tief gesunken, nicht so elend hat mich das Schicksal noch gemacht, daß ich allein im Unglück stünde. Ein Dießenhofen, ein Müllinen und ihre Freunde fühlen treu, ihre Herzen schlagen laut für mich und kehre ich heim, so finde ich die Früchte ihrer Thaten und was dies Herz vermag, gibt es Euch wieder!"

„Ihr überschätzt die Kräfte, Ihr opfert Euch für Freundes Glück, gar mächtig sind die Feinde, groß ist ihre Zahl und wenn Ihr heimkehrt, findet Ihr kaum mehr die Gebeine Eurer Freunde, von Euren Ländern blieb Euch nichts, selbst nicht das Ahnenschloß!"

„Hinweg, hinweg mit diesen trüben Tönen, erweiche nicht mein Herz! Jetzt gilt es Stärke, nicht vorwärts nicht zurück darf ich jetzt blicken, mich ruft die Gegenwart, ich gab mein Wort, ich werde es halten! Des Verfolgten Sache ist die meine, Du ordne mir das Ritterspiel für morgen und ich will recht fröhlich scheinen! Die Rettung des Gekränkten soll mir gewiss gelingen. Ich kenne einen schlichten doch biedern Alten hier in der Nähe von Constanz, der täglich mit einem Jungen und seinem Wägelchen zur Stadt zu fahren pflegt. Sein gerader Sinn gefiel mir; so arglos er ist, so wenig ich mit ihm sprach, so vertraue ich auf seine Hilfe doch wohl mit Recht. Dies treue Herz und schlägt es gleich im Bauernrock, ist eine Perle, die kein Gold bezahlt! Jetzt lasse uns ruhen, Freund, der nächste Tag soll uns als Männer finden!"

* * *

Der Morgen des 21. März fand ganz Constanz in freudiger Aufregung, denn das großartige Turnier beschäftigte alle Welt. Rottenburg traute kaum seinen Ohren, daſs das Schauspiel nicht, wie er erwartet hatte, abgestellt worden war, umsomehr als der Herzog von Tyrol durchweg sich in der sorglosesten Stimmung zeigte; ja Friedrich selbst und des Königs Schwager der Graf von Cilli sollten gegen einander rennen. Die Lustbarkeit dieses Tages übertäubte die Sorge einzelner, überdies war der Befehl an die Thorwachen erneuert worden, daſs niemand ohne Nachweis passiren dürfe und Johann hielt sich zurückgezogen in einer bescheidenen Wohnung, wo er nichts zu fürchten hatte, so lang die Festlichkeiten dieses Tages alle Blicke beschäftigten.

Das Ritterspiel begann, alle Straßen von Constanz waren wie verödet mit Ausnahme derjenigen, durch welche die Festzüge gingen und in vollem Waffenschmucke kämpften die Herren von Cilli und Tyrol. Es waren dies zwei würdige Gegner, schon fielen die Sonnenstrahlen nur mehr schräg auf den Kampfplatz, noch immer war keiner Sieger, keiner besiegt und alle Augen waren auf die herrlichen Kämpfer gerichtet. Indessen lehnten in der anbrechenden Dunkelheit an einem der Stadtthore die Wachen mit gekreuzten Waffen, als ein mit einem schlechten Pferde bespanntes scheinloses Fuhrwerk, das täglich morgens mit Eswaaren einfuhr und abends die Stadt wieder verließ, dahergehumpelt kam. Der alte den Wachen morgens zur täglichen Gewohnheit gewordene Karren sammt dem alten Bauern und seinem bis vor die Stadt hinaus daneben hertrottenden Jungen erregte keine Aufmerksamkeit, die Soldaten zogen ihre Waffen zurück, ließen das Fuhrwerk passiren und der eine meinte, ihm nachsehend:

„So ein Bauer ist doch ein reines Vieh! Wie mancher gäbe eine Hand voll Batzen um nur einen Theil des heutigen Turniers zu sehen, und dieser alte Tölpel dreht nicht den Kopf darnach um!“

Indeſs fuhr der Karren rascher fort und nicht länger darnach trat Ulrich von Seldenhofen auf den Turnierplatz unfern vom Herzoge von Tyrol. Anscheinend theilnahmslos ließ er einen seiner Handschuhe zur Erde fallen; zugleich athmete Friedrich freudiger auf und flüsterte: „Gott sei gelobt! Es ist gelungen!“ Der Herzog ließ nun seinen Gegner siegen, entfernte sich schnell vom Kampfplatze, flüsterte dem ihm den Steigbügel haltenden Dieſſenhofen leise zu: „Freund, bald sehen wir uns wieder! Mit uns ist die gerechte Sache!“

Darnach wurden Friedrich und Seldenhofen nicht mehr in Conſtanz geſehen.

Der zur Erde fallende Handſchuh Seldenhofen's war das Zeichen, daſs Johann auf dem Bauernkarren glücklich das Stadtthor paſſirt hatte. Lang genug hatte der Herzog durch ſeine Tapferkeit alle Blicke gefeſſelt und raſch folgte er nun, von Seldenhofen geleitet, dem Flüchtlinge nach. Dieſſenhofen blieb in Conſtanz, um für den treuen Friedrich von Tyrol und ſeine Länder zu wirken.

Johann floh inzwiſchen über Ermatingen, wo für ihn ein Kahn bereit war, nach Schaffhauſen hinab, wo der Herzog ihn wieder fand. Doch die Saat des Königs und des Rottenburgers trug auch hier ihre Früchte und dieſe ſeit dem Jahre 1330 dem Hauſe Öſterreich gehörige Stadt verſagte dem Herzog von Tyrol den Gehorſam und ergab ſich an Sigmund. Friedrich brachte ſeinen Schützling nach Laufenburg, das aber nicht minder treulos handelte und Freiburg wurde für kurze Zeit das Aſyl der Flüchtigen. Nicht lang ſollten ſie ihre müden Häupter in Sicherheit zur Ruhe legen. Stadt um Stadt fiel vom Herzog ab, auch in Breiſach ſuchten ſie Ruhe vor den zahlloſen Feinden und fanden — Verrath. Die Werkzeuge des Königs witterten den Geſuchten auch hier aus und mit Hilfe des Herzogs mußte der Flüchtige Nachts, ehe noch die Morgendämmerung anbrach, an einer Leiter herab vom Schloße ſteigen und nebſt einem getreuen Diener Hubert de Monte Cotio erreichten ſie das Stadtthor, das zur Brücke führte, um heimlich aus demſelben zu entfliehen; ſie fanden aber das Neubergerthor wie die andern verſchloſſen. Zwei große deutſche Landsknechte, die dort auf Wache waren, erkannten die Flüchtigen und öffneten eiligſt das Thor, denn der Fürſt von Tyrol war ihnen ſtets ein gütiger Herr geweſen.

Das Dankgefühl dieſer Knechte rettete ſie vor einer ſchmerzlichen Stunde, denn bereits hatte hie und da etwas über die beabſichtigte Flucht verlautet und der raſch zuſammen geeilte Pöbel verlachte und höhnte Johann und die Menge ſchien ſich ſeines Unglückes zu freuen. Endlich erreichten ſie gleich einem gehetzten Wilde die Gränze Burgunds, da drüben war er ſicher, Friedrich's Werk war vollendet.

Es war eine Zeit der Leidenſchaft und Aufregung, in der beide zuſammengelebt hatten, die ihr Fühlen und Denken betäubte, denn keine Stunde des Tages bot ihnen bis hierher Sicherheit, keine Nacht gönnte

ihrem Haupte ein ungefährdetes Lager. Jetzt war es zu Ende und jetzt kam ein bitterer Augenblick des Scheidens. Mit heißen Thränen im Auge lag der ergraute Johann in den Armen des blühenden Friedrich's, er hatte ihm für all die namenlosen Opfer nichts als diese Thränen zu bieten. Nach einer langen innigen Umarmung überschritt Johann die ersehnte Gränze; einen Augenblick lang stand tief gebeugt der Herzog jenseits still, bis ihm der Gerettete entschwunden war. Welche Zukunft, welche Stürme und Leiden hatte der kommende Tag in seinem Schoße verborgen?! Gedankenvoll kehrte der Herzog nach Breisach zurück, das er beim ersten Morgenstrahle erreichte.

* * *

So war denn des Rottenburger's Plan gelungen und vollauf war alle Welt in Constanz beschäftigt, gegen den Herzog von Tyrol sich zu rüsten. Der König berief, sobald die Flucht bekannt wurde, alle Kurfürsten Fürsten und Stände des Reiches zu sich und stellte ihnen vor, wie schwer der Herzog Friedrich von Österreich sich am Concilium vergangen habe, da er Johann's Flucht begünstigt, um ihm, wie es hieß, die alte Würde wieder zu geben. Nicht minder schwer habe er an seinem Könige gefrevelt, dessen Verbot er nicht beachtet, gegen den er somit des Verrathes sich schuldig gemacht habe. Die willfährigen Fürsten erkannten Friedrich für strafbar und man verhängte über ihn die Reichsacht, auf welche bald der Kirchenbann folgte.

Nicht nur alle diejenigen, deren Feindschaft wir kennen, hielten dem Rottenburg ihr schmachvolles Wort, nicht nur die Städte, aus denen Friedrich mit Johann jüngst fliehen mußten, waren zu Verräthern an ihm geworden; auch Zofingen öffnete seine Thore den eidbrüchigen Bernern, die am Freitage nach dem weißen Sonntage im hundertsten Jahre nach der Schlacht von Morgarten, wo noch ein höherer Sinn sie begeisternd zum Kampfe gerufen hatte, dem Herzoge ihren Absagebrief nach Freiburg sandten, als ewiges Denkmal ihrer eigenen Schmach. Auch Sursee Aarburg Aarau Brenzburg Baden und ganz Elsaß warfen die Maske vollends ab, der König selbst rief das ganze römische Reich auf, wider den Herzog in Eile auszuziehen und erklärte alle Friedensverträge Bündnisse und Eide, die jemand mit ihm geschloßen hätte, für null und nichtig. Alle seine Länder und Leute wurden des Gehorsams gegen ihn entbunden, und es sollte verboten sein, bei ihm zu hausen,

ihm Kost Futter Hilfe oder Anschläge zu geben, bei ihm zu sein oder Frieden mit ihm zu halten!

Am 28. März begann der Reichskrieg gegen den Herzog von Tyrol; das Unglück des treuen Fürsten erreichte die furchtbarste Höhe, die Wogen des Schicksals drohten den Edlen rasch zu vernichten, sogar das theure Stammschloß Habsburg war zur Beute der Feinde geworden. Friedrich's Ahnung, als er der Prinzessin Anna ihren Schwur zurückgab, war zur entsetzlichen Wahrheit geworden, er hätte sie nur mit sich in die bodenlose Tiefe seines Unglücks hinabgerissen und schon triumphirten die Feinde über seinen nahen Untergang. Wohl schlug Anna's edles Herz noch treu wie einst für ihn, wohl führte ihr herzoglicher Vater Friedrich's gerechte Sache zu Constanz, doch seine Worte blieben ein verhallender Schall in der Wüste der Parteiung. Friedrich's Krone war ihrer Edelsteine baar, ein einziger war ihr geblieben, treu und echt für alle Zeit, er hieß Tyrol. Verächtlich wiesen die Tyroler die Bestechungen von sich, mit Stolz und Hohn sandten sie Sigmund's heuchlerische Gesandte zurück, mit rastlosem Eifer rüsteten sie sich gegen die Feinde, die Flammen der Treue loderten hell auf in ihren Herzen. Vereint mit ihrem Landes-Hauptmann Peter von Spaur wollten sie sich eher bis zum letzten Mann in den Schluchten ihrer Berge begraben lassen als zu Verräthern werden an ihrem unter der Last des Unglücks schier erliegenden Fürsten.

Die ganze Größe seines Elends war dem Herzoge längst bekannt und es blieben ihm nur zwei Wege, der wachsenden Gefahr zu begegnen. Entweder mußte er auf geheimen Wegen nach Tyrol zu kommen streben und die treu Gebliebenen zum verzweifelten Kampfe um sich sammeln oder er hatte, der Vorladung Sigmund's nach Constanz sich fügend, von jedem Verdachte sich zu reinigen, somit Bann und Acht zu lösen und hiedurch seinen Feinden die schärfste Waffe gegen ihn zu entwinden. Daß der Herzog das letztere wählte, während er noch mächtige Freunde aufrufen konnte, lag in seinem offenen geraden Gemüthe, er that es im festen Vertrauen auf sein Recht und auf die Gerechtigkeit seiner Richter.

Von der letzten Höhe von Constanz sah Friedrich dennoch besorgt auf diese Stadt hinab, denn in diesen Mauern lag der Wendepunkt seines Lebens; er sollte nicht lang mehr zweifeln. Brachte er gleich dem Könige das eidliche Gelöbnis Johann's mit, daß er Ruhe und Frieden halten wolle für alle Zeit, befreite er sich gleich vom

entfernteſten Verdacht, als habe er die Flucht deſſelben aus unedlen Gründen gefördert, ließ er ſich gleich ſo tief hinab, den König vor den verſammelten Fürſten um Gnade zu bitten, wofern er im Wahne ſeines Rechtes jemals übles gegen ihn oder das Reich unternommen hätte, es war den zerrütteten Finanzen des Königs erwünſcht, ſich an den Gütern des Herzogs zu entſchädigen.

Acht und Bann blieben über ihn verhängt und als der in's Innerſte der Seele verwundete Fürſt aus Conſtanz ziehen wollte, entwand man ſeiner tapfern Hand das ſieggewohnte Schwert und Kerkerriegel hielten ihn gefangen. Zwiſchen dumpfen kahlen Wänden ſtand der enttäuſchte Fürſt, deſſen einzige Schuld die Treue war. Da ſtand der jüngſt noch ſo mächtige edle Fürſt, gelehnt an's Gitterfenſter ſeines Kerkers, die glühende Stirne gegen die Eiſenſtangen gepreſst im lautloſen Schmerz und ſah hinüber nach der Gegend von Conſtanz. In der Ferne ſtand das Schloß, das die Prinzeſſin Anna bewohnte. Wie klein war der Raum, der ſie trennte und wie maßlos das Leiden, das zwiſchen ihnen emporſtieg, wie nahe lag noch die Stunde, wo er dort ſo glücklich träumte und wie ſchauervoll tobten jetzt um ihn die Stürme des Lebens . . .

So fand ihn Tag um Tag und Woche um Woche; nagendes Weh zerfleiſchte ſeine Bruſt. Freuden, die wir nie gekannt haben, entbehren wir lächelnd; Freuden, denen wir entſagen müßen, fühlen unſere Augen mit Thränen . . . Prinzeſſin Anna blieb ſeinem Leiden nicht fremd, die Zeit zum handeln war für ſie gekommen, ihr Vater war fern, und das ſonſt ſo ſchüchterne Mädchen fühlte ſich in ihrer Liebe ermuthigt. Durch einen alten Diener ihres Vaters erforſchte ſie, welche Wächter den Herzog bewachten und nach tauſend Gefahren bald verkleidet bald vom Dunkel der Nacht begünſtigt, gelang es ihr einen Genoſſen für ihren Plan zu gewinnen. Einſam ſchlaflos ſaß der Herzog am Lager, als er leiſe ein ſich näherndes Geräuſch an der Wand zur Rechten vernahm. Er horchte, ſein Herz ſchlug hörbar und noch wuſste er ſelbſt kaum weshalb. Oft verſtummte das Geräuſch gänzlich, den nächſten Tag wurde es zeitweiſe lauter, die folgenden Nächte hindurch blieb alles ſtill. Auf einen düſtern ſtürmiſchen Tag war eine Gewitternacht gefolgt, ſternlos und eiſig kalt. Fröſtelnd ſaß der Gefangene am Rande ſeines Lagers, da erwachte das Geräuſch lauter als je, feiner Sand rieſelte auf ſeine Hand und ſachte und leiſe fiel ein dünnes Eiſen durch

eine schmale Öffnung herein. Friedrich's Athem stockte, es nahte die nächtliche Ronde. Rasch schob sich der Herzog bis zur Mauer zurück und deckte die kleine Öffnung durch seinen Körper, er stellte sich schlummernd. Bald verließ der Wächter die Stube, nachdem er mit der Laterne brummend schlaftrunken da und dorthin geleuchtet hatte. Der Herzog athmete freudig auf. Das Eisen begann thätiger als früher zu arbeiten und zwei von der Mühe blutende Hände hoben ein paar Steine mit Anstrengung aus der dicken Mauer heraus. Die Finsternis ließ den Herzog nichts um sich genau erkennen, nur ein paar durch die Öffnung ihm zugeflüsterte Worte: „Muth gefaßt! Prinzessin Anna bewacht Euer Leben!“ erfüllten sein Gemüth mit himmlischer Wonne. Wie Harmonie aus einer besseren Welt klangen ihm diese Laute, treue Liebe warf ihre verklärenden Strahlen in die düsteren Räume des Kerkers und in namenlosem Entzücken jubelte seine blutende Brust.

Ein paar Stunden war man vor jeder Störung sicher, der Sturm und Donner schien das Geräusch ihrer eiligen Arbeit begünstigen zu wollen und Friedrich unterstützte den fremden Befreier. Bald rann der Schweiß von seiner Stirne und die solcher Arbeit ungewohnten Hände bluteten, dafür war die Öffnung binnen kurzem groß genug, daſs er durchschlüpfen konnte. Er stand in einem niedrigen gewölbten Gange bei seinem Befreier. Von diesem geführt schlich er tief gebückt vorwärts, bis sich ihnen eine kleine Pforte öffnete. Regen schlug ihnen in's Gesicht, der Sturm durchwühlte die Haare des Herzogs. Der Retter schlug seinen Mantel um die Schultern Friedrich's, drückte ihm seine Mütze auf's Haupt und hieß ihn langsam vorwärts schreiten. Sie gingen über einen mit Gras und Unkraut überwucherten Vorsprung des Gefängnisses, vorsichtig an der Mauer tastend; denn sie sahen nicht fünf Schritte vor sich hin und zeitweise ließ sich gar ferne der Ruf eines Wächters vernehmen. Endlich stand der Unbekannte still und hieß den Geretteten an der vor ihm befestigten Strickleiter langsam abwärts steigen. Lang stiegen sie hinab auf dieser gefahrvollen Bahn, unter der ein Abgrund zu gähnen schien. Friedrich's Hände zitterten vor Anstrengung und Besorgnis. Da fühlte er endlich festen weichen Rasengrund unter seinen Füßen, darüber schlichen sie um eine Mauerecke, wo zwei Pferde angebunden standen. Kaum fühlten die kräftigen Thiere ihre Last im Sattel, so flogen sie in stürmischer Hast durch die Nacht, bis sie das Schloß des Herzogs von Braunschweig erreichten. Der

Retter Friedrich's war ein alter Diener dieses Hauses, den ein gewonnener Wächter im Gefängnisse mit dem Plane der Flucht vertraut gemacht und in das Innere des Gebäudes eingelassen hatte. Er beschwor den Herzog eiligst die Kleider zu wechseln, denn längst war Mitternacht vorüber und ehe die Morgendämmerung anbrach, mußten sie schon fern sein, sonst würden sie verfolgt und erreicht. Als Bauer verkleidet trat der Herzog in die Schloß-Capelle, dem Höchsten für seine Rettung zu danken. Anna fand er daselbst mit ihrer Amme, sie betete um das Gelingen ihres Wagnisses, Friedrich sank unfern von ihr in die Kniee und beide waren tief bewegt . . .

Nach einem kurzen Wiedersehen mahnte der Diener zur Eile, neuerdings gab es ein schweres Scheiden und fort schritten die Wanderer ruhelos durch die stürmische Nacht. Über Feldkirch nach dem Arlberg, von da hinab in's Innthal stieg Friedrich mit seinem Führer und erst in Berneck, der Burg des treuen Hans von Müllinen, fand er ein kurzes Asyl. Noch war Tyrol rings von Feinden bedroht, deren es sich kaum erwehren konnte, noch durchzogen Späher alle Thäler und Berge und auch hier war der Herzog nicht sicher, auch hier rief ihm das unerbittliche Geschick ein gebietendes „Fort von hier" von neuem entgegen. Eines Morges fand man das Zimmer des Herzogs leer, einsam irrte der Herr durch sein eigenes Land.

* * *

In der einsamen Wildnis des Ötzthales, da wo in der Mitte des Landes die steilen Alpen zu einem Knoten sich dicht aneinander drängen, bedeckte die Hand des Schöpfers ihre Gipfel mit ewigem Eise und bildete daraus Seen und neue Gebirge — die Ferner. Alles schauervolle hatte dort die Natur in wunderbaren Gestalten vereinigt und sie verschloß ihre Schätze mit unwegsamen Gebirgen. In diesen Gegenden, wohin nur selten ein lebendes Wesen sich verirrt, wo nur das Gekrächze der Lämmergeier die ernste Stille unterbricht, steht der Rosnerhof, die letzte bewohnbare Stätte in jenem engen Thale, das sich bis an den Fuß des höchsten Ferner hinaufzieht. In diesem holzernen einstöckigen unter dem Strohdache mit einem Gange versehenen Bauernhause, seitwärts von einer Alpenflur, wo von Zeit zu Zeit das Donnern der in der Ferne stürzenden Lawinen die Luft erschüttert, wo das Heerdengeläute Morgen und Abend verkündigt, lebte der Bauer Gstrein

mit seiner Tochter Rothburga, dortlands Burgel genannt. Die Schönheit ist das Edelweiß, welches in Thälern wie auf Bergspitzen gleich verehrt wird, somit fand die jugendliche Dirne selbst in der Einsamkeit dieser Schneeberge ihren Anbeter: Joseph vom Bauerngute bei Sölden im Ötzthale. Arbeit war hier die Würze des Lebens, das in der traulichen Häuslichkeit zwischen Vater und Tochter mehr Reize bot als die raffinirte Genußsucht der Städte; waren diese Reize gleich schlicht und derb, so waren sie doch wahr und Wahrheit ist ja das Grundgesetz der Natur. Sonnabends begann nach der wochenlangen Mühe die Zeit der Ruhe, Burgel saß an der Seite Gstrein's spinnend und plaudernd von der Wirthschaft, ab und zu kamen die nächsten Nachbarn aus den Alpenhütten zum Plausch im Rofnerhof zusammen und in neuester Zeit versäumte es der Sölden-Joseph niemals, den vierstündigen Weg bis hieher zu machen, um die schöne Burgel zu sehen. Die Dirne war dem Jungen gerade nicht abhold, so oft aber der alte Rofnerbauer von einer ernsten Liebschaft und Heirat sprach, wollte das kaum zwanzig Sommer zählende Kind nichts davon wissen. „'s hat noch Zeit, Vater! Bin bei Euch hier oben so glücklich, laßt mich bei Euch, wenn's mich gern habt?" meinte Burgel und der alte Witwer, dessen höchstes Glück in seinem Mädel lag, konnte gegen die herzinnigen Worte und das Schmeicheln der Dirne nichts erwidern. Eines Morgens trat Burgel aus dem niedern Thore des Rofnerhofes, einen Milchkübel auf dem Haupte, leise ihr Morgenlied vor sich hin singend. Es war ein „grobes" Wetter, die Schneewirbel tanzten rings um und schlugen ihr derb in's Gesicht. Da stieß ihr Fuß an einen im Schnee liegenden Gegenstand, ihr Blick sah nieder, erschrocken sprang sie zurück und ihr Kübel stürzte kopfüber zur Erde. Ein Körper bleich und regungslos lag auf der Schwelle des Hauses. Rasch suchte sie den halberstarrten Mann aufzurichten, während sie schreiend ihren Vater rief, dass es in den Bergen widerhallte. Mit seiner Hilfe trug sie den Unglücklichen in die Stube, endlich kehrte ihm die Besinnung zurück, dann stärkte ihn ein warmer Trunk, doch seine Augen schloßen sich wieder, er that einen langen erquickenden Schlaf. Der Rofnerbauer wußte gar wohl, dass der verirrte Wanderer den Vormittag über kaum erwachen werde, er ging daher seinen Geschäften nach, auch Burgel schaffte im Haus und Hofe. So oft sie aber durch die Stube gehen mußte, in der der Fremde schlief, stand sie ein paar Augenblicke still,

seine bleichen edlen Züge bewundernd. Lag er gleich im schlichten Flaus mit zerrissenen Schuhen auf dem Lager, so schien dieser Mann, der die Tracht der Ötzthaler Bauern trug, doch nicht hieher gehörig, seine Haare waren zu weich und in langen Locken geringelt, sein schwarzer dichter Bart war zu sorgsam gepflegt für einen Bauer in Arbeit und Mühsal, und die Hände, wenngleich jetzt hie und da aufgeritzt, waren zu fein und geschmeidig für einen, der mit Spaten und ähnlichem Werkzeug hantierte. Welches Unglück mochte diesen Mann hieher geführt haben? Burgel fühlte herzinniges Mitleid mit dem Fremden, und bei allem was sie that, dachte sie an den bleichen Mann mit den edlen Zügen zurück.

Als Gstrein zum Mittagmahle heimkam, saß wohl der Unbekannte mit ihm auf der Holzbank und verzehrte gierig die Milchsuppe mit Schwarzbrot; allein bald sank ihm der blecherne Löffel aus der Hand und er sah erschöpft vor sich hin, gerade wo Burgel saß, die schier vergehen wollte vor diesen ernsten starren Blicken, welche wohl kaum ihren Gegenstand deutlich erkannten, dann sank das Haupt ihm müde auf die Brust herab, er entschlief. Der Rofnerbauer schüttelte dann zweifelhaft das Haupt, denn mit einem derben Händedrucke hatte ihm wohl der Gerettete gedankt, kein Wort aber war noch über seine Lippen gekommen, und das absonderliche Äußere des Gastes fiel ihm ebenfalls auf. Burgel trug die Holzschüssel hinaus, sie wurde diesen durchbohrenden Blick des Fremden nicht los, und bald saß sie nachdenklich auf der Bank in der Küche, sie dachte, und wusste kaum selbst was und worüber. Als spät Abends Gstrein wieder in die Stube trat, fand er den Fremden am Fenster stehend. Schwer aufathmend sah er in die Gegend durch die Fenster hinaus. Der Spann wird angezündet, der Rofnerbauer grüßte den Gast, und dieser faßte mit beiden Händen hastig die Rechte seines Beschützers. „Nehmt meinen heißen Dank, wackerer Gstrein, für Eure Pflege, ohne Euch wäre ich wohl jetzt dort, wo ewiger Frühling ist, wer weiß, wäre mir dort nicht besser! Auch Euch bin ich herzlich Dank schuldig für Pflege und Wartung!“ Dabei reichte er dem erröthenden Burgel die Rechte.

Gstrein und der Fremde saßen zusammen nieder, unfern saß die Dirne bei der Arbeit, außen tobte der Sturm.

„Ihr ward rechtschaffen erschöpft, als wir Euch fanden; kommt Ihr so weit her?“

„Gar weit iſt's, ein gutes Wegſtück über Feldkirch hinaus!"

„Wie kommt Ihr in die Ferner herauf, habt's Euch verirrt, oder wozu wollt Ihr denn wandern?"

„Wohin? Ja wer mir's ſagte", ſeufzte der Fremde, „hört, Gſtrein! behaltet mich bei Euch."

„Wie meint Ihr das?"

„Ich will als Knecht bei Euch dienen!"

„Dienen?" ſprach zweifelhaft der Roſnerbauer, und ſah nach des Gaſtes weißen Händen. „Iſt ein hartes Stück der Arbeit da oben! Habt Ihr ſchon gedient?"

„Noch niemals, doch fehlt's mir nicht an Kraft und gutem Willen, Alter! Spät beginne ich die Schule des Lebens, doch macht mir den Anfang nicht ſchwer. Mein Vater war reich, Land und Leute dienten mir, es war ein großes Grundſtück, groß und herrlich ſchön, und es war mir ſo lieb! Da kamen die herzloſen Nachbarn, ſegten und brannten mir mein Eigenthum nieder, und ich mußte flüchten von Haus und Hof!"

„Flüchten? Als ob keine Gerechtigkeit wäre in Tyrol!"

„Mir blieb nichts als mein Unglück!"

„Unſer Herrgott ſchickt kein's ohne Grund!", ſagte mistrauiſch der Bauer.

„Doch ſollen es nicht ſeine ſchlechteſten Kinder ſein, die er prüft!"

„Wohl wahr! Auch ich war ja einmal ein armer Teufel, und ſitz' jetzt im Wohlſtand mit meinem Kind, 's wird ſchon wieder beſſer werden mit Euch! Auch ſoll's gar wunderlich durcheinander gehen im Lande unten, ſeit ſie unſern guten Herzog zu Coſtnitz gefangen halten. Wiſſet Ihr nichts davon zu erzählen?"

Der Fremde ſchüttelt verneinend das Haupt.

„Es ſoll bald anders werden, ſind nur die Feinde aus dem Land geſchlagen! Wir alle machen uns auf, und gält' es unſer Leben! Frei muß unſer Herzog ſein, auf unſern Schultern tragen wir ihn heim, dann ſollen ſie kommen und ihn aus unſerer Mitte herausholen, wenn ſie's vermöchten!"

Brennende Röthe übergoß die bleichen Wangen des Fremden, Burgel ſah es mit Staunen, wie bei dieſen Worten ſeine Blicke flammten.

„Na, 's wird ſpät, wer arbeitet, braucht Ruhe. Burgel, geh' in deine Kammer, mein Knecht hilft beim Wildſpitzbauer, der hart darnieder-

liegt. Ihr seid's mir zu rechter Zeit gekommen, steht's Euch an, so bleibt bei mir; gilt's auch ein Jahr?"

„'s gilt, mit tausend Freuden!"

„Nach dem Jahr rechnen wir ab, gefallt's Euch im Rosnerhof, wohl und gut, so bleibt's länger, wo nicht, zieht's einem besseren Glücke entgegen!"

Er winkte dem Fremden ihm zu folgen.

„He! Wie heißt's denn?" sprach er stehenbleibend.

„Friedel!"

„Friedel!" rief Gstein so laut, daſs Rothburga erschrack, und dabei richtete sich sein Blick durchbohrend auf den Fremden, endlich sprach er heftig bewegt: „Meiner Seel'! Wo hab ich denn meine Augen gehabt? Dieſes Gesicht, dieſer Bart, dieſe Blicke sah ich wo anders, ha! Ihr seid . ."

„Friedel von Feldkirch!" fiel ihm mit einem Seitenblick auf Burgel, der Fremde in's Wort.

„Was suchst Du denn noch da, Burgel? Gute Nacht!"

„Geh' einmal schlafen", flüsterte mühsam sich fassend der Bauer, drängte die Tochter zur Thür hinaus, die er mit dem Holzriegel schloß, dann eilte er bebend auf Friedel los und sank ihm zu Füßen . . . .

Friedel hob den Bauer auf und lag sprachlos in seinen Armen.

* * *

Es vergingen Tage und Wochen, der Friedel lebte auf dem Rosnerhof in stillem Frieden, nur wollte es ihm trotz aller Liebe zur Arbeit nicht recht gelingen, dabei anstellig zu sein, was Gstrein übrigens mit Nachsicht übersah. Der Rosnerbauer war ein paarmal für einige Tage fortgewandert. Burgel wuſste selbst nicht wohin und weshalb, und der alte Wildspitzbauer führte inzwischen das Regiment im Alpenhause. Doch auch hier war seit Friedel's Eintritt manches anders geworden. Der rüstige Älpler war sorgenvoller als je, und Burgel war wohl lustig wie die Lerche, dieſe Lustigkeit hatte aber einen neuen Grund, denn von Tag zu Tag sah sich die Dirne unwiderstehlicher zu Friedel hingezogen. Sein einnehmendes Äußere stellte alle Tyrolerbursche die sie kannte in den Schatten, sein Herz lag sozusagen auf der Zunge, und sein Gemüth wie sein Geist blitzten aus seinen Reden so blendend, daſs die Dirne, ehe sie es ahnte, eine neue

Welt in ihrem Busen erstanden fühlte. War der neue Hausgenosse der Burgel gleich nicht abhold, so that er doch nichts, die Flamme zu nähren, er bemerkte es wohl gar nicht, er hatte andere Gedanken im Kopfe.

Oft, wenn Friedel mit dem Spaten beschäftigt war oder aus Holz ein Hausgeräth schnitzte, saß er vor der Hütte auf einem Kübel, seine Hände ruhten im Schooße, sein Haupt sank auf seine Brust herab, und er sah und hörte nicht, was um ihn geschah. Da trat Burgel aus dem Hause, der Rofnerbauer war zum nächsten Häusler beim Hochvernagt gewandert; da es schon Essenszeit war, und der Vater noch nicht heim kam, wollte sie den Knecht ihm entgegen schicken. Sie rief denselben drei-, viermal, er hörte sie nicht, sie stieß ihn an, er schrack heftig empor, und rauh rief er der Burgel zu: „Was soll's schon wieder? Gib Ruh', Burgel! Geh' Deine Wege!" Die Dirne erschrack, dieser harte Ton fuhr ihr wie ein Messer durchs Herz, und doch war's nicht zum erstenmal, dass er sie so barsch anließ, was er stets wieder bereute. Burgel that ein paar Schritte, dann sah sie zurück, schwankte einen Augenblick und stotterte mit gepreßter Stimme: „Friedel! Wenn Du was zu klagen hast, wenn Dir was abgeht, wenn Dich was kränkt, so red', ich mein's nicht schlecht und bring's statt Dir beim Vater an."

„Vergib, wenn ich barsch war, 's ist nicht so gemeint! Doch manchmal, wenn ich so einsam bei der Arbeit sitze, da taucht das Bild der Heimat so lebensfrisch vor mir empor, das Vaterhaus, das Gärtchen nebenan, die Brüder, Freunde, die Glocke an dem Kirchthurm unseres Ortes hör' ich läuten, die Mutter seh ich, wie sie zur Messe geht, den Tanzplatz und die Dirnen alle, und ich bin so fern, so fern von ihnen!"

„Und von den Dirnen, eine macht Euch das Herz so schwer."

„Und wär' es, ziehst Du einst fort, gehst Du so leicht?"

„Ich hab keinen Schatz, die Männer machen einem nur das Herz so schwer, thut man ihnen auch alles zu lieb, sie achten's kaum!"

„Der Joseph von Sölden auch?"

„Laßt mich mit dem in Ruh! Der ist so täppisch und unbeholfen noch!"

„Und doch nicht so unausstehlich mürrisch, wie der Friedel?"

„Wisst ihr nichts bessers als ewig mich zu necken?"

„Heißt das geneckt? Nun so will ich Abbitte thun, mein hübsches Burgele.“

Dabei faßte Friedel die Dirne zärtlich um die Mitte.

„Ei, schau! Ihr seid wie das Wetter in den Bergen, bald Sonnenschein bald Regenschauer und wieder Nebel!“

„Düster, wenn Du fern bist, heiter und froh, wenn ich in Deine Augen sehe!“

„Wo seid Ihr zu Hause, wunderlicher Mensch?“

„Gar weit von hier, mein liebes Kind! und ach! so jung ich scheine, so viel habe ich schon erlebt, viel Schmerz und Leid, viel mehr, als mancher Greis erzählen kann! Einst reich, geehrt und stolz, hätt' ich eine Fürstin, weil sie nicht bildschön gewesen, voll Übermuth verschmäht, jetzt weist ein Bauernkind mich vor die Thüre! Das ist der Lauf der Welt!“

„Was zwang Euch denn, gar so fern von der Heimat in Dienst zu gehen?“

„Was sollte ich thun, da Haus und Hof die Nachbarn nahmen? Mir blieb kein Obdach kein Lager, mich zur Ruh' zu legen!“

„Und gingt Ihr nicht zum Richter?“

„Ich ging, mein Kind, und eben das war groß gefehlt, denn man lachte meiner Leiden, lachte meiner Bitte. Man fand es behaglich, meinen Säckel zu vertheilen und jubelte, den einst so hoch geschätzten Mann, im Staube der Niedrigkeit zu sehen, mit Hohn und Spott ward ich verwundet, mit wilder Lust stieß man den Dolch des Unglücks stets tiefer in mein Herz, und als ich von Verzweiflung gepeitscht den Richtern ihre Falschheit, ihre Schlechtigkeit bewies, da band man mir die Hände, warf mich in einen lichtlos dumpfen Kerker und in der Ohnmacht meines Elends raufte ich mein Haar und Wahnsinn drohte mich zu fassen. Ein einziges treues Herz war mir geblieben. Dieser Engel sandte Hilfe; um Mitternacht brach ich aus meinem Kerker, entfloh und durchirrte viele Thäler, bis ich im Rosnerhof ein Kissen fand mein müdes Haupt zur Ruh' zu legen! Da sitz' ich denn und flehe täglich: Stoßt mich nicht fort von dieser Schwelle, sonst ist der nächste Abgrund meine Ruhestätte!“

„Sprich nicht so gottlos Friedel! Jetzt bist Du in Tyrol, wo Herzog Friedrich regiert. Der Vater sagt, er kehrt bald heim, der verschafft Dir alles wieder!“

„Wenn ich auf ihn hoffen soll, bin ich verlassen!“

„Da sieht man, dass Du weit hergewandert bist; denn in Tyrol, so weit seine Gränzen reichen, vom tiefsten Thale bis zum höchsten Ferner schlägt jedes Herz für ihn in heißer Liebe. Und er verdient's, er ist für uns ein Engel! Wo's Unglück einreißt, bringt er Trost, wo Armuth einkehrt, öffnet er den Säckel, wo Unfrieden oder Gewaltthat herrscht, da weiß er zu versöhnen und muß er strafen, so thut er's wie ein Vater; drum lieben wir auch ihn wie seine Kinder, und geben Hab und Gut, den letzten Tropfen Blut mit Freudigkeit für ihn!“

„Für mich? O süßes Wort!“

„Für Euch? ha! ha! Ich rede vom Herzog Friedel! Bei Dir scheint's nicht recht richtig!“

„Hast Recht ich bin ein Bauernknecht, und für den Zaun dort muß ich Stäbe schneiden!“ Seufzend ging er zur Arbeit, während Burgel sich in seiner Nähe allerlei zu schaffen machte. Mit eins fiel dem Knecht das Messer auf die linke Hand, die Wunde blutete heftig, doch hatte es keine Gefahr. Burgel aber verband so sorgsam und that, als sollte die Welt in Trümmer gehen. Dann saß sie neben Friedel hin, das Mitleid hatte sie das Sprödethun vergessen lassen, und was sie längst im stillen gefühlt, trat nun, den Leidenden zu trösten, gar deutlich auf die frischen Lippen. Der Wohllaut ihrer rührend schlichten und doch so inniglichen Rede that dem Herzen Friedel's nach den langen reichen Lebensstürmen so wohl und schmeichelte seinem Ohre so sehr, dass er in traulicher Natürlichkeit mit ihr zu plaudern wagte, nicht bedenkend, wer er war und wer sie!

Der Rofnerbauer kam zur Seite gegen sein Haus herab und sah das schmucke Paar, dass seine Nähe überhörte. Erst als er Burgel öfter rief, schrack sie zusammen und wie ein Pfeil flog sie in's Haus. Der Friedel fuhr empor gleich einem Träumer.

Düsterer Ernst umwölkte die Züge des alten Gstrein, denn was sollte daraus werden, wenn Burgel ahnungslos dem Zuge ihres Herzens folgte? Sollte er ihr entdecken, was er wusste? Konnte er ein Geheimnis, an dem das Leben seines Herzogs hing, dem plauderhaften Kinde vertrauen? Die Vaterliebe kämpfte mit der Treue des biedern Unterthans einen gar schweren Kampf. Des Herzogs Leben oder seines Kindes Glück stand auf dem Spiele. Die treue Lippe des Bauers

bewahrte das Geheimnis, doch schmerzgebeugt, aufseufzend aus der tiefsten Brust trat er in seine Stube.

* * *

Auf dem Rathhause zu Sterzing ging es zur selben Zeit gar lebhaft zu. Der Truchsefs von Dieffenhofen und Müllinen hatten nichts versäumt, die wenigen Getreuen um sich zu sammeln und wehrten die Feinde von Tyrols Gränzen mit Heldenmuth ab. Ein anderer Feind, gefährlicher als der äußere, wüthete noch immer im Innern des Landes, denn der Rottenburger vereint mit Schweikhart von Gundelfingen reizte die misvergnügten Adeligen unermüdet auf, sparte nicht List Bestechung und Verrätherei, um das Volk von Friedrich loszureißen, und der in's Land gerufene Bruder des Herzogs, Ernst von Österreich, drohte Friedrich's gefahrvollster Feind zu werden. Denn nicht in Friedrich's Namen führte der Ehrgeizige das Regiment, er schaltete als Herr des Landes, ließ sich huldigen, und buhlte um die Freundschaft des Königs Sigmund. Rings von Gefahren umstellt, kamen nach stillem Einverständniße die Abgeordneten des Landes auf dem Rathhause zu Sterzing zusammen, um zu berathen, was zu unternehmen sei. Das tyrolische Banner ein rother Adler im silbernen Felde wurde im Saale nach altem Brauch aufgepflanzt, davor lag auf einem rothen Kissen das Schwert des Landmarschalls. In der ersten Reihe saßen die treu gebliebenen Ritter Konrad von Firmian, Erasmus Goldecker und Caspar von Löwenberg an der Spitze. Die zweite Reihe nahmen die Bürger, die dritte die Bauern ein, unter ihnen der wackere Hendl, Müllner und der greise erblindete Melchior Stoll und viele andere. Peter von Trautson als Landmarschall Tyrols führte den Vorsitz.

„Edle Freiherren und Ritter, von Städten und Märkten, von Gerichten Thälern, hochachtbare Abgeordnete!“ begann er, „Die Gefahren die uns drohen sind Euch bekannt. Offene Fehde ist nicht das schlimmste, was uns bevorsteht; mit verführerischen Lockungen unter dem Scheine der Pflicht will Sigmund uns abwenden von Österreich. Ich frage Euch, was ist Euer Wille, dafs geschehe für Fürst und Vaterland und wie soll es geschehen?“

„Hier ist keine Rede mehr von Stimmen“, rief Firmian, „die Pflicht, die Ehre, die Rache rufen laut! Gegen auswärtige Feinde die

hartnäckigste Fehde, gegen innere Parteiungen und Bosheit alle Schrecknisse der Verfolgung, verführerischen Künsten die verdiente Verachtung! Wer denkt wie ich, erhebe die Hand!" Alle erhoben die Hände.

„Euch Herren von Adel", sprach froh bewegt Hendl, „geziemt in blutiger Schlacht die rühmlichste Stelle. Dank sei es unseren Bergen und Abgründen, dass die Stelle, wo wir für unsern Herd und unsern Fürsten streiten werden, nicht weniger gefahrvoll ist."

„So sprech' ich auch, wenngleich ein blinder zitternder Greis", fiel der alte Stoll sich erhebend ein, „Friedrich und seinem Vater sind wir schuldig, dass wir uns des Lebens freuen dürfen, denn ehedem waren wir armselige halbeigene Knechte mitleidenswerther als das gehetzte Wild. Dass wir hier unsere Stimme erheben dürfen, danken wir ihm allein. Können wir dieses Recht schöner gebrauchen, als wenn wir eben hier das Gelübde erneuern, Gut und Blut zu wagen für ihn und das gemeine Wesen?" Seine Züge waren vom Anhauche der Begeisterung übergossen, wie ein Prophet stand der Greis in der Menge.

„Uns bangt nicht vor den Bayern noch Mailändern oder Brescianern, nicht vor den frechen Bauern aus den Thälern von Glarus Appenzell und Schwyz. Unter uns ist der schlimmste Feind der Rottenburger", sprach Löwenberg, „der alte Erbfeind des Landes. Drum sag ich, zuerst gegen Rottenburg und seine Gesellen! Nieder mit seinen Schlössern Thürmen und Warten!"

„Wir alle denken so, alle! Tod dem Verräther! Mir bleibt die schwere Pflicht", sprach Goldecker mit Bedeutung, „Euch an die größte Gefahr zu erinnern, an Herzog Ernst. Fern sei es von uns, gegen ihn das Schwert zu erheben; doch die Briefe, die der Zufall uns in die Hände gab, verriethen das falsche Spiel, das er beginnen will. Die rasche That kann uns allein schon retten und sie wird es mit der Hilfe des Himmels. Wir alle, sobald wir unsere Leute gesammelt haben, ziehen eiligst nach Landeck, der Landmarschall wird die Ritter und Bauern bestimmen, die auf verschiedenen Wegen ausziehen, den geliebten Herzog zu suchen, den unser Auge kummervoll vermisst. Bis heute ließ das Unglück ihn flüchtig das Vaterland durchirren, jetzt sind wir aber sicher vor Verräthern, sicher ist der Herzog in unserer Mitte, für den wir alles geben, für den wir leben und sterben!"

„Ja wir alle leben und sterben für ihn! Wir alle denken wie Ihr und der edle Landmarschall sei unser Führer!" so riefen alle

tumultarisch durcheinander. Nun ward die Thüre des Saales aufgerissen und zornglühend stürzte Rottenburg herein, dem seine Spione diese Versammlung gemeldet hatten, ihm folgte Gundelfingen auf dem Fuße.

Alle erhoben sich stürmisch und blickten zornflammend verächtlich auf beide.

„Wer gab Euch Einlass? Wer rief Euch hieher? Hier gibt's keinen Freund des Verraths", rief man ihm höhnend entgegen.

„Wer mich rief?" schrie finster Rottenburg. „Mein freier Wille und mein Recht zu sitzen und zu stimmen unter den ältesten Freiherrn des Landes; wer will mir verbieten, was mir des Landes Satzungen erlauben?" Dabei warf er sich trotzig in einen Armstuhl.

„Und ich", rief sein Begleiter, „bin Schweikhardt von Gundelfingen, mein Geschlecht blüht herrlich in Bayern, mein Großvater war Landes-Hauptmann in Tyrol, seitdem steht mein Name in der Matrikel Eures Adels."

„Und die Verräther sollen wir hier dulden?"

„Die Vaterland und Fürsten verkaufen?"

„Die Spione miethen und die Unseren zum Treubruche verleiten?"

„Fort mit ihnen! hinaus! hinweg! Sie schänden das Banner Tyrols."

„Im Guten nicht!" tobte Rottenburg in diesem wüthenden Tumulte, die Hand an's Schwert gelegt, „bei allen Teufeln nicht! Ihr seid Euer genug, heran, denn! überfallt mich meuchlings, stoßt uns nieder!"

Da erhob sich der wackere Hendl und trat in die Mitte. „Ein Wort!" rief er in ernster Ruhe, „ein Wort, Ihr hochgeehrten Herren, vielleicht zur Unzeit aber gut gemeint. Was können sie in unserer Mitte schaden oder ausspähen? Dass wir den Herzog von Grund der Seele lieben, dass wir mit Freuden Gut und Blut einsetzen, um ihn wieder zu finden und bei uns zu haben. Wohl wär' es traurig, wenn das Geheimnis wäre, das nirgends gehört würde als in diesem Rathe. Gott sei Dank, das können ihnen die Kinder auf der Straße erzählen! Drum lasst sie bleiben! Gibt es für Verräther eine größere Qual als Zeuge unserer Treue zu sein?"

„Spottet so viel Ihr wollt, Ihr Memmen, des Erbarmens werth! Was ist geworden aus dem stattlichen uralten Adel der Länder

an der Etsch und am Inn? Um die Brosamen zankt Ihr Euch, die von des Herzogs Tafel fallen; die Schilder Eurer Väter, eine kahle Wand, sie aufzuhängen und ein Schwert, das ihr nie ziehen dürft für Euch selber, sonst ist Euch nichts übrig von dem Glanze der Väter! Wer darf es läugnen, dass unser Land nach den Gesetzen jetzt heimfällig ist dem Reiche? Wen wir wollen, dürfen wir erkiesen! Wir sind treue Ritter, frei von des Herzogs Willkür unter Königs Schutz groß und frei wie die edle Ritterschaft in Schwaben Franken und am Rhein."

In einer gewaltigen Rede suchte er sie nochmals von Friedrich loszureißen und dem Könige zu gewinnen, sein Lohn war aber schlecht, und stürmisch schrie man von rechts und links: „Ha, Frevler, Aufruhr willst Du predigen? Die Saat der Zwietracht wagst Du auszustreuen? Was zwingt uns, seine Lästerung zu hören? Bei unserer Ehre! so ihr nicht weicht, endet's blutig! Hinweg, hinweg!"

Mit wüthenden Blicken wichen die Verführer zurück und verließen unter Drohungen die gefahrvolle Schwelle. Nun bestimmte der Marschall jedem Abgeordneten seine Rolle, die jeder stolz war übernehmen zu dürfen, dann erhob er sich feierlich, alle Anwesenden thaten dasselbe und er sprach mit Begeisterung, das Schwert des Landmarschalls hoch emporhaltend:

„Ich danke Gott für diese schöne Stunde am Abende meines Lebens! Wohlan denn! Euch edle Freiherren und Ritter, hat dieses Schwert Eurer Marschälle oft zum herrlichen Siege vorangeblitzt. Seid Ihr entschlossen, die edlere Rangsucht zu üben, die ersten zu sein im Kampf und in Gefahr, so legt die Spitzen Eurer Schwerter auf das meine bevor sie vereint den Weg in die Brust der Feinde suchen. Ihr von Städten und Märkten, Ihr des Bauernstandes Abgeordnete, erhebet alle die Hände und schwört alle den Eid der Treue unverbrüchlich zu halten, bis der Tod ihn löst, keiner zu weichen, bis der Herzog wieder in alter Herrlichkeit auf dem angeerbten Throne sitzt, die Feinde geschlagen, die Verräther gezüchtigt sind. Seid Ihr entschlossen, einig zu leben oder zu sterben, Alle für Einen, Einer für Alle — ein Sieg, ein Heil, ein Sturz und ein Verderben — so schwört!"

Wie ein Blitz fuhren die Schwerter aus den Scheiden, sie legten ihre Spitzen auf das des Landmarschalls, die Bürger und Bauern erhoben die Hände, jedes Auge war zum Himmel gekehrt, jedes Haupt

war entblößt, alle Lippen sprachen ernst und feierlich: „Wir schwören!“ Jeder ging an's Werk ohne Zögern.

* * *

Auf dem Rosnerhofe drohte sich zur gleichen Zeit ein nicht minder erschütterndes Drama zu entwickeln, wenngleich im engeren Kreise. Der Bauer von Sölden kam öfter als früher, denn Burgel hielt seine Gedanken ganz und gar gefangen. Seinen Blicken blieb dagegen die zunehmende Kälte der Dirne kein Geheimnis, so wenig als er deren Grund lang zu suchen hatte. Seine Eifersucht war erwacht, seine Leidenschaft stieg von Tag zu Tag und er wollte diese Unruhe enden. Joseph hielt bei Gstrein um das Burgel an. Der Vater war froh, das Mädchen aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen, Friedel war für den halben Tag in der Arbeit abwesend und beide traten zum Burgele, das eben singend beim Waschtroge vor dem Hause stand. Die Dirne mochte wohl den Grund ihres Kommens ahnen, denn sie blickte gar nicht auf und knetete die Wäsche zwischen ihren Händen hin und her, als müßte sie dieselbe zerreiben.

„He, Burgel!“ rief Gstrein freundlich, „laß' die Arbeit einen Augenblick ruhen; setz' Dich zu mir her und laß ein kluges Wort mit Dir reden!“

„Ach, Vater, ich hör' ja auch bei der Arbeit!“

„'s gibt aber Sachen, bei denen man schön still sitzen muß mit Manier, da schickt sich keine Arbeit, komm' her!“

„Schau, was muß denn das sein? Der Vater hat oft gesagt: Die Arbeit ist's schönste Gebet und wann soll't das denn nicht schicksam sein auf der Welt?“

„Wettermädel! ich hab' Dir aber oft gesagt, Du sollst nicht raisoniren, sonst . . .“

„Na da bin ich schon, ich sitz' wie ein steinernes Mandl!“ rief, die Hände am Vortuche trocknend, die Dirne und saß ihm zur Seite wie eine Statue still.

„Schau! Bist ja heute besonders spaßig? Ist der Joseph daran Schuld?“

„Könnt' nichts sagen davon! Aber was gibt's denn so ernsthaftes zu reden?“

Nun brachte Joseph sein Anliegen hervor und Gstrein half ihm dabei, so gut er konnte, das Burgel schüttelte den Kopf und wollte davonlaufen zur Arbeit.

„Halt, Mädel!“ rief der Rosnerbauer, „Deine Ausflüchte sind nicht mehr an der Zeit, drum hör' mich an! Der Joseph ist ein rechter Mann, versteht seine Wirthschaft und hat ein namhaftes Besitzthum. Er ist ein braver Bursche, dem Du immer gut warst und er trägt Dich auf den Händen. Ich werde alt, meine Haare sind weiß, wie lang kann ich's noch machen? Schau, Burgel, ich möchte gern in Frieden sterben und das ist nur möglich, wenn Du versorgt bist. Wie lang dauert's, so komme ich zu Euch nach Sölden hinab, verkauf' den Rosnerhof da heroben und bleib bei Euch! Nachher wenn ich Großvater bin . . .“

„Hört's Vater! Laßt's mich zur Arbeit gehen, ich will nichts hören davon, 's hat noch Zeit mit der Heirat!“

„Das kennen wir schon! Wenn aber der Friedel käme? Nicht wahr, da brennt's?“

„Ich denk' nicht an ihn, nicht an einen andern!“

„Nicht? Schau! Weswegen kannst mich denn dabei nicht anschau'n? Weswegen wirst denn glühroth über und über? Burgel, das soll ein End' haben, das taugt nichts! Der Friedel ist arm, Gott behüt' mich, dass ich ihm's zum Vorwurf machen sollt'; aber er kennt keine Arbeit, er weiß keinen Hausstand zu erhalten, er kann kein Weib glücklich machen. Er ist herrisch stolz und an den Überfluß gewöhnt, er weiß nicht, was es heißt erwerben, sparen und entbehren, das Glück hat ihn zu lang verwöhnt und in seinem Alter lernt es der Mensch nimmermehr! Mürrisch gallbitter ist sein Gemüth durch's Unglück geworden; wenn's Jahr um ist, zahl' ich ihn aus; Du siehst ihn Dein Leben lang nicht mehr. Kurz, Burgel, den schlag Dir ganz und gar aus dem Sinn, der wär' nur Dein Verderb' und eh' ich Dich dem geben soll, eh' . . .“

Ehe der Rosner weiter sprechen konnte, fiel Burgel dem Aufgeregten in die Rede: „Weswegen geht's so in's Feuer! Ich hab ihn nicht verlangt, aber ich will auch keinen andern in alle Ewigkeit nicht!“ sprach unter Thränen die Dirne und schlich in ihre Stube; dort saß sie und weinte heftig und laut.

Gstrein sah finster und kummervoll vor sich hin, er hätte nicht geglaubt, dass die Dirne so mit Leib und Seele an dem Friedel

hänge, er sah jetzt das Leid seines einzigen Kindes in endloser Tiefe vor seinen besorgten Vaterblicken und wie sollte er helfen? Friedel, mit anderen Dingen beschäftigt, achtete nicht viel der Zutraulichkeit der Dirne und hätte ihm der Rofnerbauer die Augen geöffnet über das Unheil, das er ohne Willen in der Alpenhütte veranlasst hatte, so hätte der Heimatlose ohne Zweifel auch dies letzte Asyl verlassen, jetzt wo sein Sieg so nahe bevorstand und wäre er in die Hände der Späher gefallen, so wäre es die Schuld des Rofnerbauers gewesen. Dem verzweifelnden Schiffsherrn gleich, der sein Fahrzeug auf hoher See verbrennen sieht und nichts zu retten vermag, stand Gstrein vor seiner Hütte. Er drückte Joseph's Hand, vertröstete ihn auf die Zukunft und ging freudloser als je an die Arbeit.

Joseph stand aber regungslos auf derselben Stelle, als schon die Abendröthe allmählich verglommen; in seiner Brust tobte die glühendste Leidenschaft, denn er war nicht gewohnt im Guten vom Platze zu weichen. Der Friedel war ihm ein Dorn im Auge, er allein schien ihm Burgel's Liebe geraubt zu haben, durch ihn war sein Glück zertrümmert worden, er allein sollte büßen. Die Dirne selbst hatte ihm ja in arglosser Zutraulichkeit erzählt, dass Friedel zu Feldkirch aus dem Gefängniße entflohen war. Sein rachsüchtiges Gemüth sah darin einen mächtigen Entschluß zur Reife kommen und wilde Lust verzerrte bei diesem Gedanken sein aufgeregtes Gesicht. Endlich war er mit sich einig geworden, und einen sehnsüchtigen Blick nach dem Fenster des Burgele werfend eilte er fort zur Geröllenwand. Dort lebte ein Knecht, Namens Raffel, ein kecker, gottvergessener Bursche, auf ihn setzte er seine Hoffnung.

* * *

Die Burgel saß schlaflos am Lager. Längst war alles still geworden im Rofnerhofe, die Dirne dachte noch immer an die Reden des Vaters und so sehr sie sich zureden mochte, mit Friedel sei nichts für sie zu hoffen, war doch ihre Liebe so innig und unbesiegbar, jeder ihrer Gedanken so sehr sein eigen, dass sie sich von ihm nur mit ihrem Leben losreißen konnte. In ihrem Kummer trat sie an's Fenster und sah über die Gegend hin, welche das klare Mondlicht mit einem unbeschreibbaren Zauber übergoß. Da schien es ihr, als hörte sie unfern ein Geräusch, es kam näher, bald hörte sie es deutlich, wie ein Mann auf

den hölzernen Gang, der rings um's Haus lief, herabstieg und neben ihrem Fenster zur Erde sprang. Burgel hielt den Athem an, wollte schon schreien, um den Vater zu wecken, denn sie glaubte das Haus von Vagabunden bedroht, da fiel das helle Mondlicht auf das unbedeckte Haupt des nächtlichen Wanderers; sie erkannte den Friedel. Er schritt ruhelos auf und ab, spähte bald nach rechts, bald horchte er thalwärts als ob er etwas erwarte. Mit seinen Gedanken beschäftigt ließ er sich auf die Stufen am Hofthore nieder, woran Burgel's Fenster stieß, so daſs sie ihn hätte mit der Hand berühren können. Schon hatte die Dirne alles herbe Leid wieder vergessen und schwelgte im Anschauen des Geliebten, der offenbar eben an alles andere eher dachte als an Burgel und dessen Liebe; da ließen sich eilige Schritte von der Geröllenwand her vernehmen, so daſs Friedel sich freudig erhob und lauschte. Bald stand Joseph vor ihm; enttäuscht wandte sich der Lauschende ab und wollte sich entfernen.

„He! Hallo!" rief ihm aber der Joseph zu. „Wer schleicht da herum? Sah einer je im Ötzthale schon desgleichen? Bald ist's Mitternacht, und der Friedel schleicht noch beim Fenster der Burgel herum? Laſs Dir den Gusto vergeh'n, sie ist meine Braut und will nichts wissen von Dir, nächtlicher Schleicher!" Burgel, die jedes Wort hörte, war erstaunt über Joseph's freche Lüge, aber sie wagte sich nicht zu regen, zumal Friedel ihn beschwichtigte und ihm schwor daſs es ihm nicht in den Sinn komme ihm die Burgel abspänstig zu machen: er sei eben erst vom Schnalser Joche heimgekommen und da Thür und Thor fest versperrt war, wollte er den alten Rofnerbauer nicht wecken, in wenigen Tagen spätestens wandere er fort für's Nimmerwiederkommen. Burgel zitterte bei diesen Worten und ihr Herz drohte zu zerspringen, Joseph aber meinte höhnisch: „Zeit ist's, Du sauberer Knecht! Sieh' Dich nur vor: wenn am Sonntag in der Schenke der Spottreim herumgeht, Hieb auf Hieb, da sieh' Dich vor, daſs Dir die Zunge so fertig sei, wie bei dem Weibervolke, dort kannst Deine Courage zeigen im Ringen, Faust gegen Faust!" Für sich aber flüsterte er: „Verwünscht! hätt' ich es ahnen können, ihn zu treffen, so hätte ich heute gleich den Raffel mitgenommen, so oder so, es hätt' uns niemand gesehen und im Abgrund bei Schreckenstein wär' er sicher gelegen, der Weiberheld! Aber morgen ist auch ein Tag und da bist Du mir sicher!"

Damit stieg er langsam abwärts. Friedel horchte, wie seine Schritte verhallten; bald darauf ließ sich der leise Ton eines Pfeifchens vernehmen, dem Friedel auf dieselbe Weise antwortete und bald darnach stiegen vier Männer, mit Alpenstöcken und Waffen wohlgerüstet, über den nächsten Bergrücken herüber. Friedel eilte ihnen mit fiebernder Hast entgegen, reichte ihnen die Hände, und sie flüsterten lang und leise mit einander. Burgel fühlte ihr Blut in den Adern rasen, ihre Augen flammten und sie sank auf die Knie den Himmel zu bitten, dass er sie erleuchte, was sie thun solle, was nicht; denn Friedel schien ihr verbrecherische Wege zu wandeln. Wer mochten die Fremden sein? Warum kamen sie nachts, wenn sie nichts übles wollten? Konnte der schlichte Friedel ein Verbrecher sein? Sind's Raubschützen oder was sonst? Konnten sie nicht auch das Leben ihres Vaters bedrohen? Diese Gedanken bestürmten Burgel's Brust und kämpften mit ihrer innigen Liebe zu Friedel. Die Sprechenden hielten sich zu fern, sie konnte kein Wort verstehen, und doch wagte sie es nicht, ihren Geliebten zu verrathen, sie wollte selbst mit ihm reden. Endlich schieden die Fremden, die Friedel länger und innig umarmte. Bei ihrem Scheiden glitt es aber wie ein Schatten längs dem Rofnerhofe hin: es war Joseph, der den Ton des Pfeifchens gehört und gelauert hatte. Er ahnte Todtschlag und Verrath in seiner aufgeregten Gemüthsstimmung und flüsterte voll Rachedurst für sich: „Wir wollen ihn ausliefern, wer weiß, ob nicht eine Belohnung dafür bezahlt wird. Davon kaufe ich der Burgel ein goldenes Kettel und der Friedel kommt in seinen Arrest zurück, dort kann er nachdenken über seine Lieb', so lang er mag!"

Eiligen Schrittes stieg er thalabwärts. Als Friedel allein blieb, sank er in höchster Aufregung auf die Kniee und betete zum Himmel voll Andacht: „Herr der Heerschaaren! Du siehst mich hier vor Dir im Staube knien, um Deinen Schutz fleh' ich, zum höchsten Werk! Ist es Dein Wille nicht, was ich beginne, so lass im nächsten Abgrunde dieser Berge mein Leben rasch beendet sein, bevor ein Tropfen Blut für mich vergossen wird! Nicht Stolz, nicht Ruhmsucht oder Habgier ist mein Streben. Du kennst die Herzen bis in's tiefste und weißt es, dass ich für meine Länder, meine Völker, die Du mir anvertrauest und die mich jetzo rufen, alles wage, um alles zu gewinnen oder für ewig alles zu verlieren! Doch thu' ich recht, dem Triebe des

Herzens, der heißen Bitte meiner Freunde folgend, ist es Dein Wille, daſs dieſes Haupt einſt mächtig groß und edel, jetzt ſchmucklos arm und ungeachtet, im alten Glanze der Väter ſtrahle, dann ſegne mich, den treuen Sohn, zum gottgeweihten Kampfe! Nur glücklich laß mich alle meine Völker wieder ſehen, um mich und meine Zukunft frag' ich nicht!" Burgel war leiſe aus dem Hauſe getreten, ſie hörte Friedel's Gebet ohne ſeinen Sinn ganz zu verſtehen und auch ſie kniete zur Seite nieder. Als der Betende ſich, ohne ſie zu ſehen, wieder entfernte, über den Holzgang hinaufſchwang und in ſeine Kammer getreten war, da ſah die Dirne ihm freudetrunken nach und rief:

„Gott im Himmel ſei gelobt! der Friedel iſt für mich nicht verloren. Was er immer mit den Fremden unterhandelt, ob ſie ihm etwa Nachricht wegen ſeines verlornen Bauerngutes bringen oder nicht, mir iſt's einerlei, weil er nur kein Verbrecher iſt! Wer beten kann, beten ſo wie er, der iſt kein ſchlechter Menſch!" Mit erleichtertem Herzen eilte ſie in die Kammer.

* * *

Drei Tage vergingen auf dem Roſnerhof in ungeſtörter Ruhe. Gſtrein konnte ſeinen Hof nicht verlaſſen; denn er mußte ſeinem Gaſt im Falle der Noth zum Schutze dienen und noch zogen manchmal geheime Spione durch's Land. Dafür waren jetzt von ihm andere ſichere Männer ausgeſandt und bald war die Zeit zur entſcheidenden That gekommen. In der vierten Nacht blieb Friedel noch auf, mit allerlei Arbeit beſchäftigt. Kaum ſah er ſich aber allein, ſo warf er das Geräthe bei Seite, langte aus ſeinem Schreine einen Dolch heraus und ſchritt in's Freie. Es war eine herrliche Mondnacht. Bald ſtiegen rechts und links die nächtlichen Beſucher wieder zu ihm herauf, es ſollte zum letztenmal geſchehen! Tüchtige Stoßdegen trugen zwei der Angekommenen, die beiden andern waren mit Streitäxten und Kolben bewaffnet. Friedel ſank dem Älteſten an's Herz, dem anderen reichte er die Rechte zum Gruße:

„Seid gegrüßt, ihr treuen Freunde! Heute ziehe ich mit Euch, das Herz will mir vor Wonne brechen und alles, alles dank ich Euch allein!"

Die Fremden waren: Truchſeſs von Dieſſenhofen, Hans von Müllinen und die wackeren Brüder Johann und Lorenz Muſſak, Bauern aus Tyrol.

„Ich komme von der Eisak und vom Pusterthal", sprach Lorenz; „schon hinter Innsbruck, wo sich der Berg Isel sacht gegen Schönberg erhebt, begann ich zu prüfen und welcher Jubel! Von der Waldrast höchster Spitze bis tief in's Thal schlägt jedes Herz für Herzog Friedrich laut und wahr! Matrei und Brixen, Sterzing und Klausen denken auf gleiche Art, im ganzen Pusterthal denkt so ein jeder Senner auf den Bergen, sie alle schwuren heute gegen Landeck aufzubrechen, ein tüchtig' Heer voll Kraft und Muth, des Herzogs Schutz und Wehr!"

„Ich zog durch's Etschland hin", begann Mussak, „von der wälschen Gränze in das Gebirg bei Mölten zu den freien Goldeggshöfen; dann nach Meran, nach Schloß Tyrol und Mals. Des Volkes Kern im ganzen Lande ist für Euch, denen zu Passeyer brachte ich die Kunde und Gut und Blut sind sie bereit für Euch zu geben, drum ziehen sie heute noch gen Landeck!"

„Im Unter-Inn- und Wipp-Thale", sprach Diessenhofen, „von Salzburgs Landesmarken bis Innsbruck fand ich alle Herzen treu wie Gold, sie harren zu Landeck Eures Rufes, bereit zu siegen oder zu sterben für ihres Herzogs Glück!"

„Auch ich bringe nicht die schlechtesten der Schützen", fiel Müllinen ein, „das Ober-Inn- und Lech-Thal glühen vom heiligen Eifer. Von Reutte oben bis an die Finstermünz beseelt ein Geist das ganze Land, dort lebt für Herzog Friedrich eine Leibwache, wie kein Fürst der Welt noch je sie besessen."

„Und alle Ritter Stände und die Bauernschaft, die jüngst zu Sterzing tagten, sie alle senden ihre Leute gegen Landeck. ‚Friedrich und Tyrol' heißt ihre Losung und ihre Herzen schlagen nur für Euch! Und seid Ihr fort, so löse ich das Schweigen, das Euch im Rosnerhof ein sicheres Asyl gegründet hat und alle, die da um uns rings in den Bergen leben, selbst Peter Zaunherr, der dort beim Hochvernagt haust, wo die Geröllenwand hinan zur Wildspitz zieht, Jakob Gschallen nächst dem Schnalser Joche ziehen dann mit mir vereint gen Landeck aus und wir ruhen nicht, bis Ihr in altem Glanz und alter Herrlichkeit die Feinde siegreich überstrahlt!" So rief der hervoreilende Gstrein dem Herzog zu.

„Hier ist das Schwert, das Ihr so oft zu Sieg und Ruhm getragen", sprach Diessenhofen und reichte dem Herzoge Friedrich

dasselbe hin. „Schwingt es wie einst und in uns schwört Euch Tyrol den heiligsten der Eide: Mit Euch sei uns ein Heil, ein Sieg, ein Sturz und ein Verderben!“

Friedrich stand sprachlos in höchstem Freudentaumel, dann drückte er das Schwert an's Herz und rief: „Himmlisches Entzücken gießt euer Wort in diese wunde Brust! Lange genug hat meiner Feinde Rachedurst mich hier zur thatenlosen Ruhe verdammt, indeß ihr wackern treuen Diener, ihr Freunde, wie der Himmel selten sie den Fürsten schenkt, die Hände rüstig rührtet, ein Heer der treuesten Herzen zu versammeln! Wie konnte ich es jemals wagen, mich arm zu nennen? Reich ist der Fürst, für den die Herzen seines Volkes schlagen! Jetzt Freunde, laßt uns nicht mehr zögern, das Schwert an meiner Seite ruft zur That und es verheißt den Sieg, der Fürst und Volk für alle Zeiten eint!“

„Noch eine Warnung bleibt mir auszusprechen“, sprach Dieffenhofen düster. „In Innsbruck sitzt ein Feind, den Ihr nicht ahnt und dem Ihr rasch das Schwert entreißen müßt!“

„Ein Feind in Innsbruck?“

„Herzog Ernst!“

„Mein Bruder? Unmöglich!“

„Ich wollte es von Herzen gern verneinen, doch ist es so! Die rasche That kann den Verrath ersticken, doch unterhandelt er mit Eueren Feinden; der Landmarschall wird Euch zu Landeck die Beweise liefern. Vergebt, wenn ich es auszusprechen wage: Laßt ferner keine Gnade walten! Verräther fürchten nur des Schwertes Schneide, Sanftmuth schärft nur ihre Waffen!“

„Mein eigener Bruder! Er, der mein Reich bewachen und schützen sollte, o es faßt, es denkt sich schwer! Hinweg! hinweg! sonst frißt der Wurm Enttäuschung meiner Hoffnung Blüthen! Laßt uns auch ferner auf den Himmel hoffen, der mich aus meines Kerkers Dunkel in Eure Mitte wieder heimwärts geführt. Die Nacht rückt vor und unser Weg ist weit — laßt uns nicht länger säumen, mich drängt's, die grünen Thäler meiner Heimat zu betreten!“

Hans Mussak ging voran, ihm folgte Gstrein, ein Stück weit den Scheidenden zu begleiten, dann schritt Friedel zwischen Müllinen und Dieffenhofen, Peter Mussak schloss den kleinen Zug. Lang stiegen sie schweigsam, rüstig abwärts, der Schnee knisterte unter ihren

Füßen, das klare Mondlicht beschien den steilen Pfad. Mit eins, als sie eben um eine Felsenecke bogen, die nur von Einzelnen umgangen werden konnte, tönet dem Herzoge ein barsches Halt entgegen und aus dem Schatten des Felsen tauchten mehrere Männer auf. Zehn Hände faßten Arme und Kleider Friedrich's an, ebenso viele Stöcke und Waffen wurden über seinem Haupte geschwungen. Ehe aber ein Laut gesprochen wurde, glänzten die Degen der Begleiter Friedrich's im Mondlicht, und sausend fielen sie auf die Angreifer nieder. Die Mehrzahl entfloh, Einer lag schwerverwundet am Boden, der letzte rang mit dem Herzoge, der ihn bald überwand; zugleich traf ihn Diessenhofen's Degen auf den Arm — das Mondlicht beschien seine Züge. Friedel erkannte Joseph von Sölden. Leise flüsterte er dem Rosnerbauer einige Worte zu, dann zog er mit seinen Begleitern weiter; Gstrein half dem Verwundeten sich vom Boden erheben und brachte ihn in sein Haus zurück. Joseph's Plan, den Flüchtling mit mehreren Genossen dem Gerichte in der Hoffnung auf Belohnung zu überliefern, war mislungen. Der Herzog verbot dem Rosnerbauer, ihm seinen wahren Namen zu nennen, dafür sprach er ihn von der Strafe frei: er hielt ihn von Eifersucht gereizt und verblendet, und dieserwegen wollte er ihn nicht strafen. Am Morgen fand Burgel den alten Älpler von der Geröllenwand als Aufsicht im Rosnerhofe, Gstrein war vor Tagesanbruch fortgewandert und den Joseph fand sie verwundet in der Essstube liegen, Friedel war fortgegangen.

* * *

Still im wahren Gottesfrieden liegt das liebliche Landeck im üppig grünenden Thale, rings von Felsen und steilen Schneegebirgen umschlossen, über welche nur schmale Steige führen. Doch heute sollte es hier lebhafter werden, als man es jemals gesehen. Ein großes Armbrustschießen wurde dortselbst gefeiert, Schützen von nah und fern waren bereits zur Nachtzeit im Anzug und sah gleich mancher ernsthafter aus, als man es bei Festlichkeiten zu sein pflegte, so achteten darauf doch die ungebetenen Blicke nicht im geringsten. Zunächst am schäumenden Waldstrome steht die Herberge Stoll's, von Eichen dicht beschattet, die Schießstände, Kegelbahnen, Bänke und Tische in Hülle und Fülle waren bereit und als beim Morgenstrahle die Frühglocke tönte, erschallten alsbald die Schalmeien der Alpenhirten, die lustigen

vielstimmigen Volkslieder wiederhallten in den Bergen, und von allen Seiten nahten die munteren Gäste. Nach flüchtigem Gruße und Handschlage nahm man alsbald die Armbrust hervor, so mancher Kernschuß erschütterte die Scheibe und veranlaßte Jubel und Gesänge. Manche kegelten zeitweise, natürlich waren Trank und Speisen nicht vergessen und für Nachmittag war ein seltener Genuß vorbereitet, über den der Wirth aber bisher den Schleier des Geheimnisses zu breiten gewußt hatte. Tanz und Musik sollten das Fest beschließen, das so überreich von Gästen besucht ward, daß manche der Spätkommenden auf den nächsten Anhöhen und ringsum im Thal lagern mußten und den Wirthen vor Thätigkeit der dichte Schweiß von der Stirne rann.

Als das Schießen zu Ende war und die Menge sich auf die große Wiese hinter der Gaststube begab, wo gewöhnlich der Tanzplatz war, da stand die Überraschung leibhaftig zwischen zwei mächtigen Eichbäumen vor ihren Blicken, es war ein Bauerntheater.

„Was soll diese verhängte Hütte vorstellen?“ rief man durcheinander.

„s' ist ein Theater, auf dem gar treffliche Komödianten agiren!“ meinte selbstgefällig der Wirth.

„Nicht übel! Aber bald muß es losgehen und ein sauberes Stück soll'n sie geben — sonst gibt's ein böses Ende!“

„Ohne Sorge! Sie stellen was appartes dar: Herzog Friedrich's Gefangenschaft und Flucht!“

Bei diesen Worten wurde jede Miene ernster und die Bauern riefen durcheinander: „Halloh! Bravo! Das lohnt sich wohl. Von Herzog Friedrich: Hoch! und dreimal Hoch!“

„Ja, Ihr jubilirt da durcheinander“, sprach der alte Hendl. „Wer kann uns sagen, ob er noch lebt und wo er pfadlos etwa herumirrt im Lande? Gerüstet findet er Tyrol, wir haben den Rottenburger zahm gemacht sammt seiner Sippschaft, wir haben uns aller Verrätherei und aller Spione mannhaft erwehrt, doch was nun? Wer führt den Herzog zurück in unsere Mitte?“

„Ja wohl, es geh'n vielerlei Geschichten durch's Land. Viele behaupten, er sei in einen Abgrund gestürzt, andere betheuern, die Feinde hielten ihn wieder gefangen!“ sprach Stoll.

„Laßt uns hoffen, Freunde!“ meinte ein Dritter. „Und wenn er wieder kommt, soll er bewacht werden, wie das Licht unserer Augen!“

„Ja das soll geschehen! Unser Herzog hoch! Und jetzt soll die Geschichte da oben angehen!“ lärmte man durcheinander und ein paar Verwegene stießen an den simplen Vorhang. Da trat halb angekleidet der Hanswurst, unter tausend Kratzfüßen hervor:

Verehrte Gönnerschaar
's geht an gleich, es ist wahr!
Der Held nun muß sich putzen,
Ich muß den Spitzbart stutzen,
Und ob den Horn im Zweifel
Ist der Theaterteufel!
Wir wollen in allen Dingen
Was tadelloses bringen.
Für so geehrte Gäste
Schickt sich allein das beste!

Unter eben soviel Bücklingen verschwand der Großsprecher wieder. Aber damals wie heutzutage blieben die Schmeicheleien nicht ohne Wirkung und zufrieden gestellt riefen die Bauern durcheinander:

„Das laßt sich hören! Sie haben Achtung vor'm Publicum! Gottes Blitz! Das ist ja die Burgel vom Rosnerhofe? Schau, wo ist denn Dein Vater, daß Dich der alte Wildspitzbauer begleiten muß? Laßt's doch die bildsaubere Burgel in die erste Reih' her! Mach' keine Umständ'!“ So riefen alle, freundlich der Dirne die Hände reichend, die selbst nicht wußte, wo sich der Vater herumtrieb. Ihre zunehmende Traurigkeit und ihre stets verweinten Augen veranlaßten den alten Bauer, ihr eine Zerstreuung zu bereiten und so saßen sie hier zu Landeck vor dem Bauern-Theater. Joseph, den Arm in der Schlinge, trieb sich abseits herum. Die Bauern gruppirten sich um's Theater.

(Der Vorhang erhebt sich. Das Theater stellt einen Kerker vor, der Kerkermeister und Hanswurst, sein Hausknecht, sind mit aufräumen beschäftigt. Letzterer trägt einen Bund Stroh in einen Winkel und bereitet ein Lagerstätte.)

Hanswurst:

Herr Kerkermeister, sagt mir nur —
Ich komme nimmer auf die Spur:
Warum wird unser Burgverließ
So aufgeräumt? — 's ist ganz gewiss
Ein großer Herr hier einzusperren —
's wär' hier zu schön für kleine Herren!

Kerkermeister:

Diesmal, Hanswurst, warst Du kein Tropf,
Den Nagel trafst Du auf den Kopf!

Hanswurſt:

Wer mag es ſein? O ſagt es an!

Kerkermeiſter (mit höchſtem Feuer):

Ein Herzog mein Gefangener iſt,
Der beſte Mann, der frömmſte Chriſt,
Der bravſte Fürſt, den's je gegeben,
Ein Ehrenſpiegel iſt ſein Leben —
Ich lieb' ihn ſelbſt mit heißer Gluth,
Für ihn vergießt man gern ſein Blut —
Kurz, Herzog Friedel aus Tyrol!

„Bravo! Kerkermeiſterchen!" ſchrie unten ein Bauer. „Was Ihr vom Friedel ſagt, iſt lauter Wahrheit! Bei Gott! Er hilft ihm ſelbſt zur Flucht, der wackere Mann!"

„Wenn Du ihm hilfſt, zahl' ich Dir Speiſ' und Trank die ganze Woche!"

„St! St! es gibt noch mehr zu hören!" mahnten einige die Ruheſtörer, und in athemloſer Stille horchte man auf die weiteren Reden im Stück:

Kerkermeiſter:

Du hörteſt von ihm reden wohl?

Hanswurſt:

Ich bin ja ſelber aus dem Lande —
Und iſt Euch ſeine Schuld bekannt?

Kerkermeiſter:

Was hier die Menſchen nennen Schuld,
Das nimmt der Herr in ſeine Huld.
Weil er ſein Wort gehalten
Dem heil'gen Papſt, dem frommen Alten,
Weil er nicht Wort noch Treue brach,
Und nicht bedeckt die Ehr' mit Schmach,
Drum kommt der hohe edle Herr
Nun in des Kerkers enge Sperr'!
Weil er ſo gut wie bieder iſt,
Weil für ſein Volk ſein Blut nur fließt.
Kurz, weil er nach Tyrol gehört
Und drum der höchſten Ehren werth!

Tobender Beifall und begeiſterte Ausrufe folgten dieſen Worten.

Kerkermeiſter:

Drum richt' ich ihm recht ſchön und rein
Den kummervollen Kerker ein.

Hanswurſt (ergriffen):

Mein Gott bei ſolchen trüben Dingen
Wird nimmer mir der Spaß gelingen,
Und ein Hanswurſt, der gar nicht ſpaßt
Iſt für die Welt ein trüber Gaſt!

Kerkermeiſter:

Da kommt der Friedel — aufgepaßt! —

Bei dieſen Worten entſtand ein Tumult in der Menge, denn jedermann wollte den Friedel genau ſehen, man ſtieg auf Tiſche und Bänke und hielt lauſchend den Athem an, auf der Bühne wird der Herzog Friedrich von einigen Schergen hereingeführt. Neue Aufregung im Publicum hemmt den Gang der Handlung, tauſend freudige Ausrufungen kreuzen ſich in den Lüften, die Spannung hat den höchſten Grad erreicht. Die Schergen führen den Herzog zur Rückwand des Kerkers und feſſelten ihn an dieſelbe mit einer ſchweren eiſernen Kette.

Die Schergen (mit Hohn):

Wir legen Euch die Feſſeln an!
Und haben unſere Pflicht gethan,
Ihr wußtet ja den Papſt zu retten,
Befreit Euch ſelbſt von dieſen Ketten!

(Die Schergen gehen ab.)

„Sie feſſeln ihn mit ſchweren Eiſen? Die Schufte! Da nehm't meinen Dank!" Dabei wollte ein begeiſterter Zuſeher ihnen ſein Weinglas an den Kopf werfen, was ſein Nachbar mit Mühe verhinderte.

„Und ſie verſpotteten ihn im Kerker. Des Unglück's lachen iſt infam!" Langſam legte ſich der neuerliche Sturm.

Hanswurſt:

Ich bin Hanswurſt, ein luſtiger Mann,
Doch kommt mir faſt das Weinen an!

Kerkermeiſter:

Herr Herzog, wahrhaft thuts mir leid,
Daſs Ihr in unſ'rer Obhut ſeid —

Friedel:

Ich ſehe, daſs ihr's ehrlichſt meint,
Und bin Euch drum für immer Freund,
Doch, werthe Leute, laſst mich allein,
Ich will mit meinem Kummer ſein.

(Der Kerkermeiſter und Hanswurſt ſchleichen hinaus.)

Unter den Bauern, noch mehr unter den Dirnen war manches Auge thränenfeucht.

Friedel:

Du lieber guter großer Gott!
So sitz' ich denn in Kerkernoth,
Und muß es hier in Ketten büßen,
Daſs ich am Wort hielt, am Gewiſſen!
War's immerhin; der liebe Christ
Hat härter noch am Kreuz gebüßt;
Und ich bin — wenn auch kein Verbrecher,
Doch gegen ihn ein armer Schächer
Doch eines — eines drückt mich schwer,
Ich tröst mich d'rüber nimmer mehr;
Daſs für Tyrol die Vaterpflichten
Ich nun und nimmer kann verrichten —
Daſs ich für's Land nicht handeln mehr,
Nur beten kann, das drückt mich schwer.
Doch sei's: Ein brünstiges Gebet
Den nächsten Weg zum Vater geht —
So nimm, o Herr! Tyrol in Schutz
Und biete seinen Feinden Trutz!

„Ich halt's nicht länger aus, mir geschieht schon ach und weh!"

„An uns nur denkt er in Kerkernoth? An uns — wie wir an ihn!"

„Dafür wollen wir ihn retten — frei soll er sein!" riefen viele durcheinander, und wollten auf die Bühne zu.

„Halt! ich sehe da einen Ritter kommen, hört zu, gebt Frieden!" schreien andere dazwischen.

(Auf der Bühne tritt der Gesandte des Königs in den Kerker.)

Gesandter:

Gefangener Herzog, o erwacht
Aus Euerer Schwermuth finsterer Nacht,
Ich hab Euch gute Post gebracht!
Vernehmt: Der König Sigismund
Schickt mich zu Euch und thut Euch kund —
Die Fesseln sollen von Euch sinken,
Die Freiheit soll Euch winken,
Und noch dazu ein besſres Reich,
Als Eures war, wenn Ihr sogleich
Auf's arme Land Tyrol verzichtet,
Worauf mein Herr die Blicke richtet.

Lautes Murren folgte im Publicum dieſer Rede und die Zornesausbrüche wurden nur durch die Sehnsucht gehemmt, des Herzogs Antwort zu hören.

Friedel (entrüstet).

Ist dies Euer Rath, so geht nur heim.
Der Mund ist süß wie Honigseim,
Doch bitter ist der Rath am Grund.
Drum hass' ich Euren falschen Mund.
In Tyrol, dem treuen Felsenneſt,
Da wurzeln Herz und Seele fest;
Mehr als Magnet das Eisen zieht,
Hängt an Tyrol mein treu Gemüth,
Und kann ich's nimmermehr erwerben,
So will ich hier im Kerker sterben!
Kein braveres Land gibt's auf der Welt
Als mein Tyrol, das mich beseelt!
Und lieg ich auch von meinen Landen
So ferne hier in Eisenbanden,
Ich weiß, dass mich mein Volk befreit,
So sicher, als die Berg' beschneit
In seinem weiten Umkreis sind,
Denn wir sind Vater uns und Kind!

Bei diesen begeisterten Worten brach der Sturm vollends los. Man rief nach Waffen, fasste Armbrüste, Alpenstöcke und Messer, man rief voll Leidenschaft nach Friedrich's Freiheit, ballte gegen den Gesandten die Fäuste und das Theater glich einer belagerten Burg.

(Da schlich lächelnd Hanswurst heraus und suchte den Orkan zu beschwören.)

Hanswurst:

Ihr lieben guten Leute,
Ihr seid der Täuschung Beute,
Der da heroben spricht
Ist der wahre Friedel nicht!
Drum endet den Rumor,
Gleich kommt der Teufel vor.

„Pack' Dich, Du frecher Geselle! Wer mag nun scherzen, wo Euer Trugspiel alle Wunden aufgerissen hat, die uns das Schicksal unseres Herzogs schlug? Wer jetzt noch scherzen kann, der ist ein Schuft," schrien die Bauern ihm entgegen, die Komödianten standen angstvoll und schwiegen.

„Freunde!" rief Hendl aus dem Haufen der Bauern vom Tische herab, die Armbrust schwingend, „Lang genug harrten wir auf seine Widerkehr. Der Zweifel ende, wir wollen Gewissheit haben!

Wohl hat der Landtag Ritter und Bauern ausgesandt nach seiner Spur, doch wer mag länger ruhig am Heimatherde sitzen, da sein Herr, da unser Friedel, kein Obdach hat, sein Haupt zur Ruh' zu legen? Das Armbrustschießen hat uns in Freude hier zusammengeführt, ein ernstes Spiel soll heute schon beginnen. Ausgestoßen aus unserer Mitte sei jeder Hausvater, der nicht mit uns das Land durchstreift, verwünscht und ehrlos sei der Hausstand, der nicht seinen Mann mit Freuden stellt! Durch alle Thäler, über Felsen Berge bis an die ewig eisbedeckten Fernergipfel wollen wir vereint und rastlos eilen! Kein Schlaf erquicke unsere Augen, kein Trunk soll unsere Kehle laben, eh' nicht der Herzog steht in unserer Mitte!"

„Ja so sei's!" riefen tausende, die Mützen schwenkend. „Auf unsern Schultern, auf unsern Händen tragen wir ihn her und rasten nicht bis Herzog Friedel in unserer Mitte steht!"

„Geliebte Kinder, er steht in Eurer Mitte!" rief ein Ritter in den Kreis tretend, er warf den Mantel ab und Herzog Friedrich stand vor ihren Augen. Stumm ist das höchste Entzücken. Stille fesselte alle Zungen. Ein Blick vom Herzog, ein Blick vom Volk sprach allein und heiliger Gottesathem schwebte darüber hin. Dann richtete sich erregt der alte Stoll in die Höhe und rief: „Wehe mir armen blinden Manne, dass ich ihn nicht sehen kann! Kinder, wo seid ihr, führt mich hin zu seinen Füßen!" Er betastete das Gewand des Herzogs, zog seine Hand an die Lippen und sank zu seinen Füßen nieder. Im allgemeinen Jubel stand der Herzog mit entblößtem Haupte und rief zum Himmel blickend: „Herr! lohne ihnen, wozu ein Mensch zu arm! Vergessen sind die Leiden und dankbar neige ich mein Haupt vor Dir: denn was sind alle Schätze und Gelüste einer Welt gegen diesen einzigen Augenblick!"

Im höchsten Freudentaumel drängte man sich an den Herzog; er drückte die dargereichten Hände und zu seinen Begleitern, Truchsess von Diessenhofen, Hans von Müllinen, den Brüdern Mussat und dem Rofnerbauer gewendet, sprach er, das Auge von Thränen überschleiert: „In Eurer Mitte fühle ich Riesenkraft der ganzen Welt zu trotzen, in Eurer Liebe wurzelt meine Macht und meine Zukunft ruht auf Eurer Treue!"

Übertäubt von dem stürmischen Entzücken war unbeachtet ein Herz gebrochen! Das Burgel hatte im Herzog den Friedel vom

Rosnerhofe erkannt, sie sah ihn für ihre Liebe verloren. „Jesus, der Friedel der Herzog! Herr, sei mir Armen gnädig!" stöhnte sie zitternd und sank kraftlos zur Erde.

* * *

Der neu erwählte Papst leitete die Kirche dem Frieden zu und weder Johann XXIII. noch seine Gegner versuchten das Schisma zu erneuern, somit ward dadurch, dass Herzog Friedrich seinen Schützling aus Constanz befreit hatte, keines jener welterschütternden Ereignisse veranlasst, welche seine Feinde ihm als Absicht unterschoben, die ihnen zum Vorwande für seine Verfolgung dienen mußten. Herzog Ernst hatte nicht nur inzwischen bereits durch Nikolaus Elstras, seinen Geheimschreiber, mit den Fürsten, die am Concilium zu Constanz gewesen waren, unterhandelt, um den Sturz seines Bruders zu befördern, wofür dieselben dem Herzoge in einem eigenen Antwortschreiben dankten, sondern er verband sich auch mit den adeligen Misvergnügten und mit seinem Oheim, dem Grafen von Görz, um dem in Landeck freudig aufgenommenen Friedrich trotzig zu widerstehen. Die Treue der Tyroler und die kräftige Unterstützung durch den Pfalzgrafen Ludwig im Vereine mit vielen mächtigen Fürsten that dem Bruderkrieg im Entstehen Einhalt und setzte dem Blutvergießen ein rasches Ende. Auf dem Schlosse Kropsberg sahen sich die Brüder wieder und Friedrich's edles Gemüth besiegte den von habgierigen Feinden verführten Ernst; sie schloßen ein Bündnis für alle Zeit, sie hielten es mannhaft. Rottenburg, von den Feinden gedrängt, mußte seine Güter verlassen und lebte verborgen auf Kaltern, wo er durch die Rachsucht eines mishandelten Dieners an Gift starb. Der neue Papst, begeistert für Friedrich's edlen Charakter, ließ es seine erste Sorge sein, den König mit dem Herzoge zu versöhnen. Der Herzog, zum Frieden geneigt, kam über den See zum Könige hinüber in das Kloster Münsterlingen und am 10. Mai ward der Vergleich unterzeichnet. Der Kirchenbann, sowie die Reichsacht wurde vom Herzog Friedrich genommen. Die übrigen Feinde zu besiegen, war dem Herzoge an der Spitze der treuen Tyroler eine leichte Mühe und der Ruhm seines Namens stieg höher als je, man nannte ihn stets „Friedrich den Treuen" und durch Mühsal und Leiden hatte er diesen herrlichen Namen verdient.

Was sich im Unglücke getrennt hatte, fand sich im Glücke wieder. Der Herzog von Braunschweig war unter den Rittern der thätigste gewesen, um den Herzog von seinen Feinden zu befreien und die Prinzessin Anna hatte nicht nur ihren Schmuck selbst hingegeben, um Friedrich's Kerker zu öffnen, sondern auch das von ihrer Mutter ererbte Vermögen mit dem des Vaters vereinigt, um unermüdet Kämpfer für den Herzog von Tyrol zu stellen. Hatte gleich der Herzog ihr den Schwur der Treue erlassen, als er sich am Rande des Abgrundes sah, so sprach doch in ihrer Brust eine mächtigere Stimme, die sie mit ihm siegen oder untergehen hieß, die Stimme der Liebe. Mit unaussprechlichem Entzücken schloß Friedrich seine Braut in die Arme und der Herzog von Braunschweig segnete mit Vaterstolz das im Freudentaumel ihn umschlingende Paar.

Alle Ritter und Edlen des Reiches, alle die sich in den Tagen der Gefahr als treu bewiesen hatten, standen im Fürstensaale zu Innsbruck das Fest zu theilen, das ihnen eine Herzogin gab. Als in üppiger Jugendfrische Prinzessin Anna Herzogin von Tyrol an der Seite des großen edlen Friedrich von Österreich blühend im Strahle des Glückes in den Saal trat, da ertönte ein Freudenruf aus tiefster Seele und ward von feuchten Blicken erwidert.

„Der heutige Tag des höchsten Glückes vereint uns hier, wie uns einmal die Stunde des tiefsten Leidens vereint hat!“ sprach der Herzog bewegt „und nannten damals meine Feinde mich den ‚Friedrich mit der leeren Tasche‘, so will ich diese denjenigen wohl noch füllen, zum Trotz jenen, die sie mir geleert haben; auf dem Schloße zu Innsbruck sei ein goldenes Dach errichtet und ihnen somit ihr Hohn für alle Zeiten heimgegeben. Nun ist's an mir die heiligsten Schulden zu tilgen, die meine Brust belasten aus jener ernsten Zeit. Ihr Truchsess von Dienstenhofen und Hans von Müllinen als echt bewährt wie lauter Gold bleibt meine Freunde für das Leben, Euch nach Verdienst zu lohnen fehlt einem Sterblichen die Macht, doch dieser Händedruck mag sagen, was keine Worte können. Ihr, Hans und Lorenz Mussak, wackere Brüder, sollt für Euch und Eure Enkel eine jährliche Gabe beziehen an der Pfarre zu Hall als bleibendes Gedächtnis Eurer Treue. Ihr tapferer Hendl habt es um uns verdient, von nun an in einer Reihe mit den Geschlechtern von Tyrol zu stehen, ein ausgesperrtes Mühlrad sei das

Wappen, das Euer Haus von heute ziert. Mir bleibt noch einer der mir sein eigenes Dach zum Asyl, seinen eigenen Tisch freudig geboten; ich suche ihn vergebens in diesem Freundeskreise!" Die Menge theilte sich, der alte Gstrein stand abseits schlicht und traurig, sein Antlitz war gebleicht.

„Was soll's? Am Tage des Festes bist Du düster? Wo ist Deine Burgel? Und wo ließest Du den Joseph, ihren Liebsten? Führe sie vor mich, ich will das Paar beglücken, weshalb zögerst Du?"

„Mein Herr! das Burgel liegt in Frieden, sie trugen's längst am Friedhof 'naus, drum steh' ich hier allein."

„War's möglich? Alpenblume, wie keine schönere mein Auge sah!"

„Zu Landeck war's, wo sie im Herzog den Friedel wieder sah, dem sie zu tief in's Auge geblickt, sie schlug zu Boden, es war um sie geschehen!"

„So hat mein Fuß des Unglücks Spur bis in den Rosnerhof auf höchster Bergesspitze getragen? Und wo ich Einkehr fand, floh Friede und Glück von jeder Schwelle?! . . . Vergib, ich habe der Dirne Leidenschaft mit Willen nie genährt und bettelnd steh' ich hier jetzt im Glücke des Lebens. Was könnt' ich Dir zu bieten wagen, der lieber mir das Leben seines Kindes zum Opfer brachte, ehe er den Herzog seinen Herrn verräth, der eher sein und seines Kindes Herz brach als das meine!"

Gstrein beugte sein Knie und drückte des Herzogs Rechte an die Lippen, indem er bebend sprach: „Ich that was jeder im Land Tyrol nicht anders thät! Am Grabe meines Kindes blüht mir ein ernstes stilles Glück in dem Bewusstsein: die Pflicht gethan zu haben!" Er wandte sich zum Gehen.

„Heilig wie das Haus Gottes sei mir Deine einsame Hütte, sie sei ein Asyl und selbst der verfolgte Verbrecher soll freier athmen dürfen, wo der Fürst des Landes schuldlos verfolgt für das müde Haupt und die wunde Brust ein wohlthätiges Kissen der Ruhe gefunden!" sprach ihn zurückhaltend der Herzog. „Du aber, treuer biederer Rosnerbauer bleibe von nun an meiner Seite; sei gleich den Edelsten des Reiches; Dich adelt Deine Tugend längst, vielleicht lehrt Dich die Zeit am Freundesherzen das einzige, was dem wahren Schmerze zu hoffen bleibt — vergessen!"

„Mein Herzog, Eure Gnade drückt mich faſt zu Boden und dennoch flehe ich: laſst mich ihr entſagen! In meinem Bergesrücken auf dem Roſnerhofe ſtand meine Wiege, auf dem Roſnerhofe hab' ich gelebt, geliebt — gejubelt und gelitten, auf dem Roſnerhofe laſst mich die müden Augen ſchließen! Der Joſeph ſei mein Sohn und er kann meinen Kummer verſtehen. Iſt einſt Noth am Manne, ſo geb' ich mein Leben, meine Hütte ohne Zögern hin für Euch, den Gott erhalten möge!"

Der Roſnerbauer zog in ſeine Berge. Oft ſtand an einem Grabe zu Landeck der mächtige Herzog Friedrich von Tyrol mit Anna, Prinzeſſin von Braunſchweig, ſeiner edlen Gemahlin und manche Thräne fiel auf des Herzogs Fürſtenkette; ſie galt — dem Roſnerbauer und deſſen Burgel.

Wien zu meiner Zeit.

Ein Rück- und Umblick von **Heinrich Reinhart.**

Neue Folge.

(S. Öst. Jahrb. XVII S. 191—228; XVIII S. 209—258; XX S. 1—49.)

5.

Postfahrten, Fuhrwerke, Briefe, Eisenbahn.

Als ganz junger Bursche machte ich einmal eine Fußreise durch Steyermark und begegnete dort dem Erzherzog Johann, der per Post mit einem Viererzug von Vordernberg nach Eisenerz fuhr.

Der Postillon trug die Gala-Uniform: zweispitzigen Hut mit schwarzgelbem Federbusch, rothem Frack mit kurzen Schößen und schwarzem Revers von blanken Knöpfen geziert, weiße Lederhosen und hohe Reitstiefel; er blies gar zierlich die bekannten Weisen und schnalzte mit der Peitsche, daſs es eine Freude war, und so oft ich seither ein Posthorn klingen höre, fällt mir dieser fröhliche Viererzug ein.

Eine hochrothe, eine scharlachrothe Uniform! So etwas sieht man heutzutage nur mehr im Postillon von Lonjumeau. Eine so polizeiwidrige Farbe, die könnte nicht länger geduldet werden — man weiß, was Roth heutzutage bedeutet — auch war das viel zu phantastisch, zu unofficiell, und man hat sie daher wegdecretirt. Jetzt ist die Postillon-Uniform mohrengrau; auch eine heitere Farbe, besonders in der Landschaft, mit orangegelben Aufschlägen; eigentlich, wenn man will, noch immer zu kokett und auffallend.

Armer Postillon, was ist aus dir geworden! Auf dem gelben Briefsammelwagen von einem Sammelkasten zum andern fahren, und die weiteste Fahrt geht in civilisirten Ländern nur vom Postamt zum Bahnhof! Ein Posthorn hat man ihm, gleichsam zum Hohn, gelassen; er bläst auch noch mitunter eine der alten Weisen, sowie ja auch ein Vogel im Käfig zuweilen der Lieder seiner Freiheit gedenkt. Aber die Poesie ist weg. Kein weithingebreitetes Land zu durchfahren, keine lustigen Relais in den Stationen wo Köchin und Stubenmagd aus dem Fenster herabgrüßen, kein Wirth mit grüner Sammtkappe der das gefüllte Glas bringt, keine Mondnächte über schlummernden Wäldern, keine Räuber, wenigstens keine romantischen; denn Postbeutel werden auch heute gestohlen und auch Postillone erschlagen, aber in der allerprosaischesten Weise. Kurz der Postillon gehört als ein verschwundener Typus in das Panopticum.

Ebenso der Fuhrmann, der Fuhrmann für weite Strecken. Das war auch noch ein Typus, wie er sich von den frühesten Zeiten, bis herab in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts der Hauptsache nach, man kann sagen, unverändert erhalten hat. Er hatte etwas von einem Schiffs-Capitän für weite Fahrten. Viele Tausende waren seiner Ehrlichkeit, seiner Umsicht anvertraut und er besaß diese Eigenschaften und bedurfte ihrer.

Im Gasthofe, wo er einkehrte und seine vier gewaltigen Rosse einstellte, war er ein gar gern gesehener Gast, der sich und den Pferden nichts abgehen ließ, und der — ob er gleich seine dicke Brieftasche nur sehr langsam und bedächtig aus der Brusttasche hervorzog und ein paar lange gedankenvolle Züge aus dem mit Silber beschlagenen Ulmerkopf that, bevor er ihre Bänder löste — ein guter und prompter Zahler war, auf den sich der Wirth verlassen konnte, so wie sich der Fuhrmann auf dessen Ehrlichkeit verließ.

Damals hieß noch nicht jedes Einkehrwirthshaus „Hôtel“ und jede Kneipe „Restaurant“. Der Fuhrmann würde, trotzdem er ein guter Zahler war, sehr erstaunt gewesen sein, wenn man ihm in seine Rechnung „Beleuchtung und Service“ eingestellt hätte, die Kerze zu zwanzig oder dreißig Kreuzer. Das hatten die damaligen Wirthe noch nicht aus der „Hôtelier-Zeitung“ herausstudirt, denn dieses „Fachblatt“ schlummerte noch im Schoße der Zeiten.

Im Hof der großen Einkehrwirthshäuser stand damals ein eigenthümliches Gebäude, ein Dach auf hohen Pfeilern, ein sogenannter

Schupfen. Dort sammelten sich die Waaren an, die Kisten, Ballen, Säcke, Körbe, Schachteln, welche der Fuhrmann auf seine Reise mitnehmen sollte. Der gewaltige Wagen, dessen breite Räder doppelte Speichen hatten, mußte kunstgerecht gepackt, das Gleichgewicht der Lasten sorgfältig beobachtet werden. Dann kam es auch darauf an, eine gewisse Ordnung einzuhalten; die Güter, welche am weitesten oder bis an das Ende der Fahrt gingen, mußten ganz unten, die leichteren und jene, welche während der Fahrt abzugeben waren, darüber, und Güter, denen die Nässe nicht schadete, die nicht zu schwer waren, ganz oben gepackt werden.

All dieses ward von den Packern besorgt, während der Fuhrmann in seiner blauen Leinwandblouse daneben stand, den Pack von Frachtbriefen mit den dicken Fingern durchblätternd, um Adressen, Numern und Zeichen derselben mit den auf die Kisten und Ballen gemalten zu vergleichen, sich ihren Platz wohl in's Gedächtnis zu prägen. Die Ulmerpfeife sah müßig aus seiner Tasche hervor; denn auf einem an dem Schupfen angebrachten Schilde war ohne weitere Erklärung eine Tabakpfeife gemalt, ein anschauliches Zeichen des Rauchverbotes.

Endlich war der hochbepackte Wagen, der bis zum ersten Stockwerke hinaufreichte mit der Leinwandplache bedeckt; zwischen den Kisten sahen die Ballen von Stroh hervor, welche bestimmt waren, die Wirkungen des Schüttelns zu mildern, Stricke und Ketten, welche die Ladung zusammenhielten, waren mit Knütteln fest zugedreht und angezogen worden und Schmied sowohl als Wagner hatten schon früher den Wagen untersucht und fehlendes ausgebessert. Unter dem Wagen hing an Ketten eine Art von Schwinge gefüllt mit Stricken, Ketten, einer Winde und Werkzeugen aller Art; rückwärts sah man den schweren Radschuh, an der Seite des Wagens das Hafersieb, mit einem Muttergottesbilde geschmückt, welches ebensowenig fehlen durfte, als ein Schaff zum Tränken der Pferde und die, für den Fall einbrechender Nacht, nöthige Laterne. So stand alles fix und fertig am Vorabend der Abfahrt und mit dem Morgengrauen ging es nun unter Peitschenknall zur Stadt hinaus. Die Pferde thaten ihre harte Arbeit sauber, mit ruhiger Ausdauer, keinen Schritt zu lang, keinen zu kurz; hinter ihnen lief, unter dem Wagen in einer permanenten Staubwolke, der kleine Spitz, der ein wachsames Auge auf alles hatte, während sein Herr im nächsten Wirthshaus den Frühschoppen trank, nach welchem es mit einem „Hü“

und einem Geknatter der Peitsche, dem ein virtuosenhafter letzter Knall folgte, weiter ging, dass die Räder ächzten und knarrten.

Ging es bergauf, so musste Vorspann genommen werden, zu welchem Behufe am Fuße jedes eigentlichen Berges eine kleine Colonie bestand, die dieses Geschäft besorgte. Die lustigen Hammerschläge der Schmiede fehlten dort nicht; denn da gab es wieder manches zu richten, manchen Gaul, dem ein Eisen locker geworden, zu beschlagen.

Und nun sind die Zeiten anders geworden. Die Straßen sind verödet, die Wirthshäuser an ihnen sind eingegangen, die in den großen Städten haben sich in Hôtels verwandelt, anstatt des Schupfens erhebt sich im Hofe ein neuer Tract für Passagiere, oder es ist dort aus Epheuversetzstücken in grün angestrichenen Holzkästen ein „Restaurationsgarten" errichtet worden, wo man „au couvert" oder „à la carte" speisen kann, bedient von schwarz befrackten und weiß plastronirten „Garçons", die Vorspanncolonie ist zu einer Colonie bettelnder Kinder geworden, der Klang der Schmiede ist verstummt — aber gegen die Höhe des Berges dampft ein Lastzug hinauf, bestehend aus dreißig bis vierzig Waggons, gezogen von einer Maschine und diese Maschine gehorcht dem schwachen Druck einer einzigen Menschenhand!

Wie vieler Fuhrleute, wie vieler Pferde hätte es einst bedurft, um diese Last fortzubringen?

Welch ein Triumph menschlichen Wissens, menschlichen Könnens! Und doch . . . !

Als fünfjähriges Kind nahm man mich einmal auf einen Nachmittags-Spaziergang mit. Die Welt war damals für mich gränzenlos; am Ende jeder Straße fing für mich das Unbekannte, das Unerforschte an, bis ich anfing meine Entdeckungsreisen zu machen und meine topographischen Kenntnisse zu erweitern. Wir kamen gelegentlich jenes Spazierganges zu einem breiten Strom, nachdem wir lang durch brombeerreiche Auen gewandert waren. Maschinen standen am Ufer, Maschinen waren auf Schiffen aufgerichtet, riesige Balken aufgeschichtet, Pfähle waren in den Fluss eingerammt und auf meine Frage sagte man mir, dass man eine Brücke über den Strom baue; es war die große Holzbrücke für die zu bauende Nordbahn, welche vorläufig bis nach Wagram geführt werden sollte; also der Anfang des ganzen österreichischen Eisenbahnnetzes.

Als die Bahn bis Wagram eröffnet war, führte man mich wieder, um die „Eisenbahn fahren" zu sehen. Es war an einer Stelle, welche

längst in den so ausgebreiteten Nordbahnhof einbezogen ist; man ging unter dem Bahnkörper durch und bestieg einen Damm, der sich von dort gegen die ehemalige k. k. Militair-Schwimmschule hinzog. Hunderte von Menschen standen dort und warteten auf den Zug. Endlich kam er. Welch ein Eindruck! Die Locomotive sah übrigens bedeutend anders aus als die mächtigen Maschinen von heute, und wer in der Pariser Ausstellung von 1889 die von England eingesendete erste und älteste Locomotive Europas gesehen, kann sich eine Vorstellung davon machen. Die Maschine war klein, der Schlott ein cylinderförmiges Rohr, oben mit einer gezackten Krone verziert. Auf dem Kessel standen allerlei glocken- und schalenförmige Körper, phantastische Hebel und Röhren liefen längs desselben hin und unter einem Bogen aus Messing lief das große bewegende Rad.

Die Waggons waren klein, kurz und die der ersten Classe sahen aus, als ob man an ihre Flanken drei in Hälfte geschnittene schwarz und gelb angestrichene Postwagen angeheftet hätte.

Die der dritten Classe waren ohne Dach und die Passagiere hatten ihre Hüte, wie ich beim Vorbeirollen des Zuges bemerkte, mit Schnupftüchern an den Kopf befestigt.

Wie beneidete ich diese Glücklichen! Lang war das erstaunliche Schauspiel vorüber und noch lauschte die Menge dem entfernten eigenthümlichen Geräusche der Maschine, damals nicht das heutige Brausen, sondern Hammerschlägen nicht unähnlich.

Bald war die Bahn über Gänserndorf nach Lundenburg weiter gebaut und bei Eröffnung dieser Strecke ereignete sich das erste Eisenbahnunglück: in Gänserndorf war der Festzug stehen geblieben, man hielt Reden, sang und trank und hatte sich unbekümmert um das genaue Einhalten der Fahrzeit zu lang aufgehalten, da kam plötzlich ein zweiter Zug heran und fuhr in den ersten, der sich eben erst zur Abfahrt anschickte. Es war eine harte Lection für den noch in seiner Kindheit stehenden Betrieb, und man hatte viele Verwundete und einige Todte zu beklagen. Als der vom Publicum bereits sehr ungeduldig erwartete Zug einfuhr, ward er mit Jubel begrüßt, welcher natürlich verstummte, als sich die trübe Kunde blitzschnell verbreitete.

Der heutige Nordbahnhof ist der dritte, der an derselben Stelle sich erhebt. Im Anfang stand dort ein provisorischer Bau, der bald einem ziemlich großen Bahnhof Platz machte, bis auch dieser wieder zu eng ward und demolirt werden mußte.

Es wäre banal, sich über das, was aus diesen Anfängen innerhalb sechzig und einigen Jahren geworden, weiter zu verbreiten, und ich will nur einen Blick auf den Briefpostverkehr zurückwerfen, um zu zeigen, was durch die Eisenbahn aus ihm geworden ist.

In einem alten Kalender aus der Zeit Maria Theresiens las ich, dass die Post nur einmal wöchentlich nach Paris abging. Wie es zur Zeit meiner Kindheit damit aussah, weiß ich nicht; aber wenn ich nicht irre, so hat man mir damals erzählt, dass es in Wien nur ein Postamt und nur einen Briefsammelkasten gab und zwar in der Wollzeile, in einem Gebäude von sehr bescheidener Größe. Auch gab es, und das gehört zwar auf ein anderes Gebiet, aber ich will es gleich hier erwähnen, keine fertigen Briefcouverts, kein Octavformat, keine Monogramme, und vor allem keine Briefmarken! Man schnitt sich das Couvert selbst zurecht oder man brachte eine der vielen Arten einen Brief zusammenzufalten in Anwendung; man verschloß mit rothen Oblaten oder mit Siegellack. Bei Zustellung eines Briefes ward dem Briefträger der entfallende Betrag des Porto auf die Hand gezahlt.

Nun bedenke man die Entwicklung, welche der Briefpostverkehr erreicht hat, man denke an die Correspondenz-Karten, Kartenbriefe, Postanweisungen, Expreß- und pneumatischen Briefe, vom Telegraphen nicht zu sprechen, und an den billigen Preis, zu welchem heutzutage Correspondenzen bis in die fernsten Länder, nach dem damals halb mythischen China und Japan befördert werden, und an die fabelhafte Möglichkeit innerhalb eines einzigen Tages in diese Fernen Nachricht geben und Nachricht aus denselben erhalten zu können, also Frage und Antwort, bei einer Distanz, welche dem halben Umfang unseres Planeten gleichkommt!

Was wird aber auch heutzutage geschrieben, welcher Wust von Briefen! Da kann man wohl auch sagen, dass die Quantität auf die Qualität ungünstig zurückgewirkt hat. So gut empfundene und lange Briefe wie einst werden heute nur sehr selten geschrieben. „Ich muß schließen die Post geht ab", so schlossen einst und so schließen auch noch heute viele Briefe; aber heute geht sie eben drei- bis viermal im Tag ab und da muß immer mit Hast geschrieben werden.

Das heutige Hauptpostgebäude, in welchem sich übrigens auch Abtheilungen des Hauptzollamtes befinden, war damals Hauptzollamt; aber die Postwägen gingen von dort nach den vier Himmelsgegenden

ab. Wo heute die Franz Josephs-Caserne steht ging eine Brücke über den Stadtgraben; ja über dem Glacis selbst ging eine niedrige Holzbrücke fort aus der später ein Damm wurde, und dort rollten die Postwagen hinaus in ferne Lande was immer sehr stark auf meine junge Phantasie einwirkte.

6.

Wienerwitz. Wienerlieder.

Was wir Witz nennen ist jene Geisteseigenschaft, welche an Dingen, Personen und Verhältnissen Ähnlichkeiten oder Contraste scharf erkennen läßt und durch Vergleich und Gegenüberstellung des Ungleichartigen eine komische Wirkung auf uns hervorzubringen vermag. Dinge und Verhältnisse ändern sich aber und daraus ergibt sich, dass das was für eine Generation witzig sein mochte, es für eine andere nicht mehr ist. Viele der witzigen Situationen und Bemerkungen, welche z. B. in Shakespeare's Komödien enthalten sind, haben ohne Zweifel auf dessen Zeitgenossen schlagend gewirkt, während sie uns kaum ein Lächeln abzugewinnen vermögen.

Aus einem ähnlichen Grunde wirken Witz und Komik auch auf die gleichzeitig Lebenden sehr ungleich; ein sonst sehr verständiger Bauersmann wird Späße kaum witzig finden, die einem mit demselben Grade von Verstand ausgestatteten Städter höchst geistreich und unterhaltend erscheinen können.

Der Kopf des Landmannes ist eben viel einfacher möblirt; da ist nur das für sein Leben und seinen Beruf nöthigste vorhanden, während das Gehirn des Städters einer Encyklopädie gleicht in der alles zu finden ist; sein Geist bietet viel mehr Berührungspunkte mit dem ihn umgebenden bunten Leben, und geistreiche Vergleiche und Contraste werden daher auf ihn mehr wirken können.

Nach dieser kleinen Betrachtung will ich nun zurückblicken auf das was man zur Zeit meiner Jugend witzig fand und es mit dem vergleichen was von der heutigen Generation für witzig gehalten wird. Natürlich rede ich hier nur von den mittleren Gesellschaftsschichten, denn die großen kosmopolitisch und französisch gebildete Gesellschaft hatte damals dieselbe geistige Physiognomie wie heute, und was sie nach dieser Richtung leistete ist auch heute noch nicht veraltet. Der Witz der Wiener erfreute sich immer einer gewissen Berühmtheit, und

wir wollen seine Producte auf dem Gebiete bildlicher Darstellung in Liedern und Gedichten ein wenig beleuchten.

Illustrirte Witzblätter wie wir sie heute in so großer Anzahl besitzen gab es zur Zeit meiner Jugend nicht.

Dafür aber hatte man für bleibende Unterhaltung die sogenannten „Krähwinkliaden", colorirte Bilder ohne weitern Zusammenhang unter sich, die man keineswegs wegwarf, nachdem man sie angesehen wie die illustrirten Zeitungen, sondern die man aufhob oder einrahmte, um noch öfter sich an ihnen zu unterhalten und die als das non plus ultra des Witzes betrachtet wurden.

Ein paar Beispiele mögen genügen um eine Idee davon zu geben: In einem Gemache sitzt ein dicker Herr mit Perrücke und Zopf und hält in seinen Händen eine riesige Flasche, deren Inhalt er in ein Glas zu gießen sucht. In der Flasche aber sitzt mit einem Schurze umgürtet ein Greis der eine Maurerkelle in der Hand hält. Darunter ist zu lesen: „Der Krähwinkler Bürgermeister trinkt einen alten Maurer". Um den Witz zu verstehen muß man wissen, dass der Ort „Mauer" bei Wien wegen seines guten Weines berühmt war und vielleicht noch ist.

Ein anderes Bild zeigt mehrere Damen, welche aus einer Wäscherolle herausfallen mit der Inschrift: „Die Krähwinkler Schauspielerinen fallen aus der Rolle!"

Drittes und letztes Beispiel: in den letzten Faschingstagen erschien in den Bilderläden regelmäßig ein colorirter Kupferstich, auf welchem mehrere Damen abgebildet waren, damit beschäftigt, den Stephansthurm abzuwaschen, und darunter stand:

Wenn wir unsre Sprödigkeit länger noch treiben,
So müßen wir alle den Stephansthurm reiben.

Den Stephansthurm reiben hieß so viel als unverheiratet bleiben oder „sitzen bleiben" wie der Wiener Ausdruck lautet.

Was hat die Jetztzeit diesen harmlosen Späßen, denen um witzig zu sein nichts fehlt als der Witz, gegenüber zu stellen?

Den Inhalt der Witzblätter!

Es läßt sich nicht leugnen, dass in denselben oft genug sehr witzige Einfälle zu finden sind, obwohl auch welche darin vorkommen, welche nicht viel höher stehen, als die eben angeführten Krähwinkliaden; aber der in manchen dieser Blätter fast zur ausschließlichen Herrschaft

gelangte, wirklich ganz niederträchtige Demimonde- und Cocotten-Ton macht dieselben leider zu einer eigentlichen Kloake, deren Miasmen von den Lesern mit merkwürdiger Ergebung, wenn nicht mit Behagen, eingeathmet werden.

Gesundere witzige Einfälle finden sich in den auch hier sehr verbreiteten Münchner „Fliegenden Blättern", welche viele Österreicher zu Mitarbeitern haben und daher hier genannt zu werden verdienen.

Ich saß einmal im Prater im Circus, als ein magerer rothhaariger Herr mit Brillen, um zu seinem Sperrsitze zu gelangen über ein paar andere Sitze wegstieg, dabei stolperte und sich etwas unsanft niedersetzte. „Bravo", sagte er laut, „aber im Programm war dieser Salto mortale nicht!"

Die zunächst sitzenden Personen lachten über diese mit trockenem Sarkasmus gesprochenen Worte; sie mochten wohl schon öfter über diesen Herrn gelacht haben, denn er war eine im alten Wien wohlbekannte Persönlichkeit, Humorist und Witzbold von Profession und hieß Saphir.

Leider habe ich nie eine seiner humoristischen Vorlesungen gehört, die er gewöhnlich im Burgtheater hielt und die eine Specialität des damaligen Wien waren. Mich wundert, dass sich niemand gefunden und nach Saphir diese Bahn betreten hat. Saphir's Witz gefiel sich hauptsächlich in Wortspielen; ich habe manche derselben gelesen und sie mitunter sehr witzig gefunden. Sie müßen von ihm selbst vorgetragen zündend gewirkt haben, denn beim Lesen verlieren ja solche Dinge viel von ihrem Leben. Übrigens dürften auch sie heute matt gefunden werden, denn wir sind an würzige Kost gewöhnt.

Saphir hat auch einige Bände komischer Gedichte geschrieben, die sich ebenfalls im hohen Maße der Gunst des Publicums erfreuten; sie waren von der Art, wie man sie bei komischen Vorträgen liebt, aber jedenfalls weit schwächer als die humoristischen Vorlesungen. Nur von einem derselben sind mir ein paar Strophen und die Pointe im Gedächtnis geblieben: Der Dichter liebt eine junge Dame und besucht sie in der Absicht, um ihre Hand zu werben; er findet sie allein zu Hause und es entspinnt sich folgender Dialog:

„Ist Papa nicht gegenwärtig?"
„„Ging gerad in's Kaffeehaus""
Frag' und Antwort ist nun fertig,
Und die Unterhaltung aus; —

„Und Mama, ihr Wohlbefinden?"
„„Danke höflich, es passirt""
Weiß nun nichts mehr aufzufinden,
Was zu meinem Zwecke führt.

Endlich faßt er sich doch ein Herz und beginnt seinen Antrag zu stammeln aber:

Als ich endlich so erwarme,
Öffnet plötzlich sich die Thür',
Und sie sinket in die Arme
Einem langen Officier!

Sehr hübsch sind die kleinen Motto's, welche er unter seine von Kriehuber lithographirten Portraits setzte:

Im Leben auf dem Stein zum sprechen,
Nach dem Leben unterm Stein zum schweigen.

oder:

Der Unterzeichnete bestätigt zur Frist,
Daß er der Obengezeichnete ist.

Ja, es ist schon lang her, daß der schlag- und zungenfertige Wortspiel-Fabrikant unter dem Steine schweigt.

Der geringe Gehalt an Witz, den die Krähwinkliaden aufweisen, ermuthigt eigentlich kaum den Blick auch über das Gebiet des gleichzeitigen komischen Volksliedes schweifen zu lassen; dennoch mag es geschehen blos nur, um eine Idee von solcher Poesie zu geben. Die im Volksmund lebenden Lieder dieser Art wurden nicht von den sogenannten Volkssängern von der Bablatschen herab in Gasthäusern gesungen, sondern von den wandernden Sängern, den Harfenisten, welche von Haus zu Haus gingen und durch die Klänge ihrer elenden verstimmten Harfe, sowie durch ihre heisere Stimme die Mägde und ihr sonstiges Publicum an die Fenster lockten. Da zu solchen Productionen ein Hof nöthig war, und da die Höfe bei dem Raummangel unserer neuen Bauten so gut wie weggefallen, ist somit auch die Gilde dieser Sänger fast ausgestorben.

Ich will einige Proben alter Lieder hersetzen und mögen zarte Seelen sich weder über ihren Inhalt noch über ihre Sprache entsetzen, denn sie sind im Vergleich zu dem, was heute in Chantants geboten wird, so ziemlich unschuldig.

Die meisten derselben bewegten sich im gröbsten Wiener Dialect, dem ich keineswegs das Wort reden will, der sich aber auch seit meiner Kindheit ziemlich verändert, obwohl kaum gebessert hat und von dem

wohl eher die Plattheit geblieben ist, während seine charakteristischen Eigenschaften verloren gegangen sind.

Ob der Wiener Dialect übrigens, wenn von der rechten Seite angefasst, nicht ebenso zu brauchen wäre, wie es Fritz Reuter mit dem mecklenburgischen getroffen, bleibt doch eine offene Frage. Die Schriften Reuter's verlieren eine gute Hälfte ihres Reizes, wenn man sie in's Hochdeutsche übersetzt, ein Beweis welchen Werth Dialectmittel in gewissermaßen coloristischer Beziehung haben können.

Unsere Dialectdichter z. B., J. N. Vogel haben nach dieser Richtung nicht ohne Erfolg gestrebt, aber es müßte eben einmal mit Prosa, aber in bedeutungsvoller Weise versucht werden.

Ich habe diese Bemerkung hier eingestreut, damit es der Leser in Hinblick auf das ordinäre Zeug, welches jetzt folgt nicht etwa sonderbar finde, dass man um den Dialect sich überhaupt kümmere. Die Volksseele spricht sich in ihm aus und es ist, wie gesagt, gar nicht unter unserer Würde, einen Blick auf ihn hinabzuwerfen.

Was sang also die „Volksseele" in jener fernen Zeit?

Das bekannte Lied:

Ei du lieber Augustin
S' Geld is' hin
All's is' hin —

stammt wohl aus einer viel älteren Zeit, aber es wurde damals von Harfenisten noch gesungen, und nur als eine Art von Stimmschlüssel setzte ich die Zeilen her, für die leichtsinnige und lebenslustige Philosophie, welche der Wiener Bevölkerung damals noch mehr als jetzt eigen war, die, beiläufig sei es gesagt, zu jener Zeit nur fünfmalhunderttausend Seelen betrug.

Aus den Zwanzigerjahren dürfte ein Volkslied oder besser ein Gassenhauer stammen, dessen Strophen verschiedene Erlebnisse einer weiblichen Persönlichkeit behandeln, deren Erzählung sie selbst zum besten gibt. Unter anderen folgendes:

In mein' Syruphäferl
War a Frau'nkäferl,
I' nimm's aussa
Und schleck's a —
Na vor derer Jausen
Thuat mer heint no' grausen,
S' war ka Frau'nkäferl
S' war a Schwab! —

Jedenfalls urwüchsig und der Contrast nicht ohne Komik, überdies den culturhistorischen Nachweis liefernd, dass damals der Kaffee wenigstens in Volkskreisen noch mit Syrup süß gemacht wurde, was heute selten vorkommen dürfte.

Ein anderes komisch sein sollendes sittengeschichtliches Lied fängt an, wie folgt:

Als ich neulich spät wie immer
Ging durch's Lerchenfeld herein,
Hörte ich in einem Zimmer
Schimpfen, poltern, fluchen, schrein.

Angezogen durch so viel versprechende Umstände, bleibt der Moralphilosoph stehen und horcht auf die weitere Entwicklung, welche darin besteht, dass ein Ehepaar sich gegenseitig Vorwürfe macht, was Gelegenheit gibt, ein ganzes Wörterbuch von wahrhaft shakespearischen Kraftausdrücken zur Verwendung zu bringen.

Aus diesen wenigen Citaten ist, glaube ich, genügend zu ersehen, dass damals die Volksseele eben nicht viel schönes oder wissenswerthes mitzutheilen hatte, und dass sie mit ihren Offenbarungen auf den Gebieten der Gesangs-Komik keinen höheren Rang beanspruchen kann als der ist, welchen die Krähwinkliaden auf dem der bildlichen Darstellung einnehmen.

Besser stand es um die von kundiger Hand gepflegte Muse, die ihre Inspirationen, wie es damals Sitte war und noch heute ist, in Theaterstücke einflocht, um das Couplet. Da begegnen wir vor allem Ferdinand Raimund, der in sittenreinen und gedankenvollen Strophen den Volkston festzuhalten weiß, ohne in dessen Abgeschmacktheiten oder Ausschreitungen zu verfallen.

Strophen wie diese:

Es kommt ein Mädchen her,
Von Brüßler-Spitzen schwer,
Ich frag sie, wer sie wär?
Die Köchin beim Tracteur!

athmen den gesunden Wiener Humor eben so wie das bekannte:

Da streiten sich die Leut' herum,
Wohl um den Werth des Glücks;
Der Eine heißt den Andern dumm,
Am End' weiß Keiner nix!
Da ist der allerärmste Mann
Den Andern viel zu reich!
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt Beide gleich.

Mit Nestroy, auf welchen ich, so wie auf Raimund, in einem andern Abschnitte noch zurückkommen werde, tritt bereits die ungutmüthige beißende Satyre vor das Publicum, welche die sinnige wohlwollend menschliche Richtung Raimund's verdrängen und der spätern cynischen, ätzend skeptischen Weltanschauung der Neueren die Bahn eröffnen sollte.

Über die Ehe singt Nestroy durch den Mund eines in später Stunde von seinem Gelage heimkehrenden lockeren Junggesellen folgende Strophen, die ich als ein Muster der Gattung ganz anführen will:

Nur alleweil fröhlich,
A' Junggsell lebt selig,
Wär's net unausstehlich,
Wenn jetzt mich erst ehlich
's Weib ausmachet, schmählich,
Bis s' einschlaft allmählich!

Dös Zanken und Streiten,
Zu Haus und vor'n Leuten
Hat nix zu bedeuten! —
D'rum leisten die Gscheidten
Verzicht auf die Freuden
Und geh'n schon von Weiten.

Wann ma so was betracht'
Und Vergleiche dann macht —
Na' so a Leb'n war a Pracht,
Gute Nacht! — Gute Nacht!!

Die Kindszimmerscenen
G'hörn a net zu d'schönen,
Nöt alle Leut können
An dös G'seis sich gewöhnen,
Wenn sie's Kleinste abspännen
Und drei Andere flennen!
„Was machst denn da Hansi?"
„Na wart, g'freu di Franzi!"
„Wo ist denn die Stanzi?"
„Im Winkerl dort lahnt sie
Und alleweil want sie,
Sekirt sie der Franzi" —
Wann ma so das betracht ꝛc.

Wann d'Buabn dann aufschießen,
So thut sie's verdrießen,
Dass s' lernen was müßen
Die Lakeln die süßen
Woll'n 's Leben genießen
Der Vater kann's büßen!

San ſ' groß dann die Töchter
O Gott Du gerechter,
So a Gſchwuf, ſo a ſchlechter,
Sagt heiraten möcht' er,
Gibt Preis dem Gelächter
Die ang'ſchmierten Töchter!
Wann ma ſo was betracht ꝛc.

Sicher ſind dieſe Couplets ein Meiſterwerk cyniſchen Spottes und noch bis heute ſteht Neſtroy in dieſer Beziehung in Wien unerreicht da; nur die kecken und zweideutigen Lieder, welche die Wiener Thereſa Antonia Mannsfeld ſang und die, ich weiß nicht wen, zum Autor haben, reihen ſo ziemlich an die Neſtroy's hinan; eine ihrer die moderne Schuljugend behandelnde Strophe möge hier Platz finden:

A Buar a ganz a klaner
Mit zwa Spatzenbaner,
Auf der Gaſſen want er bitterlich:
Es is zum Teufelhol'n,
Mir ham's mei' Madl g'ſtohln,
Sie is ma untreu wor'n, o fürchterlich!
Jetzt geht der Franz mit ihr,
Und i hab' wegen ihr
Von Vadern Beutler kriagt, von Lehrer Schläg', —
Und geſtern auf der Schleifen,
Bricht mer gar mei Pfeiffen,
Mei Zigarrenſpitz, is dös a Pech! —

Eine Umkehr zu ſo unſchuldigen Pointen, wie ſie Raimund in ſeinen Liedern brachte, iſt, wenn einmal ein Ton angeſchlagen wurde, wie er in den Couplets Neſtroy's vorherrſchte, nicht mehr möglich, und da anderſeits eine Steigerung der ihnen beigegebenen Würze ebenfalls ausgeſchloſſen iſt, ſo mußte das heutige Couplet auf demſelben Punkte ſtehen bleiben, auf den es Neſtroy gebracht hat und das iſt auch geſchehen.

Heute hören wir oft von „geflügelten Worten" reden, ja es gibt ſogar einen Dictionair der geflügelten Worte. Gab es einſt ſolche und was verſteht man eigentlich darunter? Zumeiſt verſtehen wir darunter Citate und Sprichwörter, aber es gibt auch ſolche, die keinen beſtimmten Sinn haben, die denſelben erſt durch die Umſtände erhalten, auf die ſie angewendet werden.

Aus dem alten Wien weiß ich mich nur auf *eines* zu erinnern: „Haben's kan Türken g'seg'n“ [1]).

„Was ma's denn?“, „Ob's hergehst“, „Schwamm drüber“, „Der Mensch is ka Krawat“ sind moderne Beispiele der Gattung. Die sogenannten *Bonmots*, welche auf jenes Ereignis, möge es nun ein ernstes oder ein fröhliches sein, gemacht werden, machte man auch in der Vergangenheit. Daran hat sich nichts verändert.

Im Ganzen sind sie witziger geworden, ob sie aber noch so gutmüthig sind als einst, das ist eine offene Frage, die zu beantworten ich mich nicht berufen fühle.

7.

Der Brigitten-Kirchtag.

Die Stelle, wo sich heute jener Theil des zweiten Bezirkes ausbreitet, welcher den Namen „Brigittenau“ führt, war bis in die vierziger Jahre mit einem Gehölze bestanden, das sich vom Inundationsdamm der den Donau-Canal begleitet und am „Sporn“ gegenüber Nußdorf endet, bis an das Ufer des einstigen Kaiserwassers, eines jetzt verschütteten Armes der Donau, erstreckte.

Längs des Donau-Canals zog sich eine große schöne Wiese hin, bis zu der noch heute bestehenden zwischen alten Bäumen versteckten Brigitten-Capelle und dem daneben befindlichen einstigen Jägerhause.

Auf dieser Wiese befand sich eine mit Gräben und Parapetten versehene Schanze, für militairische Übungen errichtet, aber ungehütet, so dass auch wir Buben in ihr und um sie unsere Schlachten und Erstürmungen aufführen konnten. Auch unsere Schieß- und Sprengversuche wurden dort vorgenommen; Schießpulver war damals eines der Hauptunterhaltungsmittel der männlichen Jugend; wir erhielten

---

[1]) Weiß der geehrte Verfasser nicht auf welchen Vorfall sich das bezog? Ein Spaßvogel kam als türkischer Sclavenhändler, der an Ketten zwei Sclaven vor sich herführte, in den Redoutensaal wo er sie an einem Kamingitter festsperrte und sich dann verlor. Nun hatte aber der Böswicht den Beiden Süßigkeiten gegeben die von dem Saft einer gewissen Wurzel vollgetränkt waren, und als dieser nun in ihrer regio hypogastrica zu wirken begann, während sie sich von ihren Ketten nicht losmachen konnten, hielten sie angstvoll die Vorübergehenden an: „Haben S' kan Türken g'seg'n?“ Anm. d. Herausg.

es von den Soldaten, welche bei Concentrirungen in den Privathäusern untergebracht wurden; also Einquartierung sowie noch heute auf dem Lande. Wenn diese Krieger im Hofe oder in den Gängen ihre Gewehre und ihr Rüstzeug putzten, so half man ihnen dabei und erhielt dafür als Lohn einige Patronen. Man sieht die Lebensverhältnisse waren damals auch beim Militair nicht ohne Gemüthlichkeit.

Mit diesen Ergebnissen unserer Dienstfertigkeit wurden sodann Raketen verfertigt, Minen gesprengt und was derlei für die Augen nicht ungefährliche pyrotechnische Unternehmungen mehr waren. Zuweilen wollte das Pulver nicht zünden und dann wurde der Zündschwamm angeblasen, was mitunter unerwartete Explosionen auf Kosten der Augenbrauen herbeiführte.

Kurz, diese Schanze war für uns ein Ort unerschöpflichen Vergnügens.

Minder freundlich ist die Erinnerung an diesen Platz, da dicht dabei die Militair-Hinrichtungen stattfanden. Einmal kamen wir Buben hin um zu spielen, da fiel uns eine Menschengruppe auf, die einen in die Höhe ragenden Gegenstand umgab; daneben stand ein Militairwagen, dessen Führer vom Fuhrwesen gemüthlich seine Pfeife rauchte. Als wir uns durch den Ring, den die Umstehenden bildeten, gedrängt hatten, hing vor uns ein einem ungarischen Regimente angehöriger Infanterist. Seine Füße waren kaum drei Schuh vom Boden entfernt, der Oberleib nur mit dem Hemd bekleidet. Ein Tuch schlang sich um seine Kinnlade und war oben am Kopf geknüpft. Das Gesicht hatte einen wehmüthigen Ausdruck. Eine Schildwache stand daneben, andere Soldaten lagen im Grase; ihre Gewehre waren in Pyramiden gestellt, darunter ein Schnupftuch, auf welches die Umstehenden Kupfergeld warfen, wie ich glaube für eine Messe.

Wir blieben natürlich ohne viele Scheu dort, Buben hatten damals noch gute Nerven, und als die Sonne unterging sahen wir den Delinquenten abnehmen, auf dem Wagen unter die Plache legen und fortführen. Die Wache marschirte hinterdrein.

Das Ganze war ohne besondern Aufwand an Apparat verlaufen mit jener Geschäftsmäßigkeit wie sie in früheren Zeiten gang und gäbe war. „Sterben muß der Mensch einmal, verdient hast du den Tod auch, ergib dich also in dein Schicksal. Was ist's denn auch weiter? Ein Augenblick und es ist vorbei."

Beim Nachhausegehen waren wir aber doch schweigsamer als auf dem Hinweg . . . .

Doch nun zu etwas lustigerem, zum Brigitten-Kirchtag. Am Brigittentag, oder besser, an dem diesem Tag folgenden Sonntage, ward in der oben erwähnten Capelle eine Messe zu Ehren dieser Heiligen gelesen. Ich glaube, es hatte an der Stelle dieser Capelle einstmals das Zelt Erzherzogs Leopold Wilhelm gestanden, zur Zeit als die Schweden nach der Einnahme von Korneuburg bis an die „Wolfsbrucken" am Tabor vorgerückt waren. In dieses Zelt schlug eine Kugel und wenn ich nicht irre, so war es aus Dankbarkeit dafür, dass er unverletzt geblieben, dass der Erzherzog die Capelle erbauen ließ und der heiligen Brigitta weihte, weil eben an dem ihrem Andenken gewidmeten Tage die Sache sich zugetragen hatte. Vielleicht ist meine Erzählung unrichtig; wen es weiter interessirt, der möge darüber nachlesen. Ich will für meine Erinnerungen keine Bibliothek-Studien machen, sondern aus mir herausschreiben, wie mir die Dinge eben einfallen. An diesem Gedächtnistag hielt man nun den Brigitten-Kirchtag, zu jener Zeit das besuchteste Volksfest.

Der Weg dahin führte für Fußgänger durch den Augarten, eine Procession von Menschen zog durch denselben. Gleich außer dem Gitter fing das Getriebe an; da saßen und lagen am Wege alle Bettler und Krüppel, welche den Weg bei Gelegenheit von Kirmessen zu belagern pflegen. Da hörte man nichts als die klagenden Laute des traditionellen: „bitt' um a bisserl was und werd' fleißi' d'rum beten", welches Versprechen sogleich durch ein „Vater unser" gelöst wurde. „Vergelt's Gott tausendmal!" Der Klang der Drehorgeln, welche ebenfalls am Wege aufgestellt waren, mischte sich piepend in dieses Gejammer. Fort ging es auf dem Damme, der zugleich den Weg bildete, zwischen Verkäufern von Kuchen, von Obst, von Spazierstöcken, Spielsachen, von süßem Holz und Zuckerwerk, von dem sich beim Herantreten der Kunden Schwärme von Fliegen erhoben.

Die oben erwähnte große Wiese und die rechts vom Damme liegenden Auen waren mit Buschischänken besetzt, vor denen gekocht, gebraten, gegessen, getrunken und getanzt wurde. In der Nacht gab es dann eigentliche Orgien; man blieb bis zum Morgen, ja auch noch den folgenden Tag, denn man fand, dass ein Tag für diese Bachanalien zu kurz und der Montag ohnehin „blau" sei.

Die „besseren Stände“ besuchten das Fest per Wagen und verließen diesen nur selten, denn es war überall ein arges Gedränge und die Sache machte sich aus vielen Gründen besser, von der Ferne als in der Nähe gesehen.

Ein großes Unterhaltungs-Etablissement, so etwas wie der heutige Schwender, übte an diesen Tagen natürlich eine große Anziehung aus. Es gab dort Schaukeln, Rutschbahnen, ein Luftballon stieg empor, Gaukler producirten ihre Künste, „Sackläufer“ rangen um einen Preis und fielen, bevor sie das Ziel erreichten, ein Feuerwerk ward abgebrannt und im Saale wurde getanzt. Der Wagenverkehr war ein enormer und wurde von einem berittenen Polizei-Commissair und seiner Mannschaft überwacht. Dieser dem fahrenden Publicum wohlbekannte gestrenge Aufrechthalter der Ordnung war von ungewöhnlichem Leibesumfang, so dass man sich fragte, wie ihn ein Pferd überhaupt tragen konnte. Er vertrat bei diesem Feste die väterliche Obrigkeit mit unerschütterlicher Würde, man begegnete seinem Zweispitz und seiner silbergestickten Uniform längs des ganzen Fahrweges und die Fiaker zitterten vor dem Blitz seiner Augengläser.

Kein Wagen durfte die Reihe verlassen und wo sich ein Zeichen von Unordnung zeigte sprengte Herr Pfanner, so hieß dieser nützliche Functionair, flugs heran und erstickte denselben im Keime. Merkwürdigerweise gab es auch eine Pferdeeisenbahn, die vom Augarten bis auf den Festplatz führte. Oft kommen die Menschen dem was sie brauchen so nahe, es liegt vor ihnen und sie sehen es nicht; finden sich nicht Hinterlader aus dem fünfzehnten Jahrhundert? Und von diesem Stücke Pferdeeisenbahn, wie leicht war der Schritt zur Wiener Tramway, wie nahe lag diese Idee! Aber die Zeit war noch nicht gekommen, und andere Länder mußten uns den Weg zeigen, bevor wir zu diesem so nützlichen Verkehrsmittel gelangen konnten!

Bis zum Jägerhaus, wo man auch Erfrischungen bekam, bis zur erwähnten Brigitta-Capelle erstreckte sich der Festplatz. Das Kirchlein stand an diesen Tagen offen und empfing in seinem stillen kahlen leicht nach Moder duftenden Interieur die Beter, welche in der Ausgelassenheit des Festes doch einen Gedanken an den lieben Gott und seine Heilige bewahrten.

Geschichtliche Erinnerung oder Legende geben dem Ort, an den sie sich knüpfen, einen Anhauch von Poesie, und dieser Hauch wehte an jener Stelle.

Ja, es war ein eigenthümlicher Anblick, dieses tolle Treiben und darüber in scheinbar greifbarer Nähe der ernste Leopoldsberg mit seiner in den abendlichen Himmel hinaufragenden Capelle, weiter drüben der Kahlenberg und seine an den Wald sich lehnende Karthause und davor die gesegneten Weinberge von Nussdorf und Heiligenstadt, auf denen der schmackhafte „Nussberger" reifte.

Heute sind die Weinberge in Kleefelder umgewandelt; die Philoxera hat die Reben zerstört, die Auen sind verschwunden und an ihre Stelle ist die einförmige Zins-Caserne getreten. Küchengärten, Gasfabrik, industrielle Etablissements, abwechselnd mit wüsten Gründen und Ablagerungsstellen für Schutt, Mist und Asche, füllen den Rest der Fläche. Selbst die Donau hat einen andern Lauf, das Kaiserwasser ist verschwunden, eine neue Straße führt zu einer neuen Brücke; kurz nichts ist dort an seinem Platze geblieben als die alte Capelle und das dunkle Gebirge, welches über den Donau-Canal herüberblickt.

Aus Emin Paſchas Leben.

In dem letzten Jahre lüftete ſich im Laufe einer Appell-Verhandlung vor dem Kammergerichte Berlin (4. C. S.) ein Theil des Schleiers, welcher das Leben Emin Paſchas, des kühnen Forſchers, Staatsmannes und Märtyrers verhüllte. Das Licht fiel hiebei auf ein weſentlich anders geſtaltetes Lebensbild als dasjenige, welches man bisher meiſtens vermuthet hatte. Jedoch hatte bereits am 16. Juni 1894 Dr. Koetſchet, der langjährige Protomedicus von Bosnien, in der „Bosniſchen Poſt“ einen Verſuch gemacht, das Erdenwallen und die Irrfahrten des Dr. Eduard Schnitzer zu beleuchten und hatte des Merkwürdigen und Intereſſanten viel zuſammengetragen. Hiezu kommt noch das Zeugnis eines in Scutari d'Albania aufgewachſenen Notabeln, welcher wegen ſeiner Verwandtſchaft mit einzelnen der handelnden Perſonen des nachſtehenden Lebensromanes beſonders befähigt war, Aufſchlüße zu ertheilen und mit Unbefangenheit Recht und Unrecht abzuwägen.

Dieſen drei Quellen verdankt die gegenwärtige Schilderung ihre Entſtehung.

* * *

Zu Beginn der 60er Jahre war Antivari ein öder Flecken mit geringer Einwohnerzahl, inmitten der aus Holz und luftgetrockneten Ziegeln aufgebauten Häuſer ein einziger Thurm aus Stein, eine Kule, beſtimmt zur Unterkunft von Militair oder Gendarmerie. Zu den

Honoratioren gehörte in erster Linie der Agent des österreichischen Lloyd, welcher beinahe immer mit der consularischen Vertretung der österreichischen Monarchie betraut war; damals bekleidete diesen Posten der allgemein beliebte Herr Bradaschi. Als einflußreicher Mann hatte er einem in langjähriger Dienstleistung bewährten Hausgenossen Namens A. Guzba die Stellung eines Leuchtthurm-Wärters in Antivari verschafft. Es war im Jahre 1864 oder 1865, als eine im Hause Bradaschi wohnhafte junge Verwandte schwer erkrankte. Mangels an ortsansässigen Ärzten pflegten die Wohlhabenden von Antivari bisher in ernsten Fällen die k. k. Militair-Ärzte von Castel Lastua, der nächsten dalmatinischen Garnison, anzugehen; doch war das selbstverständlich mit großen Umständlichkeiten verbunden. Als nunmehr Frl. Gergomilla krank wurde, gelangte auch die bevorstehende Nothwendigkeit wieder um den österreichischen Arzt zu schreiben im kleinen Städtchen zur Besprechung. Da sprach der Leuchtthurm-Wärter seine Ansicht aus, es sei vielleicht gar nicht nöthig, nach Castel Lastua zu schreiben, denn ein deutscher Doctor sei zufälliger Weise in Antivari eingetroffen. Ein deutscher Doctor? Ja, Guzba hatte seine Bekanntschaft im Einkehrhause gemacht; gut gekleidet sei er nicht, aber er gebe sich für einen wirklichen Doctor aus.

Mit Rücksicht auf die großen Umständlichkeiten der Berufung des österreichischen Garnisons-Arztes von Castel Lastua beschloß Herr Bradaschi mit dem Neuangekommenen einen Versuch zu machen. Er ließ den armen Reisenden zu sich kommen. In defectestem Costüm, mit durchgelaufenen Schuhen, aus welchen die Zehen neugierig herausblickten, stellte sich ein etwa 25jähriger Mann vor: „eine kaum die Mittelgröße erreichende schmächtige Figur, gelbliche Gesichtsfarbe, ohne jede jugendliche Frische, schlichtes schwarzes Haar". Aus dem glatt rasirt gewesenen Antlitze ragte über dünnem Schnurrbarte eine mächtige Adlernase hervor; die Augen waren wie im Traume verschleiert. Diesem Manne vertraute Bradaschi die Heilung seiner Verwandten an. Als dieselbe bald darauf wirklich genas, einigten sich mehrere antivariner Notabeln dahin, den deutschen „Doctor", obwohl er sein Diplom wahrscheinlich der Hochschule des Lebens verdankte, ständig an ihre Stadt zu fesseln: Bradaschi, Giuseppe Debeglia, Niccolo Terzetta und andere schossen eintausend Piaster Gold (= 200 Frcs.) zusammen als Jahresgehalt des neuen Antivariner Arztes; außerdem

hatte letzterer das Recht an Privat-Personen Praxis auszuüben. Seine Clienten empfing der neue Doctor im bescheidenen Häuschen an der Livadizza, einem Eigenthume des Terzetta.

Über Befragen erklärte Hippokrates junior, Eduard Schnitzer zu heißen, Dr. medicinae einer deutschen Universität zu sein und sein Vaterland wegen eines Ehrenhandels verlassen zu haben, in welchem er dem Gegner eine schwere Kopfwunde versetzte. Trotz seines ausgesprochenen semitischen Äußern bekannte sich Dr. Schnitzer in Antivari allgemein als Protestant. Seine zahlreichen Mußestunden füllte er in nutzbringender Weise aus, theils durch deutschen Sprach-Unterricht im Hause des Lloyd-Agenten, theils indem er selbst bei einem Hodscha türkischen Sprach-Unterricht nahm. Binnen sechs Monaten lernte er diese Sprache schreiben und lesen. So war Dr. Schnitzer hinreichend befähigt, Hafenarzt von Antivari zu werden, als die ottomanische Regierung daselbst eine Quarantaine-Anstalt durch Gefangene errichten ließ; in der neuen Würde bezog er monatlich 25 Ltq. Mit dem höheren Range verschliffen sich auch allmählich die drei monströsen Complimente, welche er beim Eintritte in ein von Frauen bewohntes Haus anzubringen pflegte. Besondere Freundschaft unterhielt er mit P. Luigi und P. Giglio Barci, einem neapolitanischen Brüderpaare im Franciscaner-Orden.

Der Ruf des Hafenarztes in Antivari breitete sich durch glückliche Curen aus; da wurde die Gattin des Statthalters und commandirenden Generals in Scutari schwerkrank, und die ottomanischen Militair-Ärzte konnten ihr nicht helfen. Freunde schlugen Ismaïl Hakki Pascha vor, den deutschen Heilkünstler telegraphisch zu berufen. Dr. Schnitzer eilte herbei, die Cur fiel glücklich aus, und der dankbare Statthalter setzte durch, dass Schnitzer als Stadtarzt in die ober-albanische Hauptstadt berufen wurde. Obendrein machte er ihn zu seinem Hausarzte.

Ismaïl Pascha war damals bereits ein Sechziger, eine schöne imposante Erscheinung. In allen Photographie-Auslagen bewunderte man den martialischen Krieger mit breiter Brust und großem weißen Vollbarte, den krummen Säbel zwischen den Knien, ein Gegenstück zu dem Arnautenhelden Mehemed Ali Pascha, dem ersten Vice-König von Egypten. Indessen war der Pascha trotz seines löwenhaften Äußern nichts weniger als ein Held und besaß gar keine Neigung zum Schießpulver; während des Sturmes auf Eupatoria mußten ihn seine ver-

schwiegenen Diener als angeblich Verwundeten aus dem Kugelregen der Russen hinwegführen und „in Bjelopavlići verkroch er sich sogar in einen Graben vor einer fernen montenegrinischen Kanone". In Scutari geschah das Unerhörte, dass der ottomanische Generalissimus Frenk Omer Pascha (der Kroate Michael Lattas) dem Alttürken Ismaïl Hakki vor Zeugen (u. A. auch Dr. Koetschet) in's Gesicht spuckte, als er entdeckt hatte, dass derselbe vom Brotlieferanten ein kleines Bachschisch von 150 fl. erhalten. So geartet war der Pascha, der den fränkischen „Doctor" in sein Haus aufgenommen.

Der alternde Statthalter hatte zu seiner Lebensgefährtin eine jugendliche Österreicherin gewählt, welche unter dem Namen Emilie Freund der Fremden-Colonie von Bukarest angehört hatte. Sie war eine Verwandte des türkischen Stabsarztes Dr. Atta Bey, welcher vordem Ludwig Novotný hieß, aus Böhmen stammte und im Jahre 1849 mit zahlreichen anderen Theilnehmern an der ungarischen Insurrection nach Osten geflüchtet war. In Bukarest lernte Atta Bey seine Gattin, eine Österreicherin, kennen und gestattete, dass auch deren Schwesterstochter Emilie Freund in seinem Hause wohne. Der Zufall, welcher leider seit Olims Zeiten schon sich bemüht Unheil zu stiften, fügte es, dass in Scutari der Divisionair Ismaïl Pascha im Nachbarhause neben Atta Bey wohnte. Die jugendliche Schöne erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Provinzhauptstadt, und es wäre fast beleidigend gewesen, wenn ihr der Nachbar des Hauses nicht auch Aufmerksamkeiten erwiesen hätte, zumal seine Beziehungen zu dem Oheim der Schönen durchaus freundschaftlicher Natur waren. Und so lange beehrte Ismaïl Pascha das Haus des Dr. Atta Bey mit seinen Besuchen, bis Emilie Freund als Emina Hanum („die Treue") die Schwelle seines Harems überschritt.

Der Schreiber dieser Zeilen überläßt nunmehr das Wort an Dr. Koetschet und begnügt sich damit, gelegentlich ein Wort oder eine Episode in dessen beredte Darstellung einzuflechten.

„Wenn gewiss nicht die schwärmerische Liebe das schöne Mädchen in die Arme des bereits ergrauten Kriegers führte, so ist anderseits gewiss, dass die Aussicht auf eine hohe sociale Stellung als Hanuma der armen Familie den Übertritt zum Muhamedanismus nicht schwer machte. In Skodra begegnete ich fast täglich der jungen Emina Hanum, wenn sie zum Besuche zur schönen Serdar-Ekrems-Frau kam; groß gewachsen, schlank, unter ihrem Jaschmak schwärmerische blaue Augen

zeigend, errieth jeder die elegante Europäerin; daſs sie einen reichen blonden Haarwuchs trug, wuſste ich nur durch meine Frau. Damals ging sie immer mit zwei allerliebſten Knäblein einher, dem Stolz des guten Ismail Pascha, welcher seine Emina Hanum vergötterte und reichlich nach orientaliſcher Sitte mit Prunkkleidern und Juwelen beſchenkte.

Nach Beendigung des montenegriniſchen Feldzuges reiſte Ismaïl Pascha sammt Familie mit uns nach Conſtantinopel.

Ismaïl Pascha wuſste ſich wieder in die Gunſt des Serdar-Ekrem einzuſchmeicheln und durch des letzteren Verwendung den Grad eines Muſchirs zu erreichen, und als ſolcher wurde er als Civil- und Militair-Gouverneur von Ober-Albanien ernannt. Damals wurde Dr. Schnitzer mit der Familie Ismaïl Paſchas bekannt, und im nächſten Sommer während des Aufenthaltes der Emina Hanum in Dulcigno zum Gebrauche der Meerbäder wurde die Bekanntſchaft erweitert.

Als im Frühjahr 1872 Großvezier Mahmud Pascha mit ſeinen „Reformen" das ganze osmaniſche Reich bis in ſeine Fundamente aufrüttelte, die Paſchas, Gouverneure und höheren Beamten mit der Peitſche von einer Provinz in die andere herumjagte, fiel unſer Ismaïl Pascha als eines der erſten Opfer des Allgewaltigen. Seiner Stelle entſetzt und nach Stambul berufen, vor ein fictives Gericht geſtellt und irgend eines Vergehens ſchuldig erklärt, mußte er in die Verbannung nach Trapezunt wandern.

Kaum hatte Dr. Schnitzer von dem Misgeſchick ſeines Gönners Kunde erhalten, ſo eilte er nach Stambul und ſtieg im Konak Ismaïl Paſchas ab. Bald darauf verreiſte er mit Emina Hanum ſammt Kindern nach Trapezunt, um die Verbannung des Freundes zu theilen.

Ich befand mich damals zu jener Zeit in Stambul, wo in allen Kreiſen viel vom Falle Ismaïl Paſchas, mehr noch über das intime Verhältnis ſeiner Frau mit dem deutſchen Doctor geplauſcht wurde. Eines Abends ſagte mir ein alter Kamerad aus dem Hauſe des Serdar-Ekrem: ‚Es iſt doch ein ſonderbares Verhängnis mit unſeren Paſchas, die europäiſche Mädchen heiraten. Omer Pascha hat ein armes öſterreichiſches Mädchen aus Bukareſt zu ſeiner Frau erhoben; ſie iſt ihm mit einem polniſchen Arzt durchgegangen. Ismaïl Pascha heiratete ebenfalls eine Bukareſterin und die Undankbare that das gleiche mit einem deutſchen Arzte.'

Noch vor Ablauf eines Jahres wurde Ismaïl Pascha vom Sultan pardonnirt, wieder in seinen Rang eingesetzt und zum Gouverneur von Janina ernannt, wohin ihm Dr. Schnitzer folgte. Nach wenigen Monaten im Jahre 1874 stirbt Ismaïl Pascha und die Witwe kehrt mit dem unzertrennlichen Freund nach Stambul zurück. Dr. Schnitzer besorgt den Verkauf des Konaks und der Einrichtung, hinterlegt für die Witwe, wie man sagte, 3000 türkische Lires bei der ottomanischen Bank, und bald darauf verreist das Paar sammt den fünf Kindern nach Italien. In Neapel soll die Trauung nach protestantischem Ritus vollzogen worden sein.

Nach Genuß der Flitterwochen in Italien und Süd-Tyrol (Arco) zog das Ehepaar nach Deutschland zu einer Schwester Dr. Schnitzer's in Breslau. Bald aber ging es mit dem Nervus rerum, den Goldfüchsen des seligen Paschas, zur Neige und mußte man an die Zukunft denken und Arbeit suchen. Nach Aussage der Emina Hanum wurde verabredet, daß Dr. Schnitzer allein nach Stambul ziehe und sich dort um eine lucrative Anstellung umschaue. Ein so unbeschränktes Zutrauen hatte sie zu ihrem Gemahl, daß sie ihm allen ihren Schmuck und sogar das Einlagebuch der Bank anvertraute.

Im Jahre 1876 kam wirklich Dr. Schnitzer nach Stambul zu den Verwandten seiner Frau. Nach kurzem Suchen soll ihm eine Stelle als Militair-Arzt zugesagt worden sein; unterdessen hatte er sämmtlichen Schmuck seiner Frau zu Geld gemacht und sogar den Rest der deponirten Goldfüchse Ismaïl Paschas aus der Bank herausgenommen. Unter der Aussage, seine Frau abzuholen, schiffte er sich eines Morgens ein, aber nicht etwa nach Varna oder Triest, — sondern nach Alexandrien! —

Wochen vergingen in peinlicher Erwartung für seine in Deutschland auf glückliche Botschaft wartende Frau und erst nach langem Briefwechsel mit ihrer Tante, die der Bedauernswerthen versicherte, Dr. Schnitzer wäre ja schon längst nach Breslau abgereist, gingen endlich der Armen die Augen auf. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als mit ihren fünf Knaben und einem kleinen Mädchen aus dieser zweiten Heirat im bittersten Elende nach Stambul zurückzukehren und bei Dr. Atta Bey Zuflucht zu nehmen.

Es vergingen Monate, bis es Emina Hanum gelang, mit Sicherheit zu erfahren, daß ihr treuloser Gemahl in egyptische Dienste getreten,

unter dem Namen Mehmed Emin Effendi zum Islam bekehrt, als Militair-Arzt im Gefolge Gordon Paschas nach dem Sudan gezogen sei. Wohl rief Emina Hanum die egyptischen Gerichte und sogar die Intervention der englischen Regierung zu Hilfe, aber vergebens, und wenn Emin Effendi je von der Klage seiner hintergangenen Frau etwas vernahm, so scheerte er sich wenig darum, war er ja geschützt durch seine eigenthümliche Lage im Innern Afrikas infolge des Verlustes des egyptischen Sudans an den siegreichen Mahdi".

Als der Aufstand der Mahdisten losbrach (1885), sandte England den General Gordon dorthin, um die Provinz zu retten, aber Gordon erlag nach der Einnahme Chartums durch die Mahdisten den Streichen der Aufständischen. Emin war es, welcher den Sudan dem Khedive rettete. Für diese That wurde er zum Pascha erhoben. Vom Sudan wandte sich Emin wieder zurück nach Westen und besetzte mit einer unternehmungslustigen Schaar einen Landstrich am Weißen Nil, der früher zu den egyptischen Äquatorial-Provinzen gehört hatte, jedoch nach dem Aufstand des Mahdi vom Mutterlande losgetrennt war. Hier erfolgte der sonderbare und interessante Versuch einer Staatenbildung mit civilisirter Leitung in ganz uncivilisirtem Lande, welcher den Namen Emin's berühmt gemacht hat. Allerdings verging ein sehr beträchtlicher Zeitraum, ohne dass man in Europa wusste, wo Emin sei und ob er überhaupt noch lebe. Emin aber hatte sich in Wadelai festgesetzt und es gelang ihm, seine Provinz, die unter dem Namen Äquatoria bekannt geworden ist, zu behaupten. Ende 1885 unternahmen die beiden Afrikareisenden Lenz und G. A. Fischer eine Expedition, um Emin aufzusuchen und — wie man damals annehmen zu sollen glaubte — zu retten. Die Expedition hatte keinen Erfolg. Im Jahre 1887, nachdem man inzwischen den Aufenthaltsort Emin's in Erfahrung gebracht hatte, begann Stanley seinen berühmten Zug vom unteren Congo quer durch Afrika nach Wadelai. Stanley fand Emin, allein dieser wollte sich entweder nicht retten lassen oder bedurfte keiner Rettung; denn er folgte nur widerwillig der Aufforderung des berühmten amerikanischen Reisenden, Wadelai zu verlassen und sich seinem Zuge nach der Ostküste anzuschließen. Nach einer Reise von mehreren Wochen langte er mit Stanley in Bagamoyo, der Hafenstadt Deutsch-Ostafrikas, an, wo er mehrere Tage nach seiner Ankunft das Unglück hatte, in Folge seiner Kurzsichtigkeit aus einem Fenster des ersten Stockwerkes auf die Straße

hinabzustürzen und sich lebensgefährlich zu verletzen. Schon auf seinem Krankenlager entbrannte der bekannte Streit zwischen ihm und Stanley, der sich bemühte, Emin als Abenteurer hinzustellen, der nur seinem energischen Eingreifen seine Rettung aus Wadelai zu verdanken habe, während anderseits Emin diese Behauptung mit Entschiedenheit von sich wies und betheuerte, es sei ihm in Wadelai sehr gut gegangen und Stanley sei es bei der ganzen Expedition lediglich um das schöne Elfenbein zu thun gewesen, welches in Wadelai als Eigenthum Emin's und der Seinigen aufgestapelt gelegen hatte. Die beiden Männer schieden im Zorn von einander. Bald darauf unternahm Emin seinen Zug nach dem Inneren des Continents und fand, 52 Jahre alt, im November 1892 zu Kenena im Congo-Staate seinen Tod. Am 7. September 1890 hatte er in Ussanga zu seinem Testamente ein Codicill verfasst und in demselben seine jüngste Tochter Ferida, aus seiner Ehe mit einer Abessinierin namens Suffran, zur Universal-Erbin eingesetzt. Ferida, welche bis zum 20. Lebensjahre unter der Aufsicht einer Tante in Neisse weilte, hat auch die etwa 80.000 Mark betragende Erbschaft angetreten.

„Wenn diese wahrheitsgetreue Erzählung aus dem Vorleben des Dr. Schnitzer einen dunklen Schatten auf dessen Andenken und auf die ruhmreiche Zeit des Paschas wirft, so hat er anderseits diese seine Jugendsünden durch zwölfjährige Entbehrungen und alle Leiden eines Afrikaforschers und endlich durch einen jähen Tod in wilder Erde gesühnt. Als er nach seiner Befreiung durch Stanley nach so vielen Jahren wieder unter Europäer nach Sansibar zurückgekehrt war, so erwartete man allgemein, dass er sich für längere Zeit zur Erholung seiner zerrütteten Gesundheit nach seiner Heimat zurücksehne, wäre es ihm nur darum zu thun gewesen, den Glanz seiner Berühmtheit und seines Namens in Europa zu genießen.

Wenn Emin Pascha dieser natürlichen Sehnsucht keine Folge leistete und sich nur bemühte, seine verwaiste Tochter Ferida nach Deutschland zu schicken, bevor er sich auf einen neuen abenteuerlichen Zug nach dem Innern Afrikas bereitete, so glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, dass die Furcht vor seiner betrogenen Gattin und den unliebsamen Folgen eines unerbittlichen Gerichtes ihn von der Rückkehr nach Europa abhielten. Sei dem wie immer, im Jahre 1890, d. h. vor der letzten Reise Emin Paschas nach dem Innern Afrikas

erhielt Emina Hanum von letzterem 500 Pfund Sterling als Entschädigung.

Über das fernere Schicksal der einst so gefeierten schönen Emina Hanum möchte ich lieber einen Schleier ziehen. Sie hat ihre Treulosigkeit und mehr ihren Undank gegen den guten Ismaïl Pascha bitter sühnen müßen, denn von Stufe zu Stufe rollte sie hinunter in der selbstverschuldeten Schmach.

Nach ihrer Rückkehr aus Breslau wurde ihr Gesuch um eine Witwen-Pension rund abgeschlagen, während der Sultan in seiner Großmuth alle fünf Söhne Ismaïl Paschas in den kaiserlichen Schulen erziehen ließ, von denen heute zwei als Militair-Ärzte und drei als Beamte ihr Leben fristen. Emina Hanum ging eine dritte Heirat ein, und zwar mit einem bosnischen Emigranten, einem gewissen Ali Aga, aus der Krajina, glaube ich. Dieser glaubte eine gute Partie mit der Witwe eines Muschirs zu machen, anderseits versprach sich Emina Hanum eine sichere Zukunft durch ihre Heirat mit einem bosnischen Gutsbesitzer.

Als das Ehepaar nach einigen Tagen darauf in die beiderseitigen leeren Taschen Einblick erhielt und sich beide als gefoppt ansahen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als zum Kadi zurückzulaufen, um ihre kurze Ehe wieder aufzulösen.

Nun beginnen von Jahr zu Jahr bitterere Stunden für die arme Emina, die nur auf die Almosen ihres Onkels und hie und da einiger früheren Hanumas aus der schönen Zeit angewiesen war. Endlich entschloß sie sich zu einer vierten Heirat und heute ist die gefeierte Witwe eines Muschirs die Frau eines Arabadjis (Kutscher) in Stambul und zu ihrem Unterhalte ertheilt sie Unterricht im Sticken in einer türkischen Mädchenschule. Ihre Verwandten, sogar ihre fünf Söhne, haben allen Verkehr mit ihrer Mutter infolge dieser Mesalliance abgebrochen.

Ihre Tochter von Dr. Schnitzer, Emilie, ist als Zahra Hanum mit einem türkischen Polizei-Feldwebel verheiratet."

Vor fünfzig Jahren.

Vor fünfzig Jahren war bei uns Revolution, d. h. eine Zeit edlen Ringens und Strebens nach idealen Gütern, nach Befreiung von dem schweren Druck, der seit langen Jahrzehnten lähmend auf allen geistigen Mühen und Arbeiten lag, und nach Erringung zeitgemäßer Formen und Einrichtungen im öffentlichen Leben, namentlich im Staatswesen, deren sich die meisten der anderen Culturstaaten erfreuten und unter deren Walten sie einen fortschrittlichen Aufschwung genommen hatten, hinter welchen unser schönes Vaterland in vielen, selbst materiellen Richtungen weit zurückgeblieben war. Es war aber, da allem Menschenwerk Schlacken anhängen und das gute und schöne selten ohne Kampf gegen die Mächte der Finsternis errungen werden kann, zugleich eine Zeit namenloser Wirrnis, entfesselter Leidenschaften, roher und verbrecherischer Gewalten, die den politischen Horizont, der in den Märztagen in so glückverheißender Helle und Reine erglänzt war, mit dem drohendsten Gewölke umdüsterten und verfinsterten.

In Prag am 11., in Wien am 13. März waren von kühnen und muthigen Männern die ersten Schritte geschehen, um an das lang vergeblich ersehnte Ziel geistiger und politischer Freiheit zu gelangen, aus allen Städten und Landen unseres Kaiserstaates ertönte lauter Zuruf und jubelnder Widerhall. Aber schon tauchten, selbst mitten in dem Freudentaumel der ersten Zeit, ungefügige Elemente auf, die mit Gewalt zu ertrotzen suchten, was die verständigeren Factoren auf dem Wege ruhiger Entwicklung durchführen zu können meinten. Bald loderte in weiten Gebieten offene Empörung auf: in Lombardo-Venetien, wo der

Abfall von Österreich in's Werk gesetzt werden sollte; in den Ländern der ungarischen Krone, wo der magyarische Chauvinismus den Widerstand der andersprachigen Völkerschaften herausforderte; in Galizien, wo die aus Frankreich und Belgien herbeigerufenen Emigranten nach dem Geheiß der Pariser Centralisation den Aufruhr durchs ganze Land predigten; in Böhmen, wo das gegenseitige Mistrauen der deutschen und slavischen Bevölkerung verhängnisvolle Zusammenstöße herbeizuführen drohte.

So kam es statt des im März erwarteten und ersehnten allgemeinen Völkerglückes zum Waffengang zwischen den piemontesischen Truppen und den Freischaaren aus allen Theilen Italiens einerseits und der kaiserlichen Armee unter dem Oberbefehle des Heldenmarschalls Radetzky anderseits; zu dem durch Militairgewalt bezwungenen April-Losbruche in Krakau; zu der ungezügelten Sturm-Petition und den Mai-Barricaden in Wien; zu den blutigen Junitagen in Prag; endlich zu dem gewaltigen October-Aufstande in Wien, bis am 2. December 1848 in Olmüz, wo der gütige, aber regierungsmüde Kaiser Ferdinand I. die Krone in die Hände seines jugendlichen Neffen übergab, Kaiser Franz Joseph I. mit dem Entschlusse und der unverdorbenen persönlichen Kraft, der Revolution ein Ende zu machen und seinen Staaten den Frieden zurückzugeben, den ererbten Thron seiner Väter bestieg.

Wie jede Revolution, so war auch die unsere eine wechsel- und lebensvolle Periode mit einer bunten Mischung von guten und schlimmen Charakteren, von edlen beherzigungswerthen und wilden beklagenswerthen Anstrengungen und Strebnissen, von schönen und häßlichen Zwischenspielen und Handlungen in so mannigfaltigem Reichthum dass, trotz der dick angeschwollenen großen und kleinen Literatur über das großartige Drama, noch immer einzelne Züge aus den Mittheilungen von Zeitgenossen nachgetragen werden können, die bezeichnende Lichter auf den Gang der damaligen Ereignisse werfen.

Einige Nachträge solcher Art sollen hier, bei einer Rückschau nach einem halben Jahrhundert das seither verflossen ist, dem geneigten Leser vorgeführt werden, der ihnen sein theilnahmsvolles Interesse nicht versagen wolle.

Wien, den 23. October 1897.

Herausgeber.

I.

Erlebnisse eines Wieners im Jahre 1848.

Von Friedrich Ritter Friedländer von Malheim.

Bis zum Jahre 1848 war ich, obgleich schon 23 Jahre alt, wie die meisten meiner Altersgenossen politisch ganz indifferent. Erst mit der Februar-Revolution in Paris begann ich über politische Verhältnisse nachzudenken.

Etwa zwei Jahre vorher hatte ich die Akademie der bildenden Künste in Wien verlassen und mich, angeregt durch die damals bekannt gewordenen Ideen Professor Waldmüller's, seiner in der Stadt, Rennggasse, gegründeten Privatschule angeschlossen. Die unruhige Bewegung, die sich am 13. März allenthalben kundgab, ließ mich unberührt, ich ging, wie gewöhnlich, in's Atelier, um an der Vollendung meines ersten Bildes „Mönche am Grabe eines Märtyrers" zu arbeiten, das ich zur bevorstehenden Ausstellung der Akademie bei St. Anna einreichen wollte. Zur gewohnten Stunde erschien Waldmüller im Atelier, wo ich ganz allein war. Er besprach die Vorgänge des Tages und forderte mich auf, mit ihm einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Freiung und Herrengasse waren überfüllt. Mit großer Mühe kamen wir zum Landhaus und in den Hof desselben, wo gerade jemand eine feurige Rede hielt. Nach kurzem Verweilen entfernten wir uns und kamen gerade dazu, als Erzherzog Albrecht[1]) in Begleitung mehrerer Officiere durch die Herrengasse ritt und mit tobendem Geschrei und lärmenden Ausrufen empfangen wurde. Über die Köpfe der massenhaft angesammelten Menschen hinweg sah ich vor dem Eckhause der Strauchgasse Placatrahmen herabreißen und ihm nachwerfen. In dieser unheimlichen Situation bogen wir in die Landhausgasse ein und

[1]) d. h. ein Stabs-Officier, der von der aufgeregten Menge irrthümlich für den Erzherzog Albrecht gehalten wurde. Anm. d. Herausgebers.

gingen derselben entlang auf die Bastei gegen das alte Kärntnerthor zu, wo wir uns verabschiedeten.

Im selben Augenblicke kam in scharfem Ritt General Fürst Karl Liechtenstein von der Kärntnerstraße daher gesprengt und rief dem wachthabenden Officier die Worte zu „Fermez la porte“.

Ich konnte noch durch das Thor in meine auf der Wieden gelegene Wohnung gelangen. Ob es überhaupt gesperrt wurde, weiß ich nicht, jedenfalls war es am andern Tage offen.

Das wüste Treiben in den Vororten, die vielfachen Plünderungen und Brandstiftungen durch den Pöbel glaubte man in allen ruhigen und gutgesinnten Kreisen am besten dadurch zur Ruhe und zum Stillstand zu bringen, wenn sich die intelligenten Elemente der Bevölkerung selbst bewaffnen würden. Und so begab auch ich mich, ermuthigt und aufgefordert von einer mir befreundeten Familie, bei welcher ich damals Zeichenunterricht gab, mit einem Degenstock beschenkt und bewaffnet, als Friedensstifter auf die Aula der Universität und machte einige Patrouillen mit.

Da mein Verhalten ein durchaus passives war, so ist mir kein Moment dieser bewegten Tage mehr in der Erinnerung. Die Erstürmung und Plünderung des Zeughauses erfuhr ich erst am andern Tage. Aber lebhaft erinnere ich mich an den 15. März abends, wo ich im dichtesten Gedränge auf dem Kohlmarkt die Verkündigung der gewährten Constitution hörte. Eine mit elementarer Gewalt durchbrochene freudige Bewegung erfaßte auch mich und ich weiß nur, daß ich vor Freude weinend die Stadt verließ und meiner Wohnung zueilte.

Ich lebte ruhig und beschaulich, so viel dies möglich war, fort und arbeitete an meinem Bilde. Allerdings wurde ich denn doch, sei es durch Gerüchte oder durch Zeitungslectüre immer erregter, aber ich nahm keinen thätigen Antheil an den Vorgängen.

Eines Tages aber erschienen drei Männer in meiner Wohnung und conscribirten mich als waffenfähigen Mann mit der Weisung, binnen acht Tagen entweder bei der Nationalgarde oder bei der Akademischen Legion einzutreten. Ich suchte und fand Aufnahme bei der vierte Compagnie der letzteren, wo ich von Zeit zu Zeit auf Wachtposten commandirt wurde. Exercirt wurde höchst selten. Man brachte uns einige Schwenkungen u. dgl. bei. Von einer eigentlichen Waffenübung ist mir nichts bekannt.

Mittlerweile vollendete ich mein Bild und brachte es zur Ausstellung, die naturgemäß im allgemeinen und für mich im besondern ganz theilnahmslos verlief.

Durch die Aussichtslosigkeit jeder Bestrebung, sowie durch den Mangel an Mitteln zur Fortsetzung meiner Studien, die ich mir bisher durch Ertheilung von Zeichenunterricht erwarb, wurde auch ich von der allgemein eingetretenen Unthätigkeit erfaßt und ergab mich sowie alle andern dem Bummeln.

Ab und zu wurden im Actsaale der Akademie von den Schülern Conferenzen abgehalten, in denen ganz ernsthaft von ihnen berathen wurde, wie sie unterrichtet werden sollten. Allerdings standen hinter den Coulissen ehrgeizige Männer, sogar Professoren derselben Anstalt, die ihre Ideen soufflirten. Samstag vor Pfingsten, als ich auf der Wachtstube bei St. Anna war, fragte mich ein College, ob ich mich nicht auch der nach Grätz gehenden Deputation anschließen wolle? Ich bejahte. Er verschaffte mir eine Fahrkarte, und so war ich Mitglied der Deputation. Bis Glogguitz fuhren wir mit der Bahn und wanderten von da beim Mondenschein, da die Bahn nur bis dahin fertig war, zu Fuße über den Semmering bis Mürzzuschlag, von da wieder per Bahn nach Grätz. Daselbst jubelnd empfangen und bewirthet, zog ich mit einer kleinern Abtheilung gegen Abend nach Marburg und am andern Tage nach Cilli. Überall derselbe Empfang, derselbe Jubel. Von Cilli ging's dann direct nach Wien, wo ich erschöpft und ermüdet ankam. Obwohl ich eigentlich nicht wußte, weshalb ich nach Steiermark gefahren war, so muthete mich doch dieses freudig aufgeregte Leben und Treiben dermaßen an, daß ich anfing daran Gefallen zu finden. Ich genoß es eben, wie es sich mir dargeboten.

* * *

Kaum in Wien angekommen, eilte ich sofort in die Stadt, um zu hören, was es neues gäbe. Es waren dumpfe Gerüchte über eine ausgebrochene Revolution in Prag in Umlauf, aber etwas bestimmtes erfuhr man nicht. Ich besuchte zur Zeit ein Kaffeehaus in der innern Stadt unter den Tuchlauben. Der Name ist mir entfallen. Da umringte mich eine Gruppe von jungen Männern, Studenten, die ich gar nicht kannte; sie erzählten schauderhaftes von den Thaten in Prag und

preßten mich förmlich mit ihnen zu fahren, um den bedrängten Brüdern zu Hilfe zu kommen. Einerseits war ich nicht in der Lage, die Situation zu beurtheilen, anderseits hatten falsche Scham und die Berufung auf meinen Patriotismus gewirkt, mich ihnen anzuschließen. Im Vormärz hatte gewiß jeder in Böhmen geborne, ob Deutscher oder Czeche, einen eingefleischten Local-Patriotismus. Von einer feindseligen politischen Gegnerschaft der beiden Nationen war wenigstens in meinen Kreisen keine Rede. Und so schien es mir plausibel mitzugehen, obgleich in meinem Herzen kein revolutionairer Gedanke war. Man gab mir eine Fahrkarte und wir reisten über Olmüz nach Prag, wo wir mit häufigen Unterbrechungen am Samstag spät in der Nacht ankamen.

Wer die Führer und Leiter der Expedition waren, wußte ich nicht, vielleicht auch keiner der Mitreisenden. Ich war einer Gruppe von etwa zwanzig jungen Leuten beigesellt. Die meiste Zeit verschlief ich, noch immer ermüdet von der steiermärkischen Fahrt. Erst vor Prag erfuhren wir, daß daselbst alles beendigt und daß die Stadt bombardirt worden sei. Wir wurden in ein ärmliches Gasthaus in der Nähe der Brenntegasse einlogirt, erhielten ein spärliches Nachtmahl und schliefen auf einem improvisirten Strohlager. Kein lautes Wort wurde gesprochen, alles wurde in unheimlicher Stille abgemacht. Am andern Morgen, dem Dreifaltigkeits-Sonntag, wurde uns bedeutet, nach Wien zurückzureisen. Da wir aber weder Geld noch Retourkarten hatten, wurde eine Abordnung an den Grafen Leo Thun beschlossen, ihn zu bitten uns die freie Rückfahrt zu gestatten. Es traf mich mit zwei anderen das Los. Wir begaben uns auf den Hradschin. Die Barricaden waren zumeist abgetragen, auf der alten Brücke und auf der Kleinseite campirte Militair aller Waffengattungen in fast allen Straßen.

Ungehindert wurden wir überall durchgelassen und nur ab und zu von Officieren gefragt, was dies oder jenes, z. B. das A auf meinem Kalabreser zu bedeuten habe. Graf Leo Thun war sehr liebenswürdig, aber konnte oder wollte unsere Bitte nicht gewähren. Als wir djes den wartenden Collegen mittheilten, wurde die Parole ausgegeben, Prag sofort einzeln zu verlassen und uns außerhalb der Stadt zum Weitermarsch zu sammeln. Auf diese Art kamen wir abends nach Planian. Wäre mir Prag nicht von früher schon bekannt gewesen, so hätte ich nichts von seinem Aussehen gekannt.

In unserer Mitte war auch ein Student, dessen Onkel Pfarrer und Dechant im genannten Orte war. Er begab sich zu ihm, um für uns ein Nachtlager zu erbitten. Wir warteten auf dem Platze unter einer Marienſäule, umgeben von zahlreichen Ortsbewohnern, die in dumpfen Gesprächen ihre Meinungen über uns austauschen mochten. Der Neffe des Herrn Pfarrers kam zurück und führte uns in's Pfarrhaus, wo man uns reichlich mit Milch und Brod bewirthete, wo wir aber sonst keine andere Unterstützung erhalten konnten. Nachdem wir uns gestärkt und ausgeruht hatten, traten wir unsern weitern Marsch unverzagt beim schönsten Mondenschein an und kamen beim Morgengrauen nach Kolin. Der Neffe des Herrn Dechant war natürlich zurückgeblieben und von Kolin aus waren unser nur mehr sechs, die weiter wanderten. Da wir uns gegenseitig kaum kannten, war diese Reduction nicht auffallend. In Iglau kam ich nur mit einem einzigen, einem gewissen Werner, der mir der sympathischeste war, an und auch dieser nahm hier von mir Abschied und so wanderte ich allein gegen Wien.

* * *

Von einer feindseligen Stimmung der Bevölkerung in Böhmen oder von einer revolutionairen Erregung habe ich gar nichts bemerkt. Im Gegentheil schien mir alles mehr apathisch als erregt zu sein. Nur vor Kolin begegneten wir mehreren Leiterwagen, beladen mit ganz primitiven Särgen, bäuerliche Fuhrleute, die gegen Prag fuhren. Diese zeigten sich etwas mürrisch und gaben auf unsere Fragen keine Antwort. Nur einer sagte oder brummte vielmehr: At vas tam všechny potlučou! Hingegen waren die Leute in Mähren, je mehr wir uns der österreichischen Gränze näherten, und in Nieder-Österreich selbst die Bevölkerung sehr freundlich und mein Kalabreser wirkte wahre Wunder. Überall wurde ich freundlich bewirthet. Viele Bauern trugen mir auf offener Straße ihre Anliegen und Beschwerden vor, in der Meinung dass ich ihnen als Legionär helfen könne. Endlich in Stockerau angekommen, ersuchte ich den Stationschef um eine Freikarte nach Wien, was ohne Anstand gewährt wurde.

* * *

Meine Lage war eine precäre. Von allen Lectionen behielt ich nur eine einzige und es standen mir kaum 6 fl. monatlich zur Ver-

fügung. Was thun? An einen Erwerb durch künstlerische Thätigkeit war nicht zu denken. Da erfuhr ich, dass in den Vorstädten und Vororten viele Bürger freiwillig hilfsbedürftigen Studenten Kost und Wohnung geben. Ich bewarb mich und erhielt einen solchen Freiplatz bei der Besitzerin einer kleinen Nadelfabrik in Hernals. Da die Inhaberin Witwe war und mit Recht der üblen Nachrede nicht ausgesetzt sein wollte, wurde ich auf ihre Kosten in ein entferntes Haus einquartirt, während ich Mittags und Abends am gemeinsamen Tische speiste. Da ich nun sorglos leben konnte, dachte ich an Beschäftigung und versuchte mich im Blumenmalen. Allein das ging nicht so leicht. Bei jedem Gerücht wurde der Ort alarmirt und sämmtliche hier wohnenden Legionäre mußten mit dem Schießprügel in die Stadt, sonst wäre es ihnen schlecht ergangen. An solchen Alarmtagen war wirklich kein Mangel. Wer diese Pression ausgeübt hat, weiß ich nicht, aber einer erzählte es dem andern und keiner wollte zurückbleiben.

So erinnere ich mich, dass ich eines Tages, ich glaube es war der 24. August, in die Stadt marschiren mußte. Von unserm Sammelpunkte bei St. Anna wurden wir zur Aula und von dort auf den Hof geführt. Der Platz war zum Erdrücken voll. Wir wurden der Hauptwache gegenüber aufgestellt, Nationalgarden und Studenten in einfachen Reihen. Was sollte daraus werden? Die sonderbarsten Gerüchte verbreiteten sich, Adjutanten und Ordonanzen gingen und ritten hin und her. Alle hatten scharf geladen. So verharrten wir mehrere Stunden in banger Erwartung. Endlich durften wir abmarschiren. Ganz erschöpft kam ich in später Nacht nach Hause. Ich beschloß nun der Einquartirung zu entsagen und übersiedelte nach Wien. Hier war ich wenigstens nicht dem Terrorismus ausgesetzt wie in Hernals. Nach Ausführung dieses Beschlußes athmete ich förmlich auf. Einige Gulden hatte ich mir durch das Malen eines Portraites erworben und war für einen Monat gedeckt.

An einem Septembertage fuhr ich im Stellwagen von Penzing nach Wien. In demselben saß auch der Hofrath im Oberstkämmereramte Herr v. Reymond, der mich kannte. Er erkundigte sich, wie es mir gehe und frug, was mit meinem Bilde geschehen sei? Er sagte mir, dass dasselbe zum Ankauf für den Allerhöchsten Hof vorgeschlagen war, er wisse aber nicht, weshalb der Ankauf nicht vollzogen wurde. Er rieth mir, das Bild dem Oberstkämmereramte zu übergeben, er

wolle trachten, den Ankauf zu befördern. Natürlich brachte ich es sogleich dahin und war nun voller Hoffnung.

* * *

Die Ereignisse nahmen nun den bekannten Verlauf. Nach und nach wurde der Dienst öfter und strenger. Jeder Legionär war verpflichtet, öfters auf der Wachstube zu erscheinen und in einem daselbst aufliegenden Verzeichnisse nachzusehen, wann er zur Dienstleistung einberufen ist. Man unterwarf sich gern dieser Bestimmung, theils aus Pflichtgefühl, theils aus Neugierde, denn auf der Wachtstube hörte man immer etwas neues. Ob wahr oder nicht, darauf kam es nicht an. Auch gab es da immer Brod und Wein und im Gegensatz zur Aula war es ruhiger und gemüthlicher.

Nach der Ermordung des Grafen Latour und nach der Einschließung Wiens endlich wurde es ganz ernst. Eines Tages wurde die Compagnie sogar in die Heumarkt-Caserne einquartirt. Ich war nur eine Nacht daselbst. Am frühen Morgen, das Datum weiß ich nicht mehr, wurden wir zum Ausmarsch befohlen. Man führte uns zur kleinen Nußdorfer Linie. Jeder erhielt einige Patronen und es hieß, daß wir von nun an Löhnung erhalten werden. Unser Feldwebel Schauspieler Küster versprach uns dieselbe am Orte unserer Bestimmung auszuzahlen, was aber nicht geschah. An dieser Linie ging es aber schon ganz kriegerisch zu. Daselbst waren große Lagerplätze von Holz und Brettern, die uns zur Deckung vortrefflich dienten; denn außerhalb der Linie in Döbling waren kaiserliche Jäger aufgestellt, die mit den hierseits befindlichen Studenten und Mobilgardisten ein lebhaftes Geplänkel führten. Hier lernte ich zum erstenmal das eigenthümliche Summen und Brummen der Gewehrkugeln kennen. Da von einem Commando oder sonst einem Befehle keine Spur war, so machte jeder was er wollte. Wer sich nicht an die äußerste, aus Balken und Brettern erbaute Verschanzung begab, an der einige Legionärs und Gardisten mit einer rothen Fahne die außen stehenden Truppen höhnten, der konnte sich leicht schützen und das thaten die meisten. Hier sah ich auch den ersten Todten, einen Juristen, der leichenfahl vom Platze getragen wurde. Ein gräßlicher Anblick! Im Laufe des Tages folgten noch einige. Plötzlich entstand ein besonderer Lärm. Es hieß, die Jäger hätten sich vorbewegt und eine Kanone, die hart am Canalufer postirt war, in's Wasser geworfen.

Die Meisten plagte der Hunger, da wir ohne Frühstück ausmarschirt waren. Einige versuchten sich aus den anliegenden Gärten, deren Planken größtentheils durchbrochen waren, zu verproviantiren, aber da sausten die Kugeln in so entschiedener Weise von Döbling hierüber, dass sie es unterlassen mußten. So mancher Legionär war froh von einem Proletarier ein Stückchen Brod zu erhalten, denn diese waren vorsichtigerweise damit versehen. Nachmittags entstand wieder eine größere Bewegung. Ein Reiter erschien auf einem Schimmel und spähte nach außen, sich in den Steigbügeln aufstellend. Es war General Bem. Ich mußte seine Ruhe und Gelassenheit mitten in diesem Kugelregen bewundern. Der Abend brach an, kein Commando, keine Ablösung. Natürlich gingen die meisten davon, auch ich. Auf dem Rückzug machte ich noch die Bekanntschaft einiger Granatbomben, die in die naheliegenden Schupfen geworfen wurden. Allgemeines Niederwerfen, darauf allgemeine Flucht gegen die Stadt. Am Horizont stiegen von allen Seiten Feuersäulen auf, von nah und fern. Erschöpft und ganz ermüdet schleppte ich mich in meine Wohnung auf der Landstraße in den Traun'schen Häusern und schlief bis zum Mittag des andern Tages.

Am darauffolgenden Abend war ich auf der Dominicaner Bastei. Da war ein förmliches Bivouak. Die mannigfaltigsten Gerüchte eines beabsichtigten oder schon vollzogenen Entsatzes durch die Ungarn wurden erzählt und hereingetragen. Nach Mitternacht erfolgte meine Ablösung und ich ging in meine Wohnung. Am andern Morgen kam ein in der Nähe wohnender Freund mit der Nachricht, dass die Ungarn bei Schwechat eine siegreiche Schlacht geschlagen hätten und dass bei der Marxer Linie die Bauern zahlreich einführen. Er animirte mich dahin zu gehen. Dort angekommen, zeigte sich seine Nachricht als unwahr, und als wir uns entfernen wollten, ließ man uns nicht mehr zurück. Da wir keine Waffen hatten gab man uns solche und wir mußten gute Miene machen. An der Linie waren drei Kanonen aufgestellt, die von einem ehemaligen Feuerwerker hätten bedient werden sollen. Ich spähte nach außen und bemerkte auf dem schräg gegenüber liegenden Friedhofe Kanonen aufstellen, ebenso in einem Garten in Simmering. Ich machte den Feuerwerker darauf aufmerksam. Er glotzte mich in weinseliger Laune an und sagte: „Was Ihna nit einfallt. Retariren thans!" Nun fiel in weiter Ferne ein Schuß, bald ein zweiter und ein dritter in nächster Umgebung, endlich ein solcher von der im Fried-

hofe aufgestellten Batterie. Ein zweiter Schuß von dort demontirte gleich die eine Kanone, ich glaube, dass diesseits gar kein Schuß abgegeben wurde. Der Lärm und die Verwirrung war unendlich. Wir wurden förmlich auf den Linienwall gejagt, wo schon zu unserem Empfang eine Unzahl von Höhlen oder Gruben in der Brüstung des Walles gegraben waren, wo wir Deckung suchten. Dennoch wurden mehrere verwundet und davon getragen. Auch mein Freund erhielt eine Contusion an der Brust durch einen auf ihn geschleuderten Erdhaufen. Wenn ich von meiner Höhle nach rückwärts blickte, sah ich alles voll von Kugeln, die Ziegel an den Dächern der meisten Häuser klirrten und fielen unaufhörlich. Es war ein Lärm und Getöse in der Luft. Zudem regnete es unter heftigem Wind. Es ist unglaublich wie trotzdem die Zeit schnell zu vergehen schien. Als es endlich selbst den Ruhigsten zu viel erschien, wollten wir uns von unserem gefährlichen Posten entfernen. Wir mußten über einen Steg des Canals, der die beiden Zollhäuser rechts und links verband. Da stand aber ein wüthender Mobilgardist mit entblößtem Schwert und schwur jeden niederzustechen, der es wagen wolle hinüber zu gehen. Als aber diese beiden Häuschen lichterloh aufflammten, nahm er selbst reißaus, und so konnten wir uns an das Marxer Brauhaus wenden und dort zwischen den Pfeilern Schutz suchen. Vom Linienwalle aus sah ich während der größten und heftigsten Kanonade einen Rastelbinder, scheinbar betrunken zur Linie hinausschreiten, mit dem wiederholten Rufe Živio Jellačić! Ich erwähne dies deshalb, weil ich immer glaubte, dass dies ein verkleideter Emissär war.

Noch während wir uns an die Wand des Marxer Brauhauses aufstellten, marschirten schon Soldaten zur Linie ein, von allen Seiten, insbesondere von den im Bau begriffenen Schlachthäusern, wurde geschossen und die Kugeln summten und pfiffen in unheimlicher Weise. In diesem Momente ging ich wie die meisten die hier waren in eine der Caserne gegenüberliegende Baumschule, deren Planken offen waren. Ich kam gegen Erdberg. Weiber schrien uns entgegen, ja nicht weiter zu schreiten, da dort am Canal die Kroaten in der gräßlichsten Weise alles mordeten. Als ich mich umwendete, um zu meiner Wohnung zu gelangen, waren schon die Barricaden überall von den Truppen, ob mit oder ohne Kampf, genommen und Leute brachten in allen möglichen Gefäßen Bier und Wein den einziehenden Soldaten zur Labung ent-

gegen. Am Thierspital lösten Soldaten die Nationalgarden ab und ich kam unbehelligt in meine Wohnung.

Gegen Abend machte ich einen Besuch bei der mir befreundeten Familie auf der Wieden und als ich von dort nach Hause ging, sah ich der Aufstellung von Soldaten neben der Technik zu, als vom Kärntnerthore mehrere Schüße dahin abgegeben wurden. Als ich weiter ging sausten schon über meinem Kopfe vom Schwarzenberg-Garten Raketen gegen die Stadt und von meinem Fenster in den Traun'schen Häusern, die damals die Front gegen den Heumarkt hatten, sah ich das Dach der Hof-Bibliothek in Flammen stehen.

So habe ich ohne es zu wollen die Bewegung des Jahre 1848 als einfacher Mann, ich möchte sagen „in Reih und Glied" mitgemacht, ohne die mindeste politische Erregung, ohne jeglichen Grund, aus bloßem Pflichtgefühl, wie gewiss hunderte andere, weil ich einmal dazu berufen und bestimmt wurde. Vielleicht hätte ich mich, wenn ich Mittel gehabt hätte abzureisen, dem allen entzogen, aber ich dachte nicht daran, weil die Nothwendigkeit zu bleiben mir so überzeugend eingeprägt war. Und wohin hätte ein junger Mensch damals reisen sollen? War doch ganz Europa aufgewühlt und jeder junge Mann der Verachtung verfallen, wenn er sich der Bewegung nicht anschloß!

Der Belagerungszustand brachte mir keine Unannehmlichkeiten, da ich mich nie bemerkbar machte, wurde ich auch nicht bemerkt und so vergingen einige Wochen. Ende November erhielt ich die Nachricht, dass Se. Majestät der Kaiser mein Bild um 150 fl. anzukaufen geruht hatte. Wer war glücklicher als ich! Sogleich miethete ich eine Jahreswohnung auf dem Kalkmarkt und schlug dort mein Atelier auf, gewillt jetzt nur meinem Berufe mit allem Eifer zu leben. Als ich, um mich nach langem Stillstand einzuüben, daran ging, mein Portrait durch den Spiegel zu malen, erschienen abermals drei Männer und forschten nach meinen Existenzmitteln. Durch Zeugnisse befreundeter Personen konnte ich diesem Verlangen Genüge leisten. Ich brauchte aber einen Pass. Ihn auf schriftlichem Wege zu verlangen, war nicht rathsam. Kurz entschlossen ging ich wieder per pedes zur Tabor-Linie und über das Weichbild Wiens hinaus, um mich dann mit Fuhrwerken aller Art in meinen Heimatsort, Kohl-Janowitz in Böhmen zu begeben. Die Gerichtsbarkeit dieser Stadt wurde aber in einem Dorfe Rattay, wo der fürstlich Liechtenstein'sche Ober-Amtmann residirte, ausgeübt. Dieser

empfing mich, als ich ihm das Decret des kaiserlichen Ankaufs vorzeigte, höchst wohlwollend und befriedigte mein passloses Dasein. Das Honorar von 150 fl. imponirte ihm am meisten, das war damals unerhört. Bekam ich doch zwei Jahre vorher von der Stadtgemeinde für zwei über einen Meter hohe Bilder, die ich für den neuen Friedhof während eines Ferien-Aufenthaltes malte, je 10 fl., die mir der Stadt-Policist Herr Filausek in voller Parade in 60 Zwanzigern im Namen des Bürgermeisters aufzählte, entzückt einen davon erhalten zu haben. O schöne Zeit!

Nun konnte ich per Bahn nach Wien einziehen. Kurz darauf abermals eine Vorladung zum Kriegsgericht. Man wollte dort wissen, dass ich im Mai vorigen Jahres in Schlesien die Bauern aufwiegeln wollte, da ich aber nachweisen konnte, dass ich mein Leben lang nicht in Schlesien war, übrigens der Gesuchte kein Österreicher und als im Alter von 40 Jahren stehend bezeichnet war, wurde ich entlassen.

II.

Episoden.

Aus Erinnerungen und Papieren des Herausgebers.

1.

Vor Goito, 30. Mai 1848.

In dem Leben des edlen ruhmgekrönten Erzherzogs Albrecht hat es ein volles Jahr schwerer Kränkung, unverdienter Zurücksetzung, fast Demüthigung gegeben, was ihn, zugleich mit der Wahrnehmung der damals schier trostlosen Lage seines Vaterlandes, in einen Zustand bitteren Seelenleidens versetzte.

Mit fünfundzwanzig Jahren Feldmarschall-Lieutenant und Adlatus des mährisch-schlesischen General-Commando, mit sechsundzwanzig commandirender General in Nieder- und Ober-Österreich mit Salzburg, traf den jugendlichen Herrn am 13. März 1848 die harte Pflicht, die Truppen, die er mit freudigem Hochgefühl dem äußern Feind entgegengeführt haben würde, gegen die eigenen Mitbürger ausrücken zu lassen.

Er befand sich in den Vormittagstunden jenes entscheidenden Tages, umgeben von seinem Generalstab, auf dem großen Exercierplatz am Glacis und empfing da die Meldungen von den sich überstürzenden Vorgängen in der innern Stadt. Die Garnison von Wien war durch einige Abtheilungen des Pionnier-Regiments verstärkt, die der Erzherzog aus Klosterneuburg herangezogen hatte. Den Brennpunkt der Bewegung bildete das Landhaus in der Herrengasse, wo die niederösterreichischen Stände eine fortwährend unterbrochene Berathung hielten, während den Hofraum eine durch leidenschaftliche Redner heftig aufgeregte Versammlung füllte und in den umliegenden Straßen immer toller sich gebärdende Massen wild durcheinander wogten.

Eine Grenadier-Compagnie, die durch das Franzens-Thor in die Stadt rückte, sollte Ordnung machen; sie marschirte über den Minoriten-Platz durch die Bankgasse gegen die Herrengasse, konnte aber hier wegen des Gedränges nicht weiter und lenkte durch die Strauchgasse auf die Freiung ein. Einige Zeit später erhielt die Grenadier-Division Deutschmeister, die seit Mittag auf dem Minoriten-Platze aufgestellt war, den gleichen Befehl; als sie aber in die Landhausgasse kam, wurde sie von Leuten, die in das zweite Stockwerk des Landhauses gedrungen waren, mit all' und jedem was ihnen gerade in die Hand kam beworfen; einige Grenadiere gaben Feuer, ohne dass jedoch jemand getroffen wurde. Auch sie mußten weiteres Vordringen aufgeben und zogen sich in ihre frühere Aufstellung zurück. Der Platz-Commandant General v. Matauschek, ein Greis von zweiundsiebenzig Jahren, ritt von einem Cavallerie-Corporal und zwei Ordonnanzen begleitet von der Freiung in die Herrengasse, um durch gütliche Worte die Masse zur Raison zu bringen; ihn traf ein so schwerer Schlag auf die Schläfe, dass er zurückgebracht werden mußte.

Nun beorderte der Commandirende den Pionnier-Obersten Frank von Seewies mit drei Compagnien durch das Franzens-Thor gegen das Landhaus; er selbst ritt, um sich durch eigenen Augenschein von dem Stande der Dinge zu überzeugen, gleichfalls in die Stadt und nahm, während die Pionniere durch die Teinfaltstraße marschirten, seine Richtung gegen den Minoriten-Platz. Einige Hüte hoben sich zum Gruße von den Häuptern, vereinzelte Vivat ertönten, mehrere Stimmen brachten dem Kaiserhaus ein Lebehoch. Der Erzherzog salutirte leichthin und verwies ernsten Blickes die Leute: „Gehen Sie nur ruhig nach

Hause, gehen Sie nach Haus!" Er bog in die Landhausgasse ein, die er langsam durchritt. Da kam ein Holzstück dahergesaust und streifte ihn am Hut, so dass ihm die Augengläser verschoben wurden. Er wandte sein Pferd und ritt zurück.

Mittlerweile hatten die Pionniere die Freiung erreicht. Eine Compagnie wurde in die Herrengasse beordert, wo sie von einem Hagel von Steinen und Holzstücken empfangen wurde; eines dieser Stücke, es war vom Rahmen einer Ankündigungstafel, traf den an der Spitze der Colonne marschirenden Hauptmann Karl Czermak so heftig auf den Kopf, dass er blutend zu Boden stürzte, worauf die Truppe Feuer gab und dann mit gefälltem Bajonnet die mit Geschrei nach allen Seiten flüchtende Menge vor sich hertrieb. Die Umgebung des Landhauses war frei und leer, nur fünf Körper lagen regungslos am Boden. Die Soldaten hatten aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Commando losgedrückt, es war eine unregelmäßige Salve, die meisten schoßen hoch, weil sonst bei der Nähe der Mann an Mann gedrängten Masse ungleich mehr Personen getroffen sein mußten.

Man sieht, der Erzherzog in Person hatte bei dieser blutigen Lösung nichts zu thun. Oberst Frank hatte einen Dreispitz, nur mit schwarzen statt gleich den Generalen mit grünen Federn, um den Leib einen jenem der Generale ähnlichen hechtgrauen Überrock, und so konnten ihn aus einiger Entfernung und in der leidenschaftlichen Verwirrung des Augenblicks viele mit dem Commandirenden verwechseln, und blitzschnell flog es jetzt durch die Stadt: der Erzherzog habe auf's Volk schießen lassen. Als einige Stunden später am Hof, wo sich das bürgerliche Zeughaus und das Hofkriegsgebäude befand, eine den ganzen Platz füllende Menge das Militair mit Zischen, Pfeifen, Drohworten bedrängte, erschien der Commandirende am Platze. Wieder gab es einzelne, die ihn durch beifälligen Zuruf zu versöhnen suchten, aber sie wurden durch das Geschrei der Mehrzahl im Gewühle erstickt: „Nichts Vivat, der hat auf's Volk schießen lassen!"

An einem andern Punkte der Stadt war die akademische Jugend in der Aula versammelt, die mit leidenschaftlichem Ungestüm nach Waffen schrien. „Zum Zeughaus! Das Zeughaus stürmen!" riefen einige. Da traten zwei Männer hastig in den Saal, einer vom Civil eine weiße Binde um den Arm, der andere ein Officier. Der Civilist Dr. A. A. Schmidl betrat die Tribüne und erklärte den Studenten, er sei von

Sr. Kais. Hoheit dem Erzherzog geschickt, der die Studenten auffordern lasse, gleich ihm, Schmidl, eine weiße Binde um den Arm zu nehmen und gemeinsam mit dem Militair zur Herstellung der Ruhe mitzuwirken. Er hatte kaum ausgesprochen, als alles wild durcheinander schrie: „Nie mit dem Militair, das ohne Aufforderung auf uns geschoßen hat!" Andere wandten sich an Schmidl: „Welche Kaiserliche Hoheit sendet Sie?" Erzherzog Albrecht! „Der hat den Befehl gegeben! Nichts mit ihm!" ...

Das war die allgemeine Meinung, und dabei blieb es! Erzherzog Albrecht, lief es durch ganz Wien, hat Feuer commandirt, Erzherzog Albrecht hat aufs Volk schießen lassen, Erzherzog Albrecht hat Bürgerblut vergießen machen! Da halfen keine Belehrungen und keine Vorstellungen. Nur wenige wußten den wahren Hergang zu erzählen, nur wenige bemühten sich der mit so großer Zuversicht behaupteten Thatsache wahrheitsliebend nachzuspüren und auf den Grund zu sehen; nur wenige erfuhren den eigenen Ausspruch des Erzherzogs, der in Gegenwart vieler Zeugen feierlichst auf sein kaiserliches Ehrenwort versicherte, nicht den Befehl zum schießen gegeben zu haben[1]). Es war nicht so schwierig zu erwägen, warum man sowohl von Seiten des Hofes als von jener des Militairs Anstand nahm, eine amtliche Erklärung in diesem Sinne der Öffentlichkeit zu übergeben; aber gerade das Unterbleiben einer solchen Erklärung galt solchen, denen das gute zu glauben schwerer fällt wie das schlimme, als ein neuer Beweis, daß der Erzherzog wirklich das gethan hatte, wessen er beschuldigt wurde.

In seinem Innersten aufs tiefste verletzt, in seiner persönlichen und militairischen Ehre angegriffen, bat Erzherzog Albrecht gleich am 14. den Kaiser um die Gestattung sein Commando „zeitweilig niederlegen zu dürfen", ein Schritt der in der aufgeregten öffentlichen Meinung neuerlichen Anlaß zu Misdeutung bei den einen, zu böswilligen Auslegungen bei den anderen bot[2]). In einem General-Befehl

[1]) A. A. Ztg. Nr. 92 vom 1. April 1848 S. 1463 ✡ Wien 29. März.

[2]) Vgl. ebenda H Wien 29. März, A. o. Beil. zu Nr. 94 vom 3. April S. 1 f.: (Der Erzherzog) „ist, ich war an Ort und Stelle im Moment wo die ersten Opfer fielen, als Höchst-Commandirender von den anwesenden Hunderten und Tausenden bezeichnet worden, er hat gleich darauf das Commando niedergelegt und öffentlich gegen das ihm beigemessene so wenig direct als indirect protestirt; das sind Thatsachen, denen die beweisende Kraft durch nachträgliche Casernen-Registraturen (?!) nicht geraubt werden kann, und denen allenfalls noch Specialia hinzuzufügen wären, wenn es darauf ankäme."

nahm Erzherzog Albrecht von den Truppen, die er bisher befehligt hatte, Abschied und zog sich auf seine Herrschaft Seelowitz bei Brünn zurück.

Er sprach den Vorsatz aus, und es hatte den Anschein, dass er sich, gleich dem Wallensteiner nach dem Verluste seines Generalats, ganz der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen und einem otium cum dignitate widmen wolle. Auch blieb ihm kaum eine andere Wahl. Ein anderes Commando stand nicht offen, und selbst wenn eines da gewesen wäre, würde man sich angesichts des gegen ihn aufgereizten Volksgeistes in den maßgebenden Kreisen nicht getraut haben, ihm ein solches zuzuweisen. So bot er dem am 27. März seine volle Entlassung aus dem activen Militairdienste an, was ihm mit Allerhöchstem Handschreiben vom 30. in huldvollen Ausdrücken gewährt wurde, und so sah sich ein edler, warm fühlender, nach Thaten auf dem Felde der Ehre dürstender Prinz im frischen Lebensalter von nicht ganz einunddreißig Lebensjahren in zeitlichen Ruhestand versetzt.

Mittlerweile griff die Revolution immer weiter um sich. In Böhmen, in Galizien, vor allem in den Ländern der St. Stephans-Krone gährte es, Mailand fiel, Venedig fiel, ein treuloser Nachbar rückte ohne Kriegserklärung auf lombardisches Gebiet, aus allen italienischen Staaten, die dynastisch dem Kaiserhause so nahe stehenden Toscana und Modena nicht ausgenommen, brachen Kriegsschaaren über den Po herein, Radetzky mit seiner durch Abfall der italienischen Regimenter verringerten und geschwächten Macht mußte sich in das Festungsviereck — Verona, Peschiera, Mantua, Legnago — zurückziehen und sich für's erste auf die Abwehr beschränken, um sich des von allen Seiten ihn umzingelnden Feindes standhaft zu erwehren.

Da litt es den feurigen Erzherzog nicht länger in seiner Unthätigkeit, am 15. April reiste er von Seelowitz ab, am 25. meldete er sich beim Feldmarschall als Freiwilliger, am 28. machte er den Nachtmarsch der Brigade Erzherzog Sigismund nach Pastrengo mit, stand hier am 29. im Feuer und ebenso am 6. Mai bei Sta. Lucia. Es war fast, als ob er den Tod suchte. Denn zu der Verläumdung von radicaler Seite, dass er auf's Volk habe schießen lassen, kam ihm der gerade entgegengesetzte Vorwurf zu Ohren, den man ihm in militairischen Kreisen machte: er habe es am 13. an Schneidigkeit fehlen lassen; würde er, hieß es da, schärfer losgegangen sein, so wäre die ganze

Revolution im Keime erstickt worden, und so wollte er jetzt, wo er sich überall dem ärgsten Kugelregen aussetzte, durch den Augenschein den Beweis liefern, dass es ihm an Schneidigkeit nicht fehle.

In seiner Eigenschaft als blos „zusehender General", wie er selbst von sich sagte, konnte der edle Erzherzog nicht eigentlicher Mitkämpfer, sondern bloser Zeuge jener bewunderungswürdigen Haltung und zeitweisen Erfolge sein, durch welche es der k. k. italienischen Armee unter ihrem angebeteten greisen Marschall gelang, sich des Andrangs überlegener feindlicher Streitkräfte siegreich zu erwehren, bis sie durch unerläßliche Nachschübe aus dem Innern der Monarchie so weit verstärkt sein würde, um das Wagnis entschloßenen Angriffes auf sich zu nehmen. Doch was halfen, so sagten sich viele in bangem Zweifel, alle Heldenthaten des Heeres, wenn in dem weitaus größten Theile der Monarchie die Revolution um sich griff, wenn im Mittelpunkte des Reiches der Thron wankte, die Männer des Umsturzes mehr und mehr Boden gewannen! Die rohe Verletzung seines Hausrechtes durch die Sturm-Petition am 15. Mai hatte den gütigsten wohlwollendsten der Herrscher aus Wien verscheucht, und immer trafen Nachrichten von neuen Unordnungen gefährlichster Art aus Wien, aus Prag, aus Pest im Haupt-Quartiere Radetzky's ein.

Solches waren die allgemeine Lage des Reiches und die persönliche Stellung des Erzherzogs Albrecht, als sich jener kurze aber bezeichnende Auftritt abspielte, den der Vergessenheit zu entreißen Zweck unserer gegenwärtigen Darstellung ist.

Nach dem glänzenden Tage von Curtatone, 29. Mai, dessen Erfolg der Entsatz der hart bedrängten Festung Mantua war, dirigirte der Feldmarschall am 30. seine Colonnen zwischen dem Mincio und dem Chiese in nordwestlicher Richtung. Er hatte nicht die Absicht an diesem Tage eine Schlacht in großem Style zu schlagen, sein Zweck war die Recognoscirung der feindlichen Stellung in der Ebene und zugleich eine Bedrohung der rechten Flanke der piemontesischen Haupt-Armee, die dadurch vielleicht veranlaßt würde, die Mincio-Linie und die Umschließung der hart bedrängten Festung Peschiera aufzugeben. Allein beim Aumarsch gegen Goito stieß das erste Armee-Corps auf den General-Lieutenant Bava, der in einer vortheilhaften Stellung mit 54 Geschützen und einer numerischen Übermacht das Feld beherrschte.

Dessen ungeachtet griffen die Kaiserlichen an; der Erfolg des vorhergehenden Tages hatte die Kampfeslust der Truppen und ihrer Führer so gesteigert, daſs sie schneller in das Gefecht verwickelt waren als man beabsichtigte, und nun wäre es gefährlich gewesen es abzubrechen. Der tapfere Benedek hielt ein heftiges Geschütz- und Kleingewehrfeuer aus, mußte aber zuletzt seine Brigade aus dem wirksamen Schußbereich des Feindes etwas zurücknehmen und einen Theil der in Reserve gehaltenen Brigade Clam in's Gefecht ziehen, die bei der überlegenen Macht und der günstigen Stellung der Pimontesen einen schweren Stand hatte und empfindliche Verluste erlitt.

Graf Clam saß mitten im Feuer auf einem Baumstrunk oder Balken, und ertheilte von da aus seine Befehle, als er den Erzherzog Albrecht herannahen sah. Clam sprang auf und eilte auf den Erzherzog zu. „Ja, um Gotteswillen, Kaiserliche Hoheit", rief er aus, „wie können Sie sich in solcher Weise exponiren?! Bedenken Sie nicht, was für Folgen ein Unfall, der Sie träfe, nach sich ziehen könnte! Meinen Eure Kaiserliche Hoheit, daſs ich an einem so gefährlichen Punkte bliebe, wenn mir nicht Pflicht und Ehre geböten hier auszuharren?!" Der Erzherzog reichte ihm treuherzig die Hand und sagte mit Wehmuth: „Sagen Sie, mein lieber Clam, was kann ein österreichischer Erzherzog in der jetzigen Zeit sich besseres wünschen, als in der Mitte seiner Kameraden einen ehrlichen Soldatentod?!" . . .

In späten Jahren, als Clam nach einer thatenvollen Laufbahn den Rest seiner Tage in Ruhe verbrachte, ließ er von General Berres von Perrez, der, gleichfalls im Ruhestand, den Pinsel mit gleichem Geschick handhabte mit welchem er früher den Degen geführt hatte, die Scene in Aquarell darstellen. Zwei Generale in Campagne-Uniform, die Gesichtszüge wohl getroffen, die Haltung charakteristisch, schreiten auf einander zu: Erzherzog Albrecht ergreift mit beiden Händen die Rechte Clam's, der hoch und schlank sich zu dem kaiserlichen Prinzen neigt; im Hintergrund in Pulver gehüllt die Schlacht; zur Linken des Beschauers eine Colonne Infanterie, von ihren Officieren zu Fuß und zu Pferd commandirt, marschirt im Sturmschritt an den beiden Gestalten vorbei in heißem Eifer in den Kampf; zur Rechten Geschütze, die ohne Unterlaſs von Kanonieren bedient ihre Geschoße gegen den Feind ab-

senden. Unten am Rahmen des Bildes stehen die so eben angeführten vom Erzherzog gesprochenen Worte. Gefehlt ist nur das Datum, der 31. Mai 1848 statt des 30.

Von dem sehr gelungenen Bilde existiren zwei vollkommen gleiche Exemplare von derselben Künstlerhand. Das eine hat Graf Clam Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Albrecht gewidmet; auf dem Bilde steht: „Andenken erhalten von dem General der Cavallerie Graf Clam-Gallas 1888"; es befindet sich in der Gemälde-Sammlung des erzherzoglichen Palais. Das zweite ist im Besitze der Familie Clam-Gallas auf Schloß Friedland.

2.

Wien, Mai-Juni 1848.

Anton Füster in seinen Memoiren I 204—212 und nach ihm Moriz Smets in seinem Werke „Das Jahr 1848" (Wien, Waldheim 1872) S. 363—365 erzählen folgendes:

In den ersten Junitagen hätten sich einhundertfünfzig, nach Anderen gar zweihundert „Swornostjungen" in Wien eingefunden und daselbst allerhand Unfug getrieben, Deutsche angefallen und mishandelt, böhmische Spottlieder auf die Deutschen auf offener Straße gesungen, deutsche Fahnen zerrissen u. dgl. m. Ihr Hauptsitz sei das Kaffeehaus Gerlovich am Bauernmarkt — rechtes Eckhaus beim Eingang zum Wildpretmarkt — gewesen, da hätten sie jeden eintretenden Deutschen verhöhnt und die Kellner gezwungen ihm nichts zu verabreichen, so dass, wie Füster versichert, „der Gastwirth und die Aufwärter einem Deutschen gar nicht eine Schale Kaffee geben wollten". Darüber sei die Erbitterung gegen das Kaffeehaus so heftig geworden, dass Gerlovich zu Füster gekommen sei und ihn inständigst gebeten habe Mittel zu treffen, „um seine Wirthschaft zu retten, da man in der nächsten Nacht sein Kaffeehaus demoliren und ihn selbst insultiren wolle". Der erbetene Schutz, erzählt Smets, sei dem Gerlovich „durch permanente Aufstellung einer Abtheilung der Nationalgarde" gewährt worden.

Diese ganze Erzählung ist nichts als ein Gewebe von Lügen. Einzelne „Swornostjungen" mögen hin und wieder nach Wien gekommen sein, in größerer Anzahl als Deputation sind sie niemals dort erschienen. Als Deputation erschienen wohl in Wien wiederholt Sendschaften Prager Studenten, und da diese mitunter eine der Swornostmütze

ähnliche Kopfbedeckung s. g. Podébradka trugen, die auch bei vielen in Wien studierenden Böhmen damals im Gebrauch war, so lag die Verwechslung mit den Swornoštern nahe, wie denn bald alles, was aus Prag nach Wien kam, auf Rechnung der verrufenen und verwünschten Swornošter geschrieben wurde.

Um mir über diesen Punkt größere Sicherheit zu verschaffen, wandte ich mich brieflich an den k. k. Notar zu Weißwasser in Böhmen Dr. Wenzel Tieftrunk, den ich persönlich nicht kannte, der mir aber durch Herrn Professor Dr. Johann V. Lambl als ein Kenner damaliger Wiener Verhältnisse und Zustände empfohlen war. Tieftrunk, Böhme von Geburt, hatte nämlich alle vier juristischen Jahrgänge in Wien studirt, war insbesondere vom 13. März bis gegen den 9. oder 10. Juni 1848 mit geringen Unterbrechungen fortwährend in Wien, war Mitglied der akademischen Legion in welcher er eine Charge bekleidete, war als solcher mehr als einmal als Redner aufgetreten und hatte dabei, da er bei wiederholten Gelegenheiten seine bei den Wienern misliebigen Landsleute eifrig in Schutz nahm, „häufige bis zur Rauferei führende Debatten" veranlaßt.

„Unser Hauptquartier", schrieb mir Tieftrunk, „war das Kaffee Gerlovich. Zweimal, wenn nicht dreimal des Tages war ich sicher da; denn hier war der Sammelplatz aller Slaven, besonders der Böhmen und Mährer; hier haben wir uns in der wild bewegten Zeit gefreut und haben getrauert wie in einer Familie. Alles was von Prag kam, besuchte sogleich und ausschließlich den Gerlovich, wo jeder Freunde und Auskünfte fand. Daß also bis zum 9. Juni inclusive eine größere Zahl Swornošter nach Wien gekommen wäre, ohne daß ich davon etwas erfahren hätte, ist beinahe absolut unmöglich. Den Grund, warum die Swornošter gerade diesmal [1]) nach Wien gekommen wären, sehe ich auch nicht ein. Wollten sie auf der Aula für Böhmen Propaganda machen, so war dies ohne mein Wissen, ohne unsere Intervention, ohne frühere Besprechung bei Gerlovich undenkbar; denn auf der Aula war ich sehr gut bekannt". Es sei sogar zu bezweifeln, meint Tieftrunk weiter, ob überhaupt zweihundert Mann von der Swornoš uniformirt waren. Und da solle das ganze Corps von Prag abmarschirt sein, und gerade zur Zeit des Slaven-Congresses?! „Den 10. oder 11. Juni

[1]) Zu Anfang Juni.

sah ich doch das ganze Corps vor dem Museal-Gebäude in Prag aufgestellt, und zweifle dass davon zweihundert Mann gefehlt haben. Die Swornost-Affaire dürfte auf die Erlebnisse irgend einer größern Deputation hinauslaufen, aber auch von einer solchen ist mir aus den ersten Juni-Tagen nichts bekannt".

Tieftrunk kommt nun in seinem Schreiben auf die angebliche Umstellung des Kaffee Gerlovich durch die Wiener Nationalgarde zu sprechen. Eine solche, erinnert er sich, habe allerdings eines Tages stattgefunden, aber nicht wegen der Swornoster, die dort ihr Unwesen getrieben haben sollen, sondern aus einem ganz anderen Grunde. Hören wir ihn selbst!

„Eines Vormittags — es war zwischen dem 20. Mai und etwa 2. Juni — ging ich aus der Aula und da sah ich an einer Ecke der Bäckerstraße ein Placat des Inhalts beiläufig: ‚Mitbürger! Die Unruhen in der Stadt, die ganze revolutionäre Bewegung ꝛc. haben einzig und allein die Juden verschuldet, sie allein tragen die Schuld an unserem Unglück' — und in diesem Sinne ging es weiter gegen die Juden[1]). Ich ging mit der Neuigkeit zum Gerlovich. Ich weiß heute nicht wie es kam; aber alles war gut arrangirt, in dem Kaffeehaus waren ganze Ballen von dem Placat und zugleich waren in dem kleinen Hofe Weiber mit Körben, welche die Placate zum Verkauf übernahmen, um sie sodann

[1]) Wahrscheinlich war dies das Flugblatt des bekannten, vor einigen Jahren verstorbenen Schriftstellers G. E. Haas „Triumphbogen jüdischer Nation" (1 Bl. Fol. M. Lell). „Ich war eines Tages", so berichtet Haas, „im Club der Volksfreunde, als dieser noch sein Lager bei der ‚Kaiserin von Österreich' aufgeschlagen hatte; ich glaubte das gute Barebone-Parlament vor mir zu haben, so viele Isaak, Jacob, Aaron und Ephraim sah ich vor mir. Angefangen von Dr. Tausenau bis zum Dr. Goldmark lauter Juden und nichts als Juden". Bei diesem Anblick habe sich Verfasser gewundert, „dass man nicht die Frage aufgeworfen habe, ob nicht lieber hebräisch statt deutsch zu debattiren sei". — Es war noch von einem anonymen Placat die Rede, das am 19. Mai erschienen sei und dessen Inhalt am 20. Graf Albert Montecuccoli, Präsident des Central-Comité der Nationalgarde, in einem öffentlichen Anschlag als „gemeinschädliche Ausfälle" bezeichnet haben soll. Ich kenne aber diese beiden Stücke nicht; mindestens habe ich keines von beiden unter den genannten Tageszahlen in meiner Sammlung auffinden können. Vgl. meine „Confessionale Frage in Österreich 1848" S. 362 f. — Das kleine Parlament 1653 unter Cromwell hieß auch das Barebone-Parlament von seinem ersten Präsidenten Preisegott Barebone, und zeichnete sich durch die alt-testamentarischen Namen aus, welche die puritanischen Mitglieder sich beilegten; da gab es lauter Ezechiel, Habakuk, Josia u. dgl.

an den Straßenecken loszuschlagen. Uns alten Gästen hat die Hetze viel Spaß gemacht. Es dauerte aber kaum zwei Stunden, als im Kaffeehause eine Abtheilung Nationalgarde mit Commissaren des Sicherheits-Ausschußes erschien und mit ihnen einige der Weiber. Ich sah kein günstiges Resultat dieser Intervention des Convents voraus; denn ich hörte, dass man Verbrecher, diese Judenhetzer suche u. dgl. m. Ohne viel Discurs oder Aufsehen verließ ich das Kaffeehaus durch eine mir wohl bekannte rückwärtige Thüre und ging geraden Weges nach Hause in die Leopoldstadt. Drei Tage kam ich nicht zu Gerlovich und meine Freunde auch nicht. Während dem verdrängten neue Ereignisse die Frage des Juden-Placats und als wir uns im Kaffee wieder zusammenfanden, erfuhren wir, dass die Weiber niemanden zu nennen wussten, der die Placate vertheilt hätte; aber im Sicherheits-Ausschuße habe das Erscheinen des Placats ungeheures Aufsehen gemacht. In solcher Weise kam meines Wissens das Kaffee Gerlovich mit dem Sicherheits-Ausschuß in Berührung; etwas anderes ist mir nicht bekannt" . . .

Zum Schluße dieser Aufklärung sei mir gestattet zu bemerken, dass Tiefstunk's Schreiben vom 15. Juni 1896, das er, von einem schweren Leiden einigermaßen erholt, an mich richtete, das letzte war, das ich von ihm erhielt; einige Wochen später empfing ich die Nachricht von seinem Tode.

3.

Prag, 12. Juni 1897.

Der Straßenkampf am verhängnisvollen Pfingst-Montag war bereits in vollem Zuge. Es war in der fünften Nachmittagsstunde. Im Eckſaale des ersten Stockwerks im General-Commando-Gebäude, dessen Hauptfront in die Zeltnergasse und dessen westliche Seitenfront gegen den Obstmarkt sah, befand sich die Gemahlin des Landes-Commandirenden Fürstin Eleonora Windisch Grätz, geb. Prinzessin Schwarzenberg, mit ihrer Schwester Fürstin Bretzenheim und ihrem jüngsten Sohne Prinzen Victor. Sie trat an's Fenster, nach einigen um, tief ergriffen von den unheilvollen Vorgängen die sich unter ihren Fenstern abspielten, hinab auf die Straße zu sehen, nach andern um einen Brief oder ein Zeitungsblatt besser lesen zu können. Der Prinz war im Begriff die Jalousien emporzuziehen, um seiner Mutter mehr Licht zu verschaffen, als eine einfallende Kugel die Scheiben zersplitterte. Er

sprang zurück — und da lag die Fürstin zu Tode getroffen in den Armen ihrer von jähem Schreck selbst halbtodten Schwester. Kein Laut war zu hören gewesen, der Tod mußte augenblicklich erfolgt sein[1]).

Wer hatte das tödtliche Geschoß gesendet? Man konnte nicht einmal mit Bestimmtheit sagen aus welcher Richtung es gekommen war: Von der Straße? Oder aus dem Gewölbe des Kürschnermeisters Anton Kubláček in der Zeltnergasse „zum goldenen Gitter"? Oder aus dem der Hauptfront gegenüberliegenden Gasthof „zum goldenen Engel"? oder aus dem gegen die Seitenfront gelegenen Hause „zur schwarzen Muttergottes"? War der Schuß aus einem Fenster gefallen oder von einem Dache, wo etwa der Schütze hinter einem Rauchfang gedeckt war? Die benachbarten Häuser wurden in allen Räumen durchsucht, es fand sich nichts. Dagegen wurde in einem Kaffeehause der Zeltnergasse ein Mann getroffen, der sich als Marqueur geschäftig machte, zu welcher Hantirung aber die silbernen Fransen seiner Beschuhung nicht passen wollten. Er wurde ergriffen und als ein Mitglied der Verbindung „Slavia" entdeckt, namens Maximilian Maux, ein Hörer der Technik, der früher als Jäger in Diensten des Generals Grafen Wengersky gewesen und als ein guter Schütze bekannt war. Diese Meinung verbreitete sich rasch in der Stadt; nicht blos vom Militair, auch von der Bevölkerung wurde Maux für den „Mörder" der Fürstin gehalten[2]). Maux erfuhr von den erbitterten Soldaten eine harte Behandlung, wurde, als die Truppen das rechte Moldau-Ufer räumten, auf den Hradschin geschleppt und dort einer peinlichen Untersuchung unterzogen, aus der er zuletzt entlassen werden mußte, weil die in der Leiche der Fürstin gefundene Kugel in den Lauf des Stutzens, mit welchem der Verdächtige ergriffen worden war, nicht paßte.

Wer war also der Mörder? Im Stadtgespräch wurde noch ein anderer Hörer der Technik genannt, der als schneidiger Charakter, als „ein robuster und allzeit zum schlagen bereiter Mann" bekannt war, nach den Juni-Tagen zum Militair trat, es daselbst bald zum Officier brachte und nach einer ehrenvollen Dienstzeit als k. k. Obrist in den Ruhestand trat. Daß der gegen ihn angeregte Verdacht jemals in eine ernste Untersuchung wäre gezogen worden, hat nirgends verlautet.

---

[1]) Vgl. Čšt. Jb. 1897 S. 58—60.

[2]) Vgl. Staněk an Čelakowský 12. Juni; Č. Č. M. 1872 S. 333.

Irgend ein Dritter wurde nicht genannt, und so ist wohl die Frage aufzuwerfen: war überhaupt jemand Thäter im criminalistischen Sinne des Wortes? Welches wäre das Motiv der That gewesen? Dass es auf die edle und allgemein verehrte Fürstin nicht abgesehen sein konnte, stand außer allem Zweifel. Aber vielleicht galt die Kugel dem durch die aufwieglerischen Hetzer vernehmten und von der Meute auf's grimmigste gehassten Fürsten?! Windisch Grätz' eigene Meinung war dies; als er in das Zimmer trat und vor der Leiche seiner Gemahlin niedersank, sprach er, nachdem er einige Fassung wieder gewonnen hatte: „Mir war es vermeint, Dich hat es getroffen!" Aber war es ihm wirklich vermeint? Wen sah der vorausgesetzte Schütze von unten oder aus dem vis-à-vis? So lang die Jalousien geschlossen waren sah er überhaupt keinen Menschen, und als sie gehoben wurden war der Schuß bereits gefallen! Oder hätte er auf's gerade Wohl geschossen?

Auf's gerade Wohl? Ja, konnte dies nicht auch in anderer Weise geschehen sein? Konnte nicht, ohne dass von menschlicher Seite was immer beabsichtigt gewesen, ein grausamer Zufall eingetreten sein?

Auch diese Ansicht hat ihre Vertheidiger gefunden!

Einer meiner Jugendgenossen war der vor einigen Jahren verstorbene Prager Landesgerichts-Präsident Karl Maux, also ein Namensvetter, vielleicht sogar, so sagte ich mir, ein naher Verwandter des früher genannten Technikers. Jedenfalls konnte ich voraussetzen, dass, wäre es auch um des blosen Namens willen, Präsident Maux ein Interesse hatte, den Lebensschicksalen und näheren Verhältnissen des andern Maux nachzugehen, und in diesem Sinne wandte ich mich mit der Bitte um mögliche Aufschlüße brieflich an ihn.

Im Mai oder Juni 1893 erhielt ich freundliche Antwort, die ich, mit Hinweglassung der persönlichen nicht hieher gehörigen Mittheilungen seines Briefes, wörtlich hier folgen lassen will.

„Gleich nach Erhalt Deines Briefes ging ich zu meinem Cousin, dem pensionirten Steuereinnehmer Maux, um von ihm die gewünschten Daten über seinen Bruder, den gewesenen Techniker Max Maux, zu erhalten und erfuhr folgendes:

Der Techniker Maximilian Maux war im Jahre 1848 Leibjäger beim General Wengersky, dem Kammerherrn des Erzherzogs Karl Ferdinand, ist dort ausgetreten und wurde Centurio beim Techniker-

Corps. Am Pfingst-Montag, im Augenblicke, wo die Fürstin Windisch-Grätz erschossen wurde, befand sich Maux in dem dem General-Commando gegenüberliegenden Hause „zur schwarzen Muttergottes", wurde dort vom Militair, da er mit einem Doppelstutzen bewaffnet war, ergriffen und arretirt, jedoch nach einiger Zeit, wegen Mangels an Beweisen der Schuld an dem Morde der Fürstin, entlassen. Nun trieb er sich in Prag herum. An den Mai-Ereignissen im Jahre 1849 scheint er sich abermals betheiligt zu haben, denn er verschwand von Prag und wurde steckbrieflich verfolgt. Er war einige Tage bei seinem Bruder dem Steuereinnehmer in Münchengrätz — einem sehr conservativen Manne —, dann bei einem Förster versteckt, und es gelang ihm nach Serbien zu entkommen und eine Jägerstelle bei einem Grafen zu erhalten. Doch auch hier hielt er es nicht lang aus, und ging nach England, wo er eine Witwe und Hausbesitzerin heiratete. Nach einer etwa dreijährigen kinderlosen Ehe ging er abermals nach Serbien und wurde Lehrer in Alexinac. Während des serbisch-bulgarischen Krieges verlor er diese Stelle und trieb sich an verschiedenen Orten in Serbien, unterstützt von seinem Bruder, herum, bis er im Jahre 1892 dort starb.

Dies ist alles, was ich von Max Maux weiß, und dürfte dies für Deine Zwecke kaum von Interesse sein. Doch einen Umstand glaube ich noch erwähnen zu sollen: Im Jahre 1856 oder 1857 war Maux in Belgrad, begab sich auf das österreichische Consulat und bat ihm zu gestatten seine in Prag todtkranke Mutter unangefochten besuchen zu dürfen. Man frug in Wien an, und als Maux nach drei Tagen wieder auf's Consulat kam, wurde er daselbst verhaftet und nach Prag an das Strafgericht — wo ich eben Rath war — eingeliefert. Hier wurde die Untersuchung wegen des Mordes der Fürstin Windisch Grätz wieder aufgenommen und da zeigte es sich, dass die Kugel, mit der die Fürstin getödtet wurde, nicht in den Stutzen des Maux passte, sondern weit größer und eine Militair-Kugel war, und dass die Fürstin aller Wahrscheinlichkeit nach von dem am Obstmarkt vorstürmenden und feuernden Militair durch Zufall in Folge eines Prellschusses getödtet wurde. Maux wurde als nicht schuldig entlassen. Dies ist alles, was mir und seinem Bruder bekannt ist" . . . .

Der geneigte Leser wird nicht außeracht lassen, dass diese Mittheilungen aus der Erinnerung nach fünfundvierzig, beziehungsweise sechsunddreißig Jahren gemacht wurden, und daher einzelne Fehlgriffe

in den Einzelheiten nicht wundernehmen können. So ist die Behauptung, daſs Maximilian Maux im Hauſe „zur schwarzen Muttergottes“ ergriffen worden sei, ein unläugbarer Lapsus, da Frič in seinen „Erinnerungen“ dessen Gefangennahme mit Einzelheiten erzählt, die er nicht erfunden haben kann. Die Ergreifung des vermeintlichen Thäters im Hauſe „zur schwarzen Muttergottes“ wurde übrigens in der Stadt mit verschiedenen Variationen erzählt. Eine davon lautet: das Militair habe das ganze Haus durchsucht und nichts gefunden; da sei der Officier durch den Schall seines Auftrittes auf einen hohlen Raum unter seinen Füßen aufmerksam geworden, habe die Decke abheben lassen und aus diesem Versteck sei Maux herausgeholt worden.

Ebenso widerspricht es allen anderen Berichten, daſs erst die strafgerichtliche Untersuchung von 1857 herausgebracht habe, daſs die tödtende Kugel in den Lauf des Maux'schen Stutzens nicht gepaſst habe. Waren nach nahezu zehn Jahren Stutzen und Kugel noch authentisch vorhanden, um gegeneinander gehalten werden zu können? Und auf welchen andern Beweis hin wäre Maximilian Maux von der Untersuchungs-Commission 1848 als schuldlos entlassen worden? Sehr wahrscheinlich dagegen ist, daſs die strafgerichtliche Behörde von 1857, die sich doch ohne Frage die Gerichtsacten von 1848 vorlegen ließ, erst diesen letzteren entnahm, auf Grund welcher thatsächlichen Nicht-Zusammengehörigkeit schon damals die Untersuchung gegen Maux eingestellt wurde.

Ob die Wirkung einer Prellkugel in der Weise, wie sie in dem Schreiben meines Gewährsmannes vorausgesetzt wird, im Bereich der Möglichkeit liegt, muß von sachmännischer Seite beurtheilt werden.

4.

Wien nach dem 23. August.

Es war in der Zeit nach dem Arbeiter-Tumult im Prater, bei dessen Bekämpfung sich nicht blos die städtische berittene Sicherheitswache, sondern auch die Nationalgarde so thätig erwiesen und wobei die städtische Bevölkerung deutlich verrathen hatte, daſs sie des wüsten Treibens übersatt sei. In diesen Tagen suchte Graf Friedrich Thun den Grafen Stadion auf, der in einem der unterhalb der Ferdinands-Brücke gelegenen linksufrigen neuen Häuser am Donau-Canal wohnte.

Thun traf dort einen ihm unbekannten Herrn. Man besprach die Lage des Tages und Thun äußerte: „Wenn es jetzt die Gelegenheit fügte, dass eine größere Ruhestörung in Wien entstünde, so wäre das der geeignetste Anlass und Zeitpunkt, durch kräftiges Einschreiten allen weiteren Unordnungen ein Ziel zu setzen und mit dem Pack der Wühler ein- für allemal aufzuräumen". „Wenn es auf nichts weiteres ankäme als einen solchen Anlass herbeizuführen", sagte der Dritte, „so lassen Sie sich's 300 Gulden kosten und ich verschaffe Ihnen den schönsten Aufstand in Wien". Die beiden anderen sahen einander an, sagten aber nichts, und bald darauf empfahl sich jener Dritte. „Das glaube ich", sagte Stadion zu Thun, „dass der im Stande wäre, auszuführen, was er uns so eben proponirt hat! Wissen Sie, wer das ist? . . . Franz Pulszky!"

5.

Vom 6. October in Wien.

Am Nachmittage befanden sich vier Böhmen im Kaffee Gerlovich: der uns schon bekannte Tieftrunk, Johann B. Lambl, eben aus Agram angekommen, Dr. Terebelsky und der Postbeamte Ludwig Pelzel. Von den beiden ersteren sind mir über die Ereignisse jenes Tages Mittheilungen gemacht worden, von denen ich um so mehr Gebrauch machen will, als der 6. October als der verhängnisvollste Abschnitt der ganzen österreichischen und namentlich Wiener Revolution zu bezeichnen ist.

Die genannten jungen Männer waren in einer sehr gedrückten Stimmung; denn nur zu empfindlich hatte sich seit dem Morgen die gegen die Slaven aufgeregte Stimmung der Wiener bemerkbar gemacht. Da brachte jemand in's Kaffeehaus die Nachricht, dass die Aufständischen den Minister Latour gefangen, vielleicht ihn getödtet hätten. Auf diese Kunde machten sie sich auf, aber nicht den nächsten Weg, sondern über den Wildpretmarkt durch das Durchhaus „zum rothen Igel" unter die Tuchlauben, von da durch die Steindlgasse auf den Schulhof und unter dem Schwibbogen nächst der Kirche auf dem Hof. Es war ein fürchterliches Gedränge gegen das Kriegsgebäude, vor welchem ein hoher Gas-Candelaber stand. Eben hatte man den Grafen Latour herausgeschleppt, Lambl will gehört haben, wie er flehentlich gerufen habe: „Aber meine Herren! . . ." Tieftrunk erinnert sich dessen nicht, auf ihn machte der Märtyrer den Eindruck eines ganz oder halb todten Menschen, den die

Wütheriche zu dem Candelaber, an den man eine Leiter angelegt hatte, schleppten und an einem der hohen Arme des Candelabers aufhängten. Er war fast nackt und aus dem dritten Stocke eines nächst der Nunciatur gelegenen Hauses rief eine Frauensperson und warf aus dem Fenster ein großes Stück Leinwand, vermuthlich einen Bettüberzug herab, den ein auf die Leiter hinankletternder Mann um den Leichnam des Erhenkten wand. Die Menge um den Candelaber unten geberdete sich in einer wahrhaft cannibalischen Weise, während den entfernt stehenden Zuschauern Angst und Entsetzen die Zunge lähmten.

Wie die vier Freunde von dem Platz wegkamen, weiß keiner zu erzählen; nur Tieftrunk wurde noch Augenzeuge eines kaum minder scheußlichen Vorgangs, als den er so eben am Hof erlebt hatte.

Wenn man zweifeln wollte, ob der 6. October ungarischen Ursprungs war, so legen die Vorgänge dieses Tages ein unwiderlegbares Zeugnis ab. Was hatten die Wiener für ein Interesse, dass ein paar Grenadier-Compagnien dem Banus Jellačić zur Verstärkung zugetheilt wurden? Aber für die ungarischen Revolutionäre war das eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, die sie um jeden Preis verhindern wollten. Darum mußte in erster Linie der Kriegs-Minister Graf Latour fallen, dessen Umsicht und Thatkraft immer Mittel zu schaffen wussten, wenn es Noth that, den kaisertreuen Truppen sowohl in Italien als in Ungarn neue Kräfte zuzuführen. Nach Latour war für die Revolutionäre aller österreichischen Länder, ganz besonders aber Ungarns, die gehässteste Persönlichkeit der Justiz-Minister Dr. Alexander Bach, der in einer kraftvollen Auseinandersetzung ihnen die Bestimmungen der Pragmatischen Sanction vorgehalten hatte und überhaupt der klarste Kopf und entschiedenste Wille im Rathe der Krone war.

Wir wollen nun Tieftrunk allein sprechen lassen:

„Auf dem Wege in meine in der Leopoldstadt gelegene Wohnung war ich von fortdauernder Angst befallen, und um mir etwas Muth zu machen, sprach ich beim ‚rothen Igel' ein, weil ich da einen und den andern böhmischen Abgeordneten zu treffen meinte; es war jedoch keiner dort. In den ebenerdigen Räumlichkeiten befanden sich einige Gäste, darunter ein mir bekannter Schneidermeister. Man sprach von den heutigen Ereignissen, ich erzählte was ich gesehen hatte und läugnete nicht, dass ich Furcht habe und mich nicht allein in die Leopoldstadt getraue. Mein Bekannter schlug mir vor bei ihm zu übernachten, was

ich mit Freuden annahm, und so verließen wir etwa eilf Uhr nachts den ‚rothen Igel'. Mein Herr Schneidermeister wohnte am Graben, Eckhaus in die Dorotheer-Gasse, dritten Stock. Er hatte mir eben mein Nachtlager angewiesen, als wir vom Platz herauf einen unbändigen Lärm vernahmen, wir öffneten ein Fenster und da gewahrten wir, wie sich vom Kohlmarkt her ein dichter Haufe von Leuten wälzte, die fast alle bewaffnet waren, keine Nationalgarde, sondern Studenten und Arbeiter. In der Mitte führten sie einen Menschen mit großem Geschrei: ‚Aufhängen, aufhängen!' Bei dem Candelaber nächst dem Trattnerhof machten sie halt, und nun sah ich, wie sie ihr Opfer in die Höhe hoben; der Mensch war mehr todt als lebendig, er schwankte hin und her und ließ mit sich geschehen was sie wollten. Als sie ihn nun in die Höhe hoben, rief einer: ‚Das ist ja nicht der Bach!', andere behaupteten, es sei der Bach, bis zuletzt doch mehrere Stimmen zu hören waren: ‚Na, er is' nit', während andere riefen: ‚Der Bach, der Lump, der Hund' u. dgl. m. Zuletzt brach die ganze Rotte in ein bestialisches Gelächter aus und zog gegen den Stephansplatz weiter. Was aus dem armen Teufel geworden ist, weiß ich nicht; vermuthlich haben sie ihn laufen lassen" . . .

Soweit unser Berichterstatter. Es sei hier beigefügt, dass es gewiss Bach nicht war. Bach, der sich mit den anderen Ministern im Kriegsgebäude befunden, hatte selbes kurz vor der Katastrophe mit Latour in einer Verkleidung am Arm eines Officiers verlassen, war unerkannt über den Hof gekommen und befand sich zu der Zeit, wo ein armer Schlucker statt seiner aufgeknüpft werden sollte, schon längst im Lager des Grafen Auersperg, von wo er am andern Tage verschwand und für einige Zeit für alle Welt verschollen und verloren blieb.

6.

Wien 6. bis 31. October.

Erlebnisse des k. k. Provinzial-Kriegs-Zahlamts-Controlors Johann Kugelmayer von ihm selbst erzählt.

Ich will versuchen, die Geschichte der October-Tage, insofern meine Thätigkeit hiebei in Anspruch genommen wurde, kurz zu erzählen:

Als ich am 6. October 1848, Nachmittags 4 Uhr, in das General-Commando-Gebäude (auf der Freiung in die Teinfaltstraße hinein)

ging, wurde ich am Hause von zwei Kugeln begrüßt, wovon eine knapp an meinem Gesichte vorübersausend in die Wand fuhr, ich verwahre selbe annoch. Dies glückliche Ergebnis, ohne Schaden davon gekommen zu sein, bestärkte mich in weiteren Unternehmungen. Im Hause kaum eingetreten, folgten mir bei fünfzig Mann von Nassau-Infanterie Nr. 15 mit der Fahne und vom Pionnier-Corps, worunter Major Franz Machik von Nassau-Infanterie mit zwei schweren Blessuren und etwa zehn andere blessirte Soldaten, verfolgt von bewaffneten Proletariern. Ich ließ dem Major am Brunnen kalte Wasser-Umschläge geben und brachte ihn sofort in das erste Stockwerk, wo ihm ein Strohsack als Lagerstatt hergerichtet wurde. Um jeden weitern Kampf zu vermeiden, weil da sicherlich, da die Mannschaft nur mit wenig Patronen mehr versehen war, die Casse, in welcher mit Einschluß der Judicial-Depositen wohl circa vier Millionen Werth sich befanden, geplündert worden wäre, verhandelte ich an Seite des Majors mit einem Nationalgarde-Bezirks-Chef dahin, dass die im Hause eingeschlossene k. k. Mannschaft unter Begleitung von Garden auf das Glacis geführt werde.

Diese Verhandlung zerschlug sich jedoch, da ich die von der Gegenseite geforderte Abgabe der Patronen verweigerte. Der Garde-Bezirks-Chef, der vorgab ohne Zustimmung des Volkes nichts bewilligen zu können, begab sich aus dem Hause, um den vor demselben befindlichen bewaffneten Leuten, deren bei 300 gewesen sein mögen, dies bekannt zu geben. Ich folgte selbem nach kurzer Zeit, wurde aber in der Einfahrt des Hauses von einem bewaffneten Menschen, der einen s. g. Calabreser trug, mit dem Bemerken angehalten: „Die Patronen müßen heraus“ Ein neben ihm befindlicher Schlosser oder Schmied rief: „Schlagt diesen schwarzgelben Hund nieder“, und im selben Augenblicke empfing ich einen bedeutenden Schlag auf den Kopf, mein ganz zerschlagener Hut rettete mir das Leben. Einem andern auf mein linkes Bein abgesehenen Kolbenschlag wich ich durch schnelles Zurückziehen des Fußes aus, als mich ein dritter Mann rückwärts am Rockkragen ergriff. In diesem Augenblicke trat ein alter, aber kräftiger Mann (er schien ein Wiener Bürger zu sein) an mich heran, nahm mich mit den lauten Worten: „Komm', hier hast Du nichts zu thun!“ unter den Arm, und führte mich ungehindert zum Thor hinaus, wo er mir zuflüsterte: „Gehen Sie rechts!“ Ich befolgte seinen Rath und begab mich in das Nebenhaus, wo ich einige Minuten verweilte, da ich meine Cassa und den ver-

wundeten Major nicht allein lassen wollte. Als ich wieder in das General-Commando-Gebäude trat, kam mir die schon entwaffnete Mannschaft entgegen, die sich vor dem Hause in verschiedenen Richtungen vertheilte; einige wurden von dem Volke zur Aula begleitet. Gleich hierauf endete Graf Latour sein Leben.

Vor Abmarsch der Truppen aus der innern Stadt erklärte ich dem commandirenden Herrn General Grafen Karl Auersperg, dass ich permanent in Wien verbleiben und die dort verfallenden Zahlungen leisten wollte. So that ich denn und verbrachte den 7. October ohne besondere Zufälle. Als ich aber Tags darauf im Palais des Schwarzenberg-Gartens die Geldverlegenheit sowohl da als im Haupt-Quartier des Banus FZM. Baron Jellačić gewahr wurde, entschloß ich mich, da sich meine Familie in Grätz und ich mich allein in Wien befand, ohne weiteres Bedenken die im Zahlamte in der Stadt befindlichen Gelder zu entnehmen und ihrem Zwecke für die Truppen zuzuführen. Als daher am 8. October um 10 Uhr Vormittags die National-Garde-Wache vor dem Hause der aus der Schotten-Kirche herübertönenden Musik zuhörte, benützte ich diesen Augenblick, ließ schnell die Cassa öffnen, nahm alle Central-Cassen-Anweisungen und größeren Banknoten im Gesammtbetrage von 1,400.000 fl. auf meinen bloßen Leib, vertheilte dem Kassendiener Grünwidl 12.000 fl. in dessen Taschen, desgleichen dem Cassendiener-Gehilfen Kammel 8000 fl. in Zehngulden- und Fünfgulden-Banknoten, ließ dann das Cassen-Locale, in welchem der Rest an Silber-Münzen und einigen Staatspapieren, auch die Cassa des Judicium delegatum militare mixtum im Werthe von vielleicht zwei Millionen sich befand, sperren, und übergab den einen Schlüßel dem mich begleitenden Cassa-Official Gustav Ludwig, und begab mich mit diesen drei Individuen, in je zehn bis fünfzehn Schritten Distanz gegen das Kärntner-Thor. Die Weisung, die ich ihnen gab, lautete: sich in allem nach mir zu richten, falls ich aber angehalten würde, sich zurückzuziehen, und auf anderen Wegen mit Ludwig in den Schwarzenberg-Garten sich zu verfügen.

Am Kärntner-Thor war starker Volksandrang, und da mehrere Passanten von den dort Wache haltenden Proletariern Beschimpfungen, einige Frauen selbst Visitationen ihrer Körbe und Taschen erleiden mußten, verweilte ich dort, die Anschlagzettel scheinbar lesend. Bald war der Andrang abgelaufen und da der Zufall wollte, dass das

Gesindel sich zum Feuer begab, wo die Flasche herumgereicht wurde, so benützte ich dies und passirte langsam den Thorweg.

Draußen am Glacis erwartete ich meine drei Gefährten, und nun ging es im Schnellschritte in das Palais Schwarzenberg, dort überzählte ich das Geld im Beisein des commandirenden Generals Grafen Auersperg, fand alles richtig und mußte allsogleich auf dessen Befehl hievon 100.000 fl. dem damaligen Obersten von Horvath zur weitern Überbringung an Banus FZM. Baron Jellačić einhändigen.

Den 9. October besorgte ich durch den Cassa-Official Wolff die Umsetzung der 600.000 fl. Cassa-Anweisungen in Banknoten, nahm hievon 400.000 auf meine Brust und gab die andern 200.000 fl. auf jene des Wolff. Wir benützten die Communication des General-Commando-Gebäudes mit dem Nebenhause, gelangten aus diesem in die Rosengasse und von da rückwärts durch den Mölkerhof an's Schotten-Thor, durch welches wir über das zum Barricaden-Bau aufgerissene Straßenpflaster und durch ein großes Gedränge von Menschen glücklich gelangten, und in einem Fiaker durch den Stadtgraben wieder das Palais erreichten. Die erübrigten 400.000 fl. ließ ich am 10. durch Cassa-Official Ludwig in der Staats-Centralcassa verwechseln, welche durch den Universitäts-Zahlamts-Official Tschuppek und benannten Ludwig, jeder mit 200.000 fl. beladen, in's Palais Schwarzenberg gebracht wurden.

Ich erbat mir nun 250.000 fl. zur Bezahlung von Pensionen und von Lieferanten, um besonders letztere zufrieden zu stellen, da selbe mehrere hundert Arbeiter zu betheilen hatten, welche sonst unbefriedigt sich vielleicht dem Proletariat angeschloßen haben würden.

Mit dieser Summe eröffnete ich am 11. wieder die Zahlungen in der Stadt. Am 12. wollte der Nationalgarde-Bezirks-Chef Leszczynski, der mit bewaffneten Garden in's Locale drang, mir die Amtirung einstellen, den ich jedoch durch Vorweisung eines Befehles, dessen Vidirung ich beim Nationalgarde-Ober-Commando durch Cassa-Official Wolff hatte besorgen lassen, in die geziemenden Schranken zurückwies. Von da an hatte ich Ruhe und leistete ungeachtet des fortwährenden Kanonendonners bis Tags vor dem Bombardement der Stadt alle Zahlungen in Ruhe und Ordnung. Den Rest des Geldes verwahrte ich im Locale derart, dass, wenn auch geplündert worden wäre, dasselbe nur schwer aufgefunden worden sein würde. Tags nach dem Bombardement befand

ich mich morgens 9 Uhr auf der Freiung, und dankte dem Himmel, als ich das General-Commando-Gebäude und die Casse darin unversehrt wieder fand.

Ich bin fest überzeugt, dass die bedeutenden meiner Obhut anvertrauten und von mir in der erzählten Weise an die richtige Stelle gebrachten Geldsummen zur schnellern Einnahme von Wien beigetragen haben. Se. Majestät der Kaiser haben dieses glückliche Vollbringen allergnädigst zu würdigen geruht.

7.

Wien 15. November.

Durch die Firma Gilhofer und Ranschburg in Wien, deren Aufmerksamkeit und Rührigkeit ich schon manche werthvolle Bereicherung meiner 1848/9er Sammlung verdanke, habe ich im vorletzten Sommer ein Exemplar der von Gustav Schlesier herausgegebenen „Schriften von Friedrich von Gentz“ (Mannheim H. Hoff 1838—1840) erworben. Es sind fünf Bände, gut erhalten, in Leinwand gebunden; der geforderte Preis war kein geringer, wohl zehnmal so hoch, als sonst dieses Werk antiquarisch erhandelt zu werden pflegt. Ich habe ihn gezahlt! Wofür? Was haben Gentz' Schriften mit meiner 1848/9er Sammlung zu thun?

* * *

Wenzel Messenhauser, ein Tornisterkind, in einem Militair-Erziehungshause für den Soldatenstand herangebildet, in welchem er es bis zum k. k. Ober-Lieutenant brachte, war eine harmlose Natur, aber von einem seinen Kenntnissen und Fähigkeiten keineswegs entsprechenden Ehrgeize erfüllt. Er schob zwischen seinen Tauf- und seinen Familien-Namen einen „Caesar“ ein, wie ihm überhaupt die Bilder der größten Helden und Gelehrten vor Augen schwebten. „Ich meine“, schrieb er einem seiner Freunde, „unter platzenden Bomben so ruhig schreiben zu können wie weiland Carolus XII. in Stralsund“. Er war ein ebenso fruchtbarer als mittelmäßiger Schriftsteller, wobei immerhin anzuerkennen ist, mit welch unermüdlicher Strebsamkeit er die Lücken seiner kümmerlichen Instituts-Bildung zu ergänzen suchte. Als der politische Umsturz von 1848 erfolgte, verließ Messenhauser die militairische

Laufbahn, um sich ganz und gar dem Dienst der Nationalgarde und der Publicistik zu widmen, in welch letzterer er jetzt ebenso unermüdlich war, wie früher auf dem Felde der schönen Literatur. Sein Unstern legte im October das Ober-Commando der Wiener Nationalgarde in seine Hände, und als solcher hatte er mit General Bem die Vertheidigung der Hauptstadt gegen die k. k. Truppen zu leiten.

In seinem am 31. März 1848 bei Quittirung seiner Officiersstelle ausgestellten Reverse hatte er sich verbindlich gemacht, „weder gegen das Allerhöchste Erzhaus noch gegen dessen Alliirte zu fechten". Diese Zusage war jetzt von ihm hochverrätherisch gebrochen. Doch, da er wegen seiner Freundlichkeit und seines gutmüthigen Wesens bei allen mit denen er zu thun hatte beliebt war und an den Fürsten Windisch Grätz warme und zahlreiche Fürbitten um Gnade gelangten, so würde vielleicht im letzten Augenblicke das äußerste von ihm abgewendet worden sein, wenn nicht ein qualificirter Treubruch von seiner Seite hinzugetreten wäre. Die Stadt hatte capitulirt, mit seinem Ober-Commando hatte es ein Ende; da näherte sich am 30. das ungarische Heer, Messenhauser ließ sich bereden das Ober-Commando von neuem zu übernehmen, und überschüttete von seinem Observatorium am Stephansthurme die Stadt mit jenen verhängnisvollen Zetteln, die eine neue Erhebung gegen die k. k. Armee zum Ziele hatten. Damit war sein Schicksal besiegelt; denn über diesen Umstand durfte der Höchst-Commandirende, mochte er noch so menschlich für Messenhauser fühlen, nicht hinausgehen. Als das Todesurtheil gesprochen war, ließ sich die Hof-Schauspielerin Fräulein Zeiner, für die Messenhauser in seiner letzten Zeit schwärmerisch gefühlt hatte, durch Karl La Roche zum kaiserlichen Feldmarschall nach Schönbrunn geleiten, um Gnade für Messenhauser zu erflehen. „Sie bitten vergebens", sagte der Fürst ernst, „ich kann nicht anders!"

Am Tage vor seiner Hinrichtung zeigte sich Messenhauser ruhig und gefasst. Er ordnete seine Angelegenheiten, er verfasste sein Testament, er verabschiedete sich von seinen Freunden. Fünfzehn Briefe an die verschiedensten Adressen gingen aus seiner Hand. Er vergaß keine seiner kleinen Habseligkeiten und keine der Personen, denen er ein und das andere Stück als Andenken hinterlassen konnte. Am meisten beschäftigte ihn sein literarischer Nachlass. Er bat den Director Carl zu sich und übergab ihm ein mehractiges Lustspiel, dessen Aufführung er ihm an's Herz legte. „In der letzten Hälfte des vierten Actes", sagte er, „werden

Sie wahrscheinlich nachhelfen müßen. Ich habe ihn erst heute vollendet; man ist doch ein wenig zerstreut, wenn man am nächsten Tag eine so große Reise vor sich hat." Beide waren tief ergriffen. „Auf Wiedersehen!" sagte Messenhauser. „Entweder morgen im Stadtgraben — oder dort im blauen Himmelszelt, wenn einst der Vorhang meines Lebens fällt!" Sie drückten sich krampfhaft die Hände, Messenhauser wandte sich ab und blätterte hastig in einer Bibel, die ihm wahrscheinlich der Domprediger Veith gebracht hatte. Am andern Tage fiel er, unverbundenen Auges und selbst die Commandoworte rufend, „als Soldat und brav".

Was aus seinem letzten Lustspiel geworden, ist unbekannt. Es würde ohne Zweifel durch den Namen des Verfassers gezogen haben; aber gerade das durfte Carl im Belagerungsstande nicht wagen. Später ist es wohl vergessen worden.

Und ebenso unbekannt ist das Schicksal der Schriften Gentz', die einst in Messenhauser's Besitz waren und die er vor seinem Tode einem jungen Freunde widmete, in dessen Hände sie nie gelangt zu sein scheinen. Der Legatar hat sich vielleicht in jener scharfen Zeit gescheut sich zu seinem Legate zu bekennen, oder es ist auf Messenhauser's Seite ein Versehen unterlaufen. Genug an dem, als es im Jahre 1851 auf Anordnung des k. k. Wiener Landesgerichtes vom 7. Januar zur Versteigerung von Messenhauser's Nachlaß kam, fanden sich unter den Büchern vierzig an der Zahl: Hormayr's Anemonen und Lebensbilder, Thier's Revolution, Junius' Briefe, Gentz' Schriften ꝛc. ꝛc. Wer bei der Versteigerung der Ersteher der letztgenannten war und um welchen Preis er die fünf Bände erworben hat, ist wohl gleichgiltig. Der Erwerber hat sie in Leinwand steif binden lassen; Messenhauser selbst hatte sie nur brochürt besessen, in lichtgrauem Umschlag, wie sie ursprünglich von der Verlagshandlung ausgegeben waren. Auf der Rückseite dieses Umschlags des ersten Bandes nun sind von Messenhauser's Hand folgende Worte eingeschrieben:

„Lieber Toto! Ihnen, dem beißblütigen Jüngling, diese Denkmäler eines festhaltenden, eines organisirenden Geistes. — Die Sündfluth der Revolution muß baldigst in sicheren Strombetten eingefangen werden, oder alle Güter der Cultur, aller Preis des sittlichen und staatlichen Lebens ist in Gefahr. — Die Kunst dazu lernen sie von

dieſem Meiſter. — Meine Bleiſtiftſtriche[1]) ſind Leitſterne für den unſchuldsvollen Telemach Oſiek's von dem ſchwarzen Mentor.

Wenzel Meſſenhauſer.

Am Tage Leopoldus 1848

To ciebie!" . . .

Der Tag S. Leopoldi iſt bekanntlich der 15. November; am 16. fielen die Schüſſe im Stadtgraben . . .

Wer war „Toto"? Er gehörte ohne Zweifel einer galiziſchen adeligen Familie an. Den Namen Oſiek führen mehrere Ortſchaften: ein Pfarrdorf und ein Gutsgebäude bei Oświęcim, ein Markt und ein Edelhof im Jasloer Kreiſe.

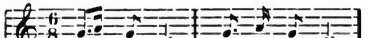
---

[1]) Solche finden ſich an verſchiedenen Stellen der von Meſſenhauſer durchleſenen Bücher.

Stille Nacht, heilige Nacht.

Hiſtoriſche Skizze aus dem Salzburgiſchen.

Von **Joſeph Schwarzbuch.**



Der Wind ſtrich über die Moorgründe des Bürmooſes und durch die hohen Fichten des Tirlingwaldes und überwarf das dahinterliegende Arnsdorf mit Schnee. Hungrige Krähen die auf der ſchneebedeckten Flur vergebens nach einem Morgenfraß ausſpähten, und arme Meiſen die die riſſige Borke der nahen Bäume nach Inſecten-Eiern abſuchten, belebten die troſtloſe Landſchaft.

Dunkel hoben ſich die Häuſer der rings verſtreuten Ortſchaften vom weißen Schneegrunde ab und ſchickten Rauchwolken zum grauen Himmel auf. Die Menſchen, die da hausten, bereiteten ihr Frühmahl und Licht blinkte noch hinter den kleinen Fenſtern, obwohl es ſchon ſieben Uhr morgens war; denn man ſchrieb den 24. December und die Sonne war noch nicht aufgegangen.

Da öffnete ſich die Thür des Schulhauſes in Nieder-Arnsdorf, und der Lehrer Franz Gruber trat über die Schwelle. Hinter ihm wurde für einen Augenblick ſeine Frau ſichtbar. „Bleibe nicht zu lang aus, Franz, mir wird bei dem kranken Kinde allein zu bang", bat ſie noch; dann trat ſie in's Haus zurück und ſchloß die Thür, während der frühe Wanderer rüſtig die Straße gegen Oberndorf, wo er den Kirchenchor zu verſehen hatte, einſchlug.

Im Osten brach ein grauer Schimmer durch das Schneetreiben und kündigte die aufgehende Sonne an. Gruber aber beachtete die Landschaft kaum; in Gedanken versunken verfolgte er seinen Weg und blickte erst auf, als er den Gastager Berg hinabkam und Oberndorf vor sich liegen sah. Er schüttelte den Schnee von seinen Kleidern und schritt auf die Nikola-Kirche zu, als ihn jemand beim Namen rief. Es war der Hilfspriester Joseph Mohr, der vom Hochhause bis Maria-Büchel herabkam und rief: „Ich habe etwas für Sie". Es war ein beschriebenes Papier, das er ihm zureichte, und Gruber, der einen flüchtigen Blick darauf warf, las die erste Zeile: „Stille Nacht, heilige Nacht". — „Ein neues Weihnachtslied", erklärte der Priester, „setzen Sie es in Noten, damit wir nicht alle Jahre das ‚Hirten erwacht' singen müßen". Dann eilte er in die Sacristei. Der Organist aber stieg die Chortreppe hinan und rieb sich die erstarrten Hände, ehe er in die Tasten der Orgel griff, um das von Mohr gesungene Amt zu begleiten. — —

Ein trüber Tag war dieser 24. December des Jahres 1817, und wie der Morgen, der über Laufen-Oberndorf aufging, so trüb war die Stimmung seiner Bewohner. Nicht helle Weihnachtslust und Festesfreude waren da zu finden, denn noch ragten die Schatten einer verhängnisvollen Vergangenheit über den Bewohnern des Marktes Oberndorf. Auf die Bedrückungen durch die Franzosen war die Säcularisirung des Landes und zuletzt dessen Theilung gekommen. Erst zwanzig Monate sind bis heute verflossen, seit jenem 1. Mai 1816, an dem Oberndorf und Laufen von einander getrennt wurden, an dem Söhne einer Commune, ja Brüder einer Familie zwei verschiedenen Staaten zugetheilt wurden [1]).

Lehrer Gruber ging nach Beendigung des Gottesdienstes einige Einkäufe zu machen. Ach, wie viel fröhlicher war dies andere Jahre geschehen. Heute lag ein todtkrankes Kind daheim im Schulhause zu

---

[1]) Nach der im Wiener Congress zwischen Österreich und Bayern getroffenen Vereinbarung fielen die am linken Salzach-Ufer liegenden Gebiettheile, Laufen, Waging, Treisendorf und Tittmoning am 1. Mai 1816 an Bayern, während das rechtseitige Territorium an Österreich kam. Dabei wurde das am linken Salzach-Ufer liegende Laufen von seiner Vorstadt Oberndorf abgeschnitten und es wurden damit zwei Wohnplätze, die eine mehr als tausendjährige Geschichte verknüpft hatte, die gemeinsame Entstehung, Entwicklung und Verwaltung verbunden hatten, von einander getrennt und zwei verschiedenen Staats-Gebieten einverleibt.

Arnsdorf, und in der Stunde, in der die Christenheit der Geburt des Jesukindes entgegensah, wollte sein Kind — — „doch nein, hoffen wir das bessere", dachte Gruber. Rasch beendete er seine Geschäfte und lenkte dann seine Schritte aus Oberndorf hinaus in den Wintertag. Die Bildsäulen des Kreuzweges, der sich links der Straße bis Arnsdorf hinzog, prangten in Schneeschleiern, Flugschnee saß an den Tafeln und die heiligen und unheiligen Figuren auf den bunten Bildern guckten zum Theil nur mit den Köpfen heraus, so dass es aussah, als ob sie weiße Hermelinpelze anhätten.

Gruber schritt fürbass. Ein älterer Bauer, den er einholte, gesellte sich zu ihm und fing zu erzählen an.

Das Wetter des Tages erinnerte ihn an den Wintertag vor siebzehn Jahren als die Franzosen die Gegend ringsum besetzt hatten und die arme Bevölkerung bis auf's Blut drangsalirten.

Gruber, der erst 1807 ins Salzburgische gekommen war, hatte die ersten Franzosenzeiten hier nicht mitgemacht. Der Alte erzählte von der Plünderung des Pfarrhofes in Arnsdorf am 14. December des Jahres 1800, wobei die Franzosen dem Pfarrer sogar die Stiefeln von den Füßen abgezogen hatten. Aller Lebensmittel beraubt, mußte er mit den Feinden essen, um nicht hungrig zu bleiben. Als er dann seinen Pfarrhof floh und sich bei einem Bauern in Lamprechtshausen einquartierte, schlief er nachts unter den französischen Dragonern auf Stroh.

Rings brandschatzten die Feinde. Dem Pfarrhofe in St. Georgen drüben wurde ein Reitpferd, ein silbernes Tafelbesteck, sowie etliche hundert Gulden Geld abgepresst. Auch das benachbarte Stift Michaelbeuern mußte Pferd und Wagen herlassen und 1400 Gulden in barem Geld dazu.

Seufzend erzählte das Bäuerlein von den unerhörten Quälereien, denen die Bewohner ringsum ausgesetzt gewesen waren. Ihnen zu entgehen flüchteten sich viele trotz der Winterkälte mit Weib und Kind an abgelegene Orte, in Steinbrüche und in den Tirlingwald. Die Bauern mußten mit ihren Geschirren die Transporte der Feinde führen und verloren nicht selten Pferd und Wagen dabei.

In seiner schlichten Sprache schilderte der Alte sodann die Feuersgefahr, der die in der Nähe der Lagerplätze stehenden Häuser ausgesetzt waren. Die Reiter trugen sich complette Bettstellen aus den Häusern heraus, legten sich bestiefelt und bespornt in die Federn;

links vom Bett brannte ein mächtiges Feuer, rechts stand das Pferd angepflöckt. Auch im Friedhofe zu Arndorf lagen Dragoner mit ihren Pferden und hochauf lohten die Feuer, an denen die Franzmänner die lange Winternacht hindurch im Freien zubrachten.

* * *

Lehrer Gruber hatte das alles schon so oft erzählen hören; er unterbrach jedoch den redseligen Alten mit keinem Worte. Nur halben Ohres vernahm er die Schilderung und hing dabei seinen Gedanken nach.

Daheim das kranke Kind — die wartende Frau — Weihnachtsabend, Weihnachtsabend! — Schneesturm ringsum — begrabene Hoffnung. — — — In seiner Seele fing es zu klingen an wie ein Sehnsuchtston, der mit Gottergebung vermählt sich zum ewigen Vater aufschwingt.

„Behüt Gott! Herr Lehrer."

Der Alte schlug einen Seitenweg ein, der zu seinem Hofe führte, und Gruber sah das Schulhaus vor sich, von dessen Firstbaume Schneeschleier herabhingen, darüber weißbestäubt die Jahreszahl 1771, das Baujahr des Schulhauses, sichtbar war.

* * *

Traurige Weihnachten! Am Bett des Kindes saß weinend die Mutter, und der Kleine lag mit gerötheten fieberglühenden Gesichtchen auf seinem Pfühl und erkannte sie nicht mehr. „Mein Liebling! heute ist die heilige Nacht, wo die Engelein zur Krippe niederschweben und den Jesusknaben bringen. Hörst du?" — „La — la — la! — Ma — ma — ma!" antwortete das kranke Kind in heiseren Tönen, denn es erkannte nicht das Gesicht, noch die Stimme seiner Mutter mehr, und es griff mit seinen kleinen Händen in die Luft, wie wenn es Schmetterlinge fangen wollte. „Mein Liebling!" fing wieder die Mutter an, „heut' ist die heilige Nacht; da kommt das Christkind in's Schulhaus und legt dir eine Bescherung ein, hörst du? Willst du dich nicht freuen?" — „La — la — ma! — Ach — ach — ach!" ächzte das Kind, hob den müden Kopf und starrte mit irren Augen auf seine Umgebung.

Lehrer Gruber konnte den Anblick nicht mehr ertragen und wandte sich ab.

Der kurze Wintertag ging zu Ende. Als die Sonne im Westen schied, schied des Kindes Seele aus dem kleinen Körper und flog hinauf in die Gefilde der Seligen.

Arme Mutter!

„Sei stark, Elisabeth!“ ermuthigte der Lehrer seine am Bette des Kindes zusammengesunkene Frau und wollte sie aufrichten; aber sie wehrte ihn ab. Da zündete er die Lampe an und breitete ein weißes Tuch über den todten Liebling. Sie ließ es geschehen, starrte aber so geistesabwesend vor sich hin, wie wenige Stunden zuvor der kranke Knabe.

Gruber saß am großen Tische, den Kopf in die Hände gestützt und seufzte. Dann besann er sich, stand auf und holte aus seinem Rocke das heute morgens in Oberndorf erhaltene Weihnachtslied.

Er überlas den Text einmal, zweimal — vergebens! Die Buchstaben tanzten zuletzt vor seinen Augen, aber kein Ton erklang in seiner Seele. Wie ein Instrument, dem die Saiten gerissen, klanglos war seine Brust.

Stunden verrannen. Dann riefen die Glocken zur Mette, und die ringsum wohnende Bevölkerung strömte zur Gnadenkirche in Arnsdorf, um da in mitternächtiger Stunde die Geburt des Herrn zu feiern. Gruber saß vor seiner Orgel, und als das „Gloria in excelsis Deo“ durch den geweihten Raum erschallte, wurde das von Wachs geformte allerliebste Jesuskindlein auf dem Hochaltare seiner weißen Schleier enthüllt; der Lehrer aber sang zur Begleitung einer Flöte:

„Hirten erwacht,
Hell ist die Nacht;
Denn ob' dem Stalle zu Bethlehaim
Scheint ein Stern uns so hell und rein,
Hirten erwacht!
Hell ist die Nacht.“

Die Kirche schwamm im Lichte der vielen Wachsstöcke die den frommen Betern leuchteten. Vor der seitwärts aufgerichteten Krippe standen frohe Kinder und bewunderten mit leuchtenden Augen die bunte Darstellung der Geburt Christi, das Jesukindlein in der Krippe, neben welchem Joseph und Maria standen und vor der die Hirten knieten, weiße Schäflein auf der Flur, Schalmeien singende Engel über dem Stalle und der große goldglänzende Stern.

In Gruber's Seele wogte und tobte es; er sah im Geiste das holdselige Jesuknäblein im Lockenhaar, mit frischgerötheten Wangen und den süßen Augen, die einer ganzen Welt zum Heile leuchteten und dann wieder schrack er zusammen. Er schaute sein todtes Kind mit gebrochenen Augen und wachsbleichem Antlitz daneben.

Mechanisch griff er in die Tasten der Orgel und spielte fort, fort bis zum „Ite missa est". Das Postludium brauste durch das Gotteshaus. Die Mette war zu Ende und die andächtigen Besucher drängten hinaus, um nicht zu spät nach Hause zum harrenden Mettenfleisch oder zu den Mettenwürsten zu kommen[1]).

Der Organist aber saß vor der verstummten Orgel, das Haupt in die Hand gestützt und lauschte seines Herzens Schlag.

Da hub es in seiner Seele zu klingen an wie ein Sehnsuchtston, der mit Gottergebung vermählt sich zum ewigen Vater aufschwingt, ein Ton — noch einer und wieder einer, gleich Perlen stiegen sie auf in seiner Seele und fein, glänzend, zur silbernen Kette gereiht, durchzogen sie sein Inneres. „Mein Weib!" er sprang auf, eilte die Chortreppe hinab und schloss die Kirchenthür zu. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und ungetrübt spannte sich der Himmel über das Land. Die ewigen Sterne da oben, dieselben die vor 1800 Jahren über dem Stalle von Bethlehem gefunkelt hatten, durchleuchteten auch heute die Weihenacht und Gruber war es, als ob sie ihm Frieden zuwinkten.

Er betrat seine Behausung. Eine Nachbarin war da gewesen und hatte für die zu allem unfähige Lehrersfrau das Haus betreut und das todte Knäblein in ein Nebenzimmer gelegt. Dann war sie wieder fortgegangen. Gruber fand seine Frau in einem Zustande vollständiger Unempfindlichkeit. Er suchte ihr Trost einzusprechen, aber sie verstand ihn nicht. Da schlug er den Deckel seines Spinettes zurück, setzte sich vor das Instrument und griff in die Tasten. Wie Sturmesbrausen ging es durch den Raum. Die Tonwellen drängten sich wie die Wogen des brandenden Meeres, das des Mondes Silberhorn an felsige Küsten lockt.

Wie im Sange hoben sich die Schaumgekrönten hoch und höher und sanken wieder zurück. Ein Kommen und Gehen, Wogen und Wallen,

[1]) Es ist gebräuchlich, dass die von der Mette Heimkommenden den angebrochenen Festtag, noch ehe sie schlafen gehen, durch einen Fleischschmaus feiern.

Wachsen und Schwinden des ewigen Elementes sprach aus dem Tongewirre, das des Lehrers Hand dem alten Spinett entlockte, dazwischen plötzlich — gleich Blitzeslenchten auf der See — eine grelle Dissonanz, wie der Nothschrei eines mit der Meeresbrandung ringenden Menschenkindes. Gruber's Frau war aufgestanden und starrte auf ihren Gatten, der mit so gewaltiger Sprache an ihren Schmerz fasste. Er aber sah sie nicht und spielte rastlos weiter. Sein ganzes Empfinden ging in dem einen Tonsinn auf, und er fühlte es nicht, dass Elisabeth hinter ihn trat und ihre Hände auf seine Schultern legte. Er spielte fort.

War es eine Anklage gegen das Schicksal oder ein großes Gebet, das seine Seele ausathmete? Sie begriff ihn nicht, und doch verstand sie seine Sprache. Sie lauschte mit vorgeneigtem Haupte, sowie die Kinder vorhin drüben in der Kirche dem Flötenspiel gelauscht hatten und dem frommen Gesange: „Hirten erwacht!" — „Franz!" lispelte sie. Er aber hörte in dieser Stunde die Stimme seines Weibes nicht. Der Genius hatte ihn berührt, und er war taub geworden für das Endliche. Noch einige kräftige Accorde, als wollte er des Lebens Schmerz in seiner ungeheuren Größe aufschwören; dann glätteten sich die Wellen.

In seiner Seele fing es an zu klingen wie ein Sehnsuchtston, der mit Gottergebung vermählt sich zum ewigen Vater aufschwingt. Wie die Einleitung eines Gebetes, fromm, innig, herzbewegend quoll es aus den Tasten; dann hub er zu singen an:

Stille Nacht, heilige Nacht,
Gottes Sohn, o wie lacht
Liebe uns dein heiliger Mund,
Da uns naht die Rettungsstund',
Jesus, in deiner Geburt.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Frommen Hirten kundgemacht
Durch der Engel Gloria,
Tön' uns laut von fern' und nah',
Jesus, der Retter ist da [1]).

„Franz, Franz!" rief seine Frau in tiefer Bewegung und umschlang seinen Hals, „heute ist die heilige Nacht; ich wusste es nicht

[1]) Der ursprüngliche Text, nach dem Franz Gruber die Noten gesetzt hat.

mehr. Das Jesuskind in der Krippe lebt und ist mein Trost, wenn auch unser Kind gestorben ist. Aber das lebt mit ihm, bis wir uns wiedersehen."

* * *

Ein Jahr später, am 24. December des Jahres 1818, nachmittag war es, als die Frau des Lehrers in Arnsdorf ein holdes Knäblein auf dem Arme ihrem Gatten die Hand zum Abschied reichte. Er hatte heute den Chor bei der Mette in Oberndorf zu versehen. Neben Gruber's Frau stand ihre Mutter Theresia-Fischinger von Voran, die ihr während der heiligen Nacht Gesellschaft leisten wollte.

„Behüt' Dich Gott, Franz!" — „Behüt Dich Gott, Elisabeth!"

In der Nicolaus-Kirche zu Oberndorf wich das Dunkel gemach dem Lichte, das von den Wachsstöcken und Kerzen der nach und nach die Kirche füllenden Andächtigen ausstrahlte. Priester Mohr und Lehrer Gruber, gefolgt von vier Sängerinnen, stiegen auf den Chor. Mohr trug ein sonderbares Ding in der Hand, wie die Leute zuvor noch keines gesehen hatten. „Es wird a Schwobenfalle sein", glaubte einer. Es war jedoch eine Guitarre, die zur Begleitung des neuen Weihnachtsliedes mitgenommen wurde; denn die Orgel war nicht ganz in gutem Stande.

Der Mesßner zündete die Kerzen auf dem Hochaltare an, die Glocke rief zum Introitus und Pfarr-Provisor Nößler trat mit den heiligen Gefäßen zum Altare. Das Spiel einer Flöte erklang vom Chor, hell und naiv, wie von den Hirten zu Bethlehem, dann eine kurze Einleitung auf der Guitarre und hierauf zweistimmig:

Stille Nacht, heilige Nacht!

Es war die erste öffentliche Aufführung des neuen Weihnachtsliedes.

„Stille Nacht, heilige Nacht" hat von Salzburg aus seinen Weg in die Welt angetreten. Zunächst war es von einem am Salzburger Lehrer-Seminar absolvirten jungen Lehrer, einem Zillerthaler, nach Zell am Ziller gekommen, von wo es im Jahre 1837 mit den protestantisch gewordenen Tyrolern nach Preußen zog[1]). Die innige von Weihnachts-

[1]) Nach gefälliger Mittheilung des Herrn Joseph Wärnhart, Hauptlehrer i. R. an der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in Salzburg.

Andacht durchglühte Melodie schuf ihm überall Freunde. Heute ist es nicht blos in Europa bekannt, auch unter den Palmen Indiens und Afrikas singen es Deutsche, und der Ansiedler im fernen Westen jenseits des Oceans sinnt träumerisch in die Vergangenheit, wenn um die Tage der Winter-Sonnenwende sein Weib den Kindern „Stille Nacht, heilige Nacht" vorsingt.

Der Componist war lange Zeit in weiteren Kreisen unbekannt geblieben. In Preußen galt das Lied für ein Volkslied aus dem Zillerthale. Dann erschien es in einer Lieder-Sammlung zu Leipzig, aber mit verändertem Text, wogegen sich Gruber verwahrte und einem diesbezüglichen Briefe die früher angeführten zwei Strophen Mohr's als Original beifügte.

Die einfache und dabei von so bedeutender Wirkung getragene Melodie verleitete einen Verleger, Joseph Haydn als den Componisten derselben zu bezeichnen. Der Mann wusste eben nicht den richtigen und keinen bessern zu nennen, und so galt Haydn lange Zeit als der Schöpfer der Weise.

* * *

Franz Gruber wurde zu Hochburg in Ober-Österreich am 25. November 1787 als Sohn eines Webers geboren und saß am Webstuhl bis zu seinem 18. Lebensjahre. Dann trieb ihn die Liebe zur Musik an, dass er zum Stadtpfarr-Organisten Hartdobler zu Burghausen in die Musik-Lehre ging und sich in kurzer Zeit zum Organisten ausbildete. So der Hauptsache nach zum Lehramt qualificirt, übernahm er 1807 zu Arnsdorf bei Oberndorf in Salzburg das Schulamt und heiratete noch im gleichen Jahre. In Arnsdorf componirte Gruber das Weihnachtslied. Nachdem die Abtrennung Laufens von Oberndorf erfolgt und damit zugleich die Organisten-Stelle in der Nikola-Kirche Oberndorf erledigt ward, war Gruber mit deren Verwesung von 1816—1829 betraut, so dass es kommen konnte, dass die erste Aufführung von „Stille Nacht, heilige Nacht" nach Oberndorf fiel. Von 1829—1833 war Gruber in Berndorf, worauf ihm die Chorregenten-Stelle an der Stadt-Pfarrkirche in Hallein verliehen wurde. Dort starb er nach segensreichem Wirken am 7. Juni 1863, im 76. Lebensjahre; sechsundfünfzig Jahre wirkte er bestverdient im Salzburgischen.

Von seinen zahlreichen Werken, die zumeist kirchliche Musik, Messen, Requiems, Litancien umfassen, ist der größte Theil im Besitze der Stadt-Pfarrkirche in Hallein. Keines dieser zahlreichen Werke aber, so trefflich sie sein mögen, hat einen Siegeslauf gemacht und ist so jung geblieben, wie das einfache Lied „Stille Nacht, heilige Nacht".

Am Mesner-Hause in Hallein steht Gruber's Leichenstein und weckt sein Andenken mit den Worten:

Was er im Lied gelehrt, geahnt im Reich der Töne,
Am Urquell schaut er's nun, das Wahre und das Schöne.

* * *

Es ist nur gerecht auch des Dichters nicht zu vergessen. Wohl ist der Componist der König; denn ein Lied ohne Melodie ist ein Stimmungsbild, dem das rechte Licht fehlt. Es kann nicht zur Geltung kommen.

Priester Joseph Mohr war aber nicht blos der Dichter des Textes, sondern von ihm ist die Anregung zur Schaffung eines neuen Weihnachtsliedes ausgegangen. Ob wir es hätten ohne ihn?

Ein kurzer Lebensabriss von Mohr erscheint hier zum erstenmal und ist dem freundlichen Entgegenkommen des hochwürdigen Herrn f.-e. geistl. Rathes und Consistorial-Archivars Augustin Hiller in Salzburg, sowie des hochwürdigen Herrn Pfarrers Paul Handlechner in Wagrein, dem spätern Amtsnachfolger des Dichters zu danken.

Joseph Mohr wurde am 11. December 1792 als Sohn des Musquetiers Franz Mohr und der Anna Schoiberin zu Salzburg geboren und hatte den Scharfrichter Joseph Wohlmuth zum Taufpathen[1]).

Der junge Mohr absolvirte den 31. August 1814 das theologische Studium und wurde am 21. August 1815 zum Priester geweiht. Seine erste Seelsorge war in Ramsau, von wo er nach Oberndorf kam.

Hier wirkte er von 1817—1819, in welcher Zeit er das Weihnachtslied dichtete. Er kam hierauf nach Kupel, Golling, Vigaun, Aduet, Anthering, Eugendorf, Hof, Hintersee und endlich nach Wagrein im salzburgischen Pongau, wo er als Vicar von 1837 bis zu seinem am 4. December 1848 eingetretenen Tode erfolgreich die Seelsorge leitete.

[1]) Matrik der Dompfarre.

Die über Mohr vorliegenden Zeugnisse besagen, dass er zu Oberndorf neben der belobten Thätigkeit in der Seelsorge auch unermüdlich in Besorgung für Kirchenmusik gewesen sei; und andere Zeugnisse stellen ihn als trefflichen Priester, eifrigen Lehrer, biedern Menschenfreund, Helfer gegen Arme, mit einem Worte als ein Vorbild des christlichen Lebens für seine Gemeinde dar.

Über die Aufführung seines Liedes in der Weihnacht 1818 heißt es: „Er besaß damals eine ausgezeichnet schöne reine Tenorstimme, mit der er einen verständnisvollen Vortrag zu verbinden wusste. Als er sich nun mit dem gedachten Liede in der heiligen Nacht unter sanfter Instrumental-Begleitung hören ließ, da herrschte eine lautlose Stille in der Kirche und alle Anwesenden waren in die rührendste Stimmung versetzt. Man hielt ihn damals auch für den Componisten des Liedes“ [1]).

Über Mohr's Persönlichkeit erfuhren wir: Seine Kleidung war ein röthlich gefärbter Rock, ein Gewebe halb wollen halb leinen, wie es bei alten Leuten gegenwärtig noch vorkommt, dann Kanonenstiefeln, über welche der Rand der weißen Strümpfe hervorragte.

Beim Predigen soll er häufig, besonders gegen Ende zum Manuscripte seine Zuflucht genommen haben. Über seine Originalität folgendes: Als er einmal nach Beendigung des Gottesdienstes der frommen Gemeinde das Weihwasser ausspendete, ersah er den Schottauer Wirth in seinem Kirchenstaat, trat mitten während der heiligen Handlung rasch an ihn heran und sagte: „Du, heute brauch ich ein Fuhrwerk nach Radstadt“.

Ein andermal, es war in der Charwoche, wurde die Kreuzwegandacht abgehalten. Dabei durchschreitet der vorbetende Priester von Station zu Station den an den Kirchenwänden hängenden Kreuzwegbildern folgend das Langschiff der Kirche und sein Betstuhl wird von Bild zu Bild gerückt. Da geschah es, dass Vicar Mohr plötzlich das Gebet unterbrach, der ersten besten vor ihm knieenden Person sein Gebetbuch hinreichte und sagte: „Halt das Buch, ich muß mich schneuzen“. Darauf zog er sein Taschentuch . . . Solche Dinge sollen aber gar nicht aufgefallen sein.

Dass er ein großer Musikfreund gewesen, wird noch heute in Wagrein bestätigt. Nicht nur mit Singen, auch auf der Orgel und

[1]) Nach gefälliger Mittheilung des hochwürdigen Herrn Consistorial-Archivars Augustin Hiller in Salzburg.

mit der Clarinette habe er am Chore gewirkt, auch soll er noch andere Lieder als das Weihnachtslied gemacht haben.

Als der Herr Vicar 1848 starb lagen einige Schulden vor, so dass er zu keinem Grabstein kommen konnte und sich mit einem hölzernen Kreuze auf seinem Grabhügel im Friedhofe zu Wagrein begnügen mußte. Das ist nun längst zerfallen und seine Grabstätte ist gegenwärtig mit der Leiche des Lehrers Mösenbacher belegt[1]).

* * *

Componist und Dichter des Weihnachtsliedes haben ihren Zoll der Endlichkeit entrichtet und sind — so hoffen wir — in das Reich ewiger Harmonie eingezogen.

Ihr Lied aber lebt unter uns ewig jung und schön und wohl manche Generation wird noch in's Grab sinken, ehe in Kirchen, Schulen und vor dem Weihnachtsbaume der Deutschen das Lied verstummt:

Stille Nacht, heilige Nacht.

---

[1]) Nach gefälliger Mittheilung des hochwürdigen Herrn Pfarrers Paul Handlechner in Wagrein.

Das Haus Habsburg

und die

Siebenbürger Sachsen.

Von Professor Dr. J. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages (Budapest).

Das Jahr 1898 wird für Österreich-Ungarn und seine Völker ein Fest- und Jubeljahr sein: in diesem Jahre vollendet sich das halbe Säculum, seitdem unser heißgeliebter Monarch, Se. k. und k. apost. Majestät, Franz Joseph der Erste, in überaus schwieriger Zeit den Thron seiner Väter bestiegen hat und seine weiten Lande unter wechselnden Schickungen der göttlichen Vorsehung in guten und schlimmen Tagen voll Gottvertrauen mit Weisheit, Pflichttreue und väterlicher Fürsorge für das Wohl seiner Unterthanen regiert.

Das Beispiel von oben her wirkt besonders aneifernd und aufmunternd und so sehen wir, dass das erlauchte Herrschergeschlecht der Habsburger im langen Laufe der Zeiten gerade durch seine pflichtgetreue Hingebung sich die ebenso treue als opferbereite Liebe und Anhänglichkeit seiner Völker erworben hat. Verschieden an der Zahl, mannigfaltig in Abstammung und Sprache, in Glauben und Sitte wird diese bunte Völkermischung, in deren Schooß es leider an Zwist und Streit nicht mangelt, zur einträchtigen Harmonie, sobald es gilt, dem angestammten Herrscher und seinem erlauchten Hause die Verehrung und loyale Hingebung zu bezeugen und durch Thaten zu bekunden.

Unter diesen vielnamigen und buntgestalteten Völkerschaften im Reiche der Habsburger nimmt das Volk der Siebenbürger Sachsen numerisch nur eine sehr bescheidene Stelle ein. Allein hier bewährt sich wieder die alte Wahrheit, dass der Werth und die Bedeutung eines Volkes in erster Linie nicht durch seine Menge, seine Quantität bedingt ist, wohl aber durch seine moralische Beschaffenheit, durch seine geistige und physische Leistungsfähigkeit, sowie durch die Rolle, welche es im Leben und Wirken, in der geschichtlichen Entwicklung des betreffenden Staatswesens gespielt hat und noch immer zu spielen berufen ist.

Nahezu achthalbhundert Jahre sind in das Meer der Ewigkeit dahingeschwunden, seitdem, gerufen durch das Wort des Königs, die Vorfahren des siebenbürgisch-sächsischen Volkes von den Ufern des Rheins und der Lahn in das fernabgelegene wüste Land „jenseits des Waldes" eingewandert sind und dort an den Ufern des Alt, der beiden Kokel-Flüße, benachbart von fremden Völkerschaften, ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben, um inmitten der Einöde menschlicher Cultur eine Stätte zu gründen und die neugewonnene Heimat gegen die Feinde des Landes und der gesetzlichen Ordnung zu schützen. In beiden Richtungen hat das fränkische Völklein der heutigen „Siebenbürger Sachsen" seine Aufgabe nach dem Zeugnisse der Geschichte und den Thatsachen der Gegenwart getreulich erfüllt.

In ganz besonderer Weise wurde aber das an die äußerste Gränze des Ungarlandes gesetzte Sachsenvolk mit seiner deutschen Arbeit, seiner deutschen Tapferkeit und deutschen Treue eine Stütze und Schutzwehr für den König, für die Krone. „Ad retinendam coronam!" lautet der Wahlspruch im Siegel dieses Volkes und diesem Wahlspruch ist es getreu geblieben bis auf diesen Tag. Monarchische Gesinnung und dynastische Loyalität bilden einen wesentlichen Bestandtheil im Charakter der Siebenbürger Sachsen und die Geschichte weiß davon zu berichten, wie oft und in welch aufopfernder Weise sie dieser ihrer politischen Überzeugung in ernster Gefahr und Noth mit Wort und That Ausdruck verliehen haben.

Das erkannten und schätzten aber auch Ungarns Könige von den ersten Zeiten des siebenbürgisch-sächsischen Volkes bis herab auf die Gegenwart. Mochten auf dem ungarischen Throne Fürsten aus verschiedenen Herrschergeschlechtern geweilt haben, alle erwiesen sich den

Sachsen gegenüber voller Huld und Gnade, da sie alle den hohen Werth, die ungewöhnlichen Verdienste und die große Wichtigkeit dieses Volkes für die Krone wie für das Land zu würdigen wußten.

Wenn nun auch der Sachsen Treue für den König jedem legitimen Träger der Krone des heiligen Stephan gesichert war, so lag es doch in der Natur dieses echtdeutschen Volkes, daſs es mit verdoppelter Liebe und Hingebung jenen Herrschern anhing, die von deutscher Abkunft waren. Das zeigte sich bald nach dem Aussterben des Arpad'schen Königsgeschlechtes (1301), als Herzog Otto von Nieder-Bayern zum König von Ungarn gewählt worden war. Er war der erste Mann deutschen Stammes, der auf dem ungarischen Throne saß. Darum und weil nach dem Rechte die Krone ihm gebührte, schlossen die Siebenbürger Sachsen sich ihm an, und hielten fest an ihm, obgleich der Wojwode von Siebenbürgen sein Gegner war.

König Otto wollte sich nicht krönen lassen, bis er nicht der Treue der Sachsen gewiſs war. Deshalb zogen die Hermannstädter Grafen Gombolinus und Nicolaus Blavius mit ansehnlicher Gesandtschaft nach Ofen, huldigten dem neuen König und luden ihn ein, in ihre Heimat zu kommen, daſs sie ihn da als ihren Herrn ehren könnten. Otto folgte der Einladung und besuchte über Bistritz im Jahre 1306 den Hermannstädter Gau. „Wie mag er gestaunt haben", sagt der sächsische Historiker Dr. G. J. Teutsch [1]), „dort deutsches Leben zu finden!" Ebenso sehr aber freuten sich die Sachsen, daſs ihnen Gott einen deutschen König gegeben. Als Otto Siebenbürgen verließ, folgte ihm eine bewaffnete sächsische Macht. Man kennt den schlimmen Ausgang des kurzen Königthums dieses bayerischen Herzogs. Überlistet und treulos verrathen fiel er in die Hände seiner geschworenen Gegner, denen er sich trotz dringlicher Abmahnungen und Warnungen von sächsischer Seite vertrauensvoll überliefert hatte. Schmachvolle Haft, Entthronung und gefahrvolle Flucht aus dem Lande waren die bösen Folgen dieser Vertrauensseligkeit.

Es kamen nun die Herrscher aus dem Hause Anjou Karl, Robert und Ludwig, genannt der Große. Diese Könige schätzten die Sachsen ebenfalls besonders hoch und belohnten ihre Treue mit

[1]) „Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk". 2. Aufl., Leipzig 1874, 2 Bde.

reichlichen Begabungen an Gütern, Freiheiten und Rechten. König Ludwig rühmte in einer Urkunde vom Jahre 1370 von den Sachsen, dass sie „diejenigen Bürger seines Reiches seien, auf deren Kraft die Sicherheit jener Gränze wie auf festen Säulen ruhe und deren unwandelbare Treue die Erfahrung fortwährend rühmlich bewähre". Das Siebenbürger Sachsenvolk erreichte damals seine Blüthezeit. Bald kam durch die wachsende Türkennoth große Gefahr, viel Jammer und Elend und sein blühender Wohlstand sank in Trümmer; Brand und Mord, Krieg und Gefangenschaft erschütterten den Bestand des Volkes.

Mit dem Brandenburger Siegmund kam (1387) wieder ein Deutscher auf den ungarischen Thron. Die Sachsen hatten an König Siegmund einen gütigen Herrn, er an ihnen treue Bürger, die ihm in seinen zahlreichen Nöthen sowohl im Innern gegen den aufständischen Adel als auch gegen den Thron-Prätendenten Ladislaus von Neapel und nach außen gegen die immer drohender auftretende Türkengefahr opferbereit zur Seite standen. Der König schützte das sächsische Bürger- und Bauernvolk nach Möglichkeit gegen die Ein- und Übergriffe des Adels in Siebenbürgen, er bestätigte und wahrte ihre Freiheiten und Rechte, namentlich beförderte er den Handel und Verkehr, der damals vorwiegend in sächsischen Händen sich befand. Der blühende Vorort des siebenbürgischen Handels war die Sachsenstadt Kronstadt im südöstlichen Winkel Siebenbürgens.

Dem Brandenburger folgte (1437) der erste Habsburger Herzog Albrecht von Österreich auf den ungarischen Thron. Er starb jedoch schon nach zwei Jahren; ein Theil des Adels wählte seinen nachgeborenen Sohn Ladislaus zum Könige, ein anderer Wladislaw, den König von Polen. Die Sachsen standen zu dem Könige aus dem habsburgischen Fürstenstamme und hatten darob von den Gegnern manches Ungemach zu ertragen. Doch es zeigt von der hohen Wichtigkeit des siebenbürgisch-sächsischen Volkes, dass auch der Gegenkönig Wladislaw das Recht der Sachsen gegen die Angriffe des Adels kräftigst schützte und im Jahre 1441 erklärte, dass „nicht einmal des Königs Majestät, viel weniger sonst jemand, was zum Sachsenrecht und Sachsenland gehöre, kränken oder losreißen dürfe".

Als Ladislaus der Nachgeborene auf den Thron gelangte (1452), da gedachte er sofort der Siebenbürger Sachsen und

sprach es offen und ehrenvoll aus, die öffentliche Gerechtigkeit erfordere es und sein eigenes Gewissen, dass er „die großen Verdienste, ihre ausgezeichnete Treue vergelte, wie es sich gebühre, wenn er bedenke, wie sie an seinem Großvater Siegmund und an seinem Vater Albrecht unverbrüchlich gehalten und auch von ihm, dem elternlosen verwaisten Kinde, in allen Stürmen des Reiches nie gelassen, inzwischen in den wilden Einfällen der Türken unsägliches gelitten und gegen den grausen Feind so viel blutige Schlachten zu des Vaterlands Schirm geschlagen". Die Sachsen kämpften aber auch gegen die Friedens- und Ruhestörer im Innern, sie legten in ihren Städten und Dörfern feste Burgen und Thürme an und im Jahre 1453 verlieh der König mit Beistimmung des Reichstages den sieben sächsischen Stühlen den Thalmatscher Stuhl, den Rothen Thurm am gleichnamigen Engpass und die Lauterburg mit den dort fälligen Zöllen; außerdem das gesammte königliche Schloßgut, das im Weißenburger Comitat lag. Für diese königliche Schenkung hatten die Sachsen die entlegene Burg Landskron abzutragen, die Lauterburg und den Rothen Thurm dagegen so zu befestigen, dass die Feinde dort nicht mehr hereinbrechen konnten. „So erfüllten die Sachsen der sieben Stühle den Zweck ihrer Berufung, davon ihr Siegel und Banner verkündeten: Zum Schutze der Krone!" (Teutsch.) Als Zeichen besonderer Gunst und Auszeichnung ertheilte König Ladislaus im selben Jahre 1453 den Sachsen das Recht, ihre Urkunden, Zeugnisse, Vorladungen, Urtheile und Sendbriefe in rothem Wachs zu siegeln. Dass die Sachsen dem bedrängten Könige aber noch in anderer Weise als mit den Waffen dienten, das bezeugen die Kriegsbeisteuern und außerordentlichen Abgaben, die sie an den sehr bedürftigen königlichen Schatz leisteten. Als der König im Jahre 1457 die beträchtliche Summe von 2500 Goldgulden von ihnen forderte, schrieb er: „So groß ist unsere Noth, dass wir weder Eurer noch eines Andern schonen können".

Bald darauf starb der jugendliche König und die vorübergehend vereinigten Lande Österreich, Ungarn und Böhmen geriethen wieder unter getheilte Herrschaft. Nach der kräftigen Regierung unter Mathias (Corvinus), der auch den Sachsen wohlgesinnt war und ihnen Gerechtigkeit angedeihen ließ, so dass sein Angedenken in dankbarer Erinnerung blieb, folgten (1490—1526) die schwachen Könige Wladislaw II. und Ludwig II. aus dem Hause Jagjello, unter deren Regierung das ungarische Reich im Innern stets mehr der Zerrüttung und dem

Parteienkampf verfiel, nach außen hin aber schon in Folge dieser seiner innern Schwächung nicht mehr im Stande war, dem verheerenden Anstürmen der Türken Widerstand zu leisten. Auf dem blutigen Schlachtfeld von Mohács sank das Reich in den Staub (29. August 1526) und König Ludwig II. fand auf der Flucht den Tod.

Es kamen nun böse wirrvolle Zeiten. Der Parteigänger Johann Zápolya, Wojwod von Siebenbürgen, ließ sich von seinen Anhängern zum König von Ungarn wählen (10. November 1526) und dann auch krönen; während die zum ordentlichen Reichstag nach Preßburg einberufenen Stände wenige Tage später den Erzherzog Ferdinand von Österreich zum Könige wählten, der am 3. November 1527 zu Stuhlweißenburg auch mit der Krone des heiligen Stephan gekrönt wurde. Es gab somit zwei Könige im Lande und da keiner dem andern weichen wollte, so kam es zum Bürgerkrieg, der mit wechselndem Glück zwölf Jahre dauerte und auch über die Siebenbürger Sachsen viel Ungemach und Leiden brachte. In Siebenbürgen stand nämlich ein großer Theil des Adels auf Zápolya's Seite; doch die eigentliche Kraft des Landes lag in den Sachsen; sie hatten die befestigten Städte und Plätze, sie hatten Waffen, geübte Krieger und Geld. Viel hing davon ab, an welche Partei sie sich anschlössen. Zápolya suchte sie auf seine Seite zu bringen, durch schöne Worte wie durch ernste Drohungen. Die Lage für die Sachsen war um so schwieriger, als Zápolya und seine Freunde ganz nahe, Ferdinand und dessen Anhänger aber in der Ferne waren. Dennoch zauderten die Sachsen nicht lange. Als Georg Reicherstorffer (erzählt Dr. Teutsch), ein Hermannstädter, früher (noch 1526) Rathsschreiber in Hermannstadt, dann Schreiber der Königin Maria (von Ungarn), seit 2. Juni 1527 Geheimschreiber Ferdinand's, in seinem Auftrag im August dieses Jahres nach Kronstadt kam, da erkannte die Stadt und das ganze Burzenland freudig König Ferdinand an (8. September), ebenso kurze Zeit darauf Hermannstadt und das ganze Sachsenland. Unter einem nahmen sie zweitausend Büchsenschützen in Sold und forderten die Universität (Gesammtheit) der sächsischen Herren Pfarrer auf, ihrerseits 284 Söldner jenen zur Seite in's Feld zu stellen. Denn sie wußten gar wohl, was nun folgen werde.

Ferdinand versprach zwar schon im October 1527 den Sachsen baldige Hilfe, forderte sie auf, in der Treue zu beharren und den

Wojwoden gefangen zu nehmen; aber die Unterstützung blieb aus. Dafür hatten die Sachsen dem Commissär Ferdinand's Kaspar Horváth schon im Frühjahr 1528 fünf Tausend Gulden bewilligt „zur Verfolgung und Ausrottung Johann's, der sich König nennt"; sie stellten auch fernerhin dem Könige Ferdinand Rosse für das Schwergeschütz, Reiter und Büchsenschützen und stets neue Kriegssubsidien. Durch diese aufopfernde Treue der Sachsen wurde die Zápolya-Partei in Siebenbürgen verhindert, ihr Haupt zu erheben. Zwar wurde die Stadt Schäßburg von Zápolyanern belagert und hart bedrängt, aber die feste Burg der Stadt widerstand siegreich; doch die Vorstädte und die Unterstadt gingen in Flammen auf. Alle Sachsenorte rüsteten sich zur kräftigsten Gegenwehr.

Die Seele dieses Widerstandes war der Sachsengraf Marcus Pemfflinger, „ein Mann, klug im Rath und weis in der Ausführung, voll hohen Geistes und nie zu erschütternden Muthes". Die Pemfflinger waren eine adelige Familie aus Regensburg, die ihren Namen aus der Pfarrei Pemphling in der Ober-Pfalz führte. Johann Pemfflinger wanderte im Jahre 1477 nach Ungarn und ließ sich in Ofen nieder, wo er bald Hausbesitzer und auch Stadtrichter wurde. Als solcher stellte er im Namen der Stadt Ofen unter dem 7. März 1492 die Zustimmung zum Friedensschluß von Preßburg aus, welcher beim Aussterben des ungarischen Königshauses der Dynastie Habsburg den Thron von Ungarn zusicherte. Marcus Pemfflinger, der um das Jahr 1480 das Licht der Welt erblickte, war der älteste Sohn des Johann Pemfflinger und kam am königlichen Hofe zu großem Ansehen. Im Jahre 1521 ernannte ihn König Ludwig II. zum Hermannstädter Königsrichter und Grafen der Sachsen. Mit der Hand seiner Gattin erwarb er in Siebenbürgen große Besitzungen, die er nun ebenfalls im Dienste der Sache des Königs Ferdinand verwendete. Schon im Jahre 1529 hatte er zur Besoldung der Ferdinand'schen Truppen 12.000 Goldgulden ausgegeben, wofür der König ihm die Burg Bálványos und die Kronstädter Zolleinkünfte verpfändete, im Jahre 1533 fügte er noch die Bergwerke von Rodna und ein Jahr darauf neue werthvolle königliche Gefälle hinzu. Aber die Ungunst der Zeiten gestattete nicht, dass Pemfflinger in den thatsächlichen Besitz dieser Verleihungen gekommen wäre. Trotzdem wurde er nicht wankend in seiner Treue und König Ferdinand rühmte mit Recht von ihm,

dass er (Pemfflinger) in seinem (des Königs) Dienste „weder Hab noch Gut, weder Gesundheit noch selbst das Leben geschont habe".

Dadurch hatten aber Pemfflinger und seine Sachsen den Zorn Zápolya's im höchsten Grade über sich heraufbeschworen. Dieser Gegenkönig suchte erst mit Schmeichelreden und Versprechungen, dann mit allerlei Drohungen, darunter auch mit der Rache durch Türken und Moldauer, die Sachsen von der Sache König Ferdinand's abwendig zu machen. Allein Johann's gute und böse Worte fanden beim sächsischen Volke keinen Widerhall. Diese verharrten auch dann in ihrer Treue zum Herrscher aus dem Hause Habsburg, nachdem der ganze Adel, sehr wenige ausgenommen, und alle Szekler der Partei Zápolya's sich anschlossen. Da brach im Frühjahr 1529 der Sturm gegen die standhaft getreuen Sachsen los. Mühlbach fiel in Zápolya's Gewalt, Hermannstadt wurde belagert, die Noth stieg auf's höchste und der Rath der bedrängten Stadt wandte sich unter dem 29. März 1529 an König Ferdinand mit der Botschaft: „Wir thun Ew. königlichen Majestät zu wissen, dass unser Sach gar übel steht. Wir sind mit trefflichem Volk und Geschütz belagert; die Walachen und Ibrahim-Pascha gewarten wir alle Tage. Darum so bitten wir Ew. Majestät demüthiglich, angesicht Gott und die Christenheit, durch unser groß Verderben und Getreuheit, geruhe in diesen letzten Nöthen zu Hilfe zu kommen mit einer trefflichen Stärke. Sonst sind wir mit Hermannstadt gar verloren, dadurch Ew. Majestät mit sammt der ganzen Christenheit unaussprechlichen und unüberwindlichen Schaden und Verderben empfahen werden." In demselben Sinne voll schwerer Sorge schrieb Pemfflinger vier Wochen später (29. April) an den König, der wohl gern geholfen haben würde, doch dazu nicht in der Lage war; denn Sultan Soliman führte gerade damals seine Hunderttausende gegen Wien. Die Sachsen blieben also auf ihre eigene Kraft verlassen, und sie bedienten sich derselben in ebenso umsichtiger als energischer Weise. Sie sammelten ihre Mannen, vertheilten sie in die meist bedrohten Orte, verstärkten die Befestigungen, vermehrten Geschütze und Schießbedarf und harrten der Feinde, die von verschiedenen Seiten auf sie hereindrangen. Und sie wehrten sich tapfer, voll Ausdauer, von harten Verlusten an Gut und Leben getroffen; denn Zápolya und seine Bundesgenossen ließen ihren Zorn voller Wuth gegen die Sachsen aus. Pempfflinger verlor seine Güter, der Hermannstädter Gau

wurde gebrandschatzt, in seinem Umfange geschmälert; ebenso erging es Kronstadt und dem Burzenland.

Und dieser heillose Kriegszustand mit Plünderung, Brand und Mord währte monate-, jahrelang. Welch unsägliches Elend brachte er über Land und Volk! „Der Moldauer und Walachische Wojwode, die Türken an der Seite, die Edelleute und Széкler im Land, sind alle wider uns", schrieb Pemfflinger (30. Mai 1530) an seinen Bruder nach Ofen. „Ist es denn der Wille Gottes, dass ich mein Leben für meine Treue geben soll, so geschehʼ es also. Aber dass die armen Deutschen also in Grund verderben und verloren gehen, das frißt mir mein Herz." Der arg bedrängte König Ferdinand sandte nur Briefe und Versprechungen, aber keine Hilfe. So fiel denn eine Reihe von Sachsenorten in die Gewalt der Feinde, so dass zu Anfang des Jahres 1531 nur Hermannstadt allein noch Widerstand leistete. Sieben Jahre harrte diese Stadt in heldenmüthiger Vertheidigung aus; zur Kriegsnoth von außen hatte die Pest, der Hunger und zuletzt die Zwietracht im Innern sich gesellt. Erst als alles vergeblich, jede Hoffnung auf Hilfe von König Ferdinand geschwunden war, „da stiegen die Hermannstädter (März 1536) von den Mauern und Thürmen, die sie in deutscher Treue unerschütteten Muthes bis ins siebente Jahr für König Ferdinand gehalten (es waren nicht tausend wehrhafte Männer darin) und legten die Waffen nieder. Mit Hermannstadt war ganz Siebenbürgen in Zápolya's Händen" (Dr. Teutsch). Über den Zustand Hermannstadts berichtet (Februar 1536) der Abgeordnete des Herzogs von Bayern aus Ofen: „Dieselb Stadt ist nun bis in das neunt Jahr sehr verarmt, denn die Inwohner kein Handel geführt, sondern dieweil man ihnen nichts hat lassen zuegen (zugehen), all ihr Hab und Gut verzehrt, die Häuser zerrissen und verprennte und große Armuth von des Königs Ferdinanden (wegen) erlitten." Der Bischof Gerendi schrieb im Januar desselben Jahres an Ferdinand: „Der Hermannstädter Geschichte kann ich nicht vergessen; wie ehrlich und getreulich die frum Stadt und Ein Ehrsamer Rath und Gemein sich gehalten hat." ... Marcus Pemfflinger überlebte den Fall seines Volkes nur kurze Zeit; er hatte am Hofe Ferdinand's um die dringende Hilfe gebeten, war dann zum königl. Feldhauptmann Katzianer nach Ober-Ungarn gegangen, um mit diesem den Zug nach Siebenbürgen zu bereden. Es war alles umsonst. „Ich bin wie ein Vogel", schreibt er an König

Ferdinand, „und habe nichts, wo ich mein altersmüdes Haupt zur Ruhe legen könnte.“ Und im Februar 1537 richtete er eine letzte Bitte an Ferdinand, voll Entsagung: „Ich erwarte nichts mehr und wenn etwas kommt, wird es zu spät sein; denn inzwischen kann der Tod es vollenden.“ Und so war es; im September 1537 wird Pemfflinger schon als todt bezeichnet. Niemand weiß, wo er gestorben ist, wo sein Gebein ruht.

Des langen Haders müde schlossen endlich nach zwölfjährigem Kampfe die beiden Gegenkönige den Frieden von Großwardein (1538), demzufolge Siebenbürgen und damit auch der „Königsboden“ oder das „Sachsenland“ im Besitze des Königs Johann (Zápolya) verblieb. Die Sachsen mußten sich vom Hause Habsburg trennen; König Ferdinand aber hatte noch im November 1535 von Wien aus an sie geschrieben: „Da die Reinheit Eurer Treue gegen uns der Art ist, dass wir Euch mit besonderer Neigung zugethan sind, wird Euer Ruhm und Eurer Thaten Gedächtnis mit Recht bei uns fort und fort würdig gefeiert und vor andern erhoben werden.“

Gemäß dem Großwardeiner Friedensschluß vom Jahre 1538 hätte nach dem Tode König Johann's († 21. Juli 1540) Siebenbürgen und die angränzenden ungarischen Landestheile an König Ferdinand gelangen sollen; allein die Vormünder des minderjährigen Prinzen Johann Sigismund (Zápolya) und dessen Mutter Isabella behaupteten durch die Gunst und Gnade des Sultans Soliman das Land und so zerflatterte auch die darauf gebaute Hoffnung der Sachsen, dass sie doch wieder unter die Herrschaft des Hauses Habsburg kommen und mit der Krone Ungarns neuerdings vereinigt würden. Auch König Ferdinand hegte diese Hoffnung. Er bestätigte den Sachsen wie den beiden anderen Nationen Siebenbürgens alle ihre Rechte und Freiheiten und es wurden die Unterhandlungen mit den Sachsen noch einige Zeit fortgesetzt. Petrus Haller, der Königsrichter von Hermannstadt, dessen Vater aus Nürnberg nach Ofen eingewandert war, verweilte zu diesem Zwecke noch im October 1542 in Wien. König Ferdinand schrieb im August 1542 an die Sachsen und versprach für ihre Wohlfahrt und ihre Beschützung Sorge zu tragen. Er bestätigte den Städten Schäßburg und Kronstadt alte Rechte und Freiheiten; „Hermannstadts aber“, sprach er, „wollen wir in Gnaden eingedenk sein und ob der zahllosen Verluste, die sie wegen unserer Majestät erlitten, Fürsorge treffen für sie

zu unserem Gedächtnis für ewige Zeiten. Denn unvergeßlich sind uns ihre treuen Dienste und was sie gelitten haben für uns, weshalb sie mit Recht von unserer Gnade die Überzeugung haben sollen, daß, wenn der Herr uns den ruhigen Besitz jenes Reiches gewährt, wir ihnen ein so gnädiger und dankbarer Fürst sein wollen, daß sie Ursache haben werden, zu allen Zeiten für uns und unsere Nachkommen zu beten."

Es kam anders, als König Ferdinand und seine getreuen Sachsen es gehofft und gewünscht hatten; Siebenbürgen blieb der Herrschaft des Hauses Habsburg noch anderthalb Jahrhunderte entzogen, eine Zeit schwerer Trübsal und vielen Ungemachs für das Land, insbesondere aber für das sächsische Volk, das unter den selbständigen siebenbürgischen Fürsten nur selten und für kurze Zeit froh aufathmen konnte. Die Zuneigung und Treue für das habsburgische Herrschergeschlecht erscheint bei den Sachsen umso bemerkens- und achtenswerther, als es bekannt ist, daß gerade die Sachsen es waren, die in Siebenbürgen der neuen Kirchenlehre Martin Luther's zuerst beitraten und daran unerschütterlich festhielten; allen voran Marcus Pemfflinger, dieser getreueste Anhänger Ferdinand's, obschon es ja offenkundig war, wie eben das Haus Habsburg den Kampf gegen die Kirchen-Reformation in Deutschland und Österreich am kräftigsten führte. Nationale Sympathie und wohlverstandene politische und wirthschaftliche Interessen leiteten die Führer des Sachsenvolkes, daß sie trotz der wachsenden confessionalen Scheidung den deutschen Fürsten und der Verbindung mit dem Westen zugethan blieben.

Die Zeiten verstrichen in wechselvollem Lauf; allein so oft sich Aussicht zeigte, daß die habsburgischen Herrscher in den Besitz Siebenbürgens gelangen könnten, fanden sie an den Sachsen stets getreue Bundesgenossen und das bedeutete viel in jenen Tagen; denn „auf die Sachsen kann man sich verlassen", erklärten selbst die Gegner derselben, so deren Mannestreue bestätigend.

Gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts, unter dem wankelmüthigen Fürsten Sigismund Báthori bot sich dem Kaiser Rudolf II. die Gelegenheit, Siebenbürgen erwerben zu können. Fürst Sigismund war des Herrschens müde und trat Siebenbürgen gegen die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor an den Kaiser und König ab. Die siebenbürgischen Stände schwuren (April 1598) dem neuen Herrn den Eid der Treue; doch bereute Fürst Sigismund bald

die That, er kehrte nach Siebenbürgen zurück, übernahm wieder die Herrschaft, um sie bald darauf abermals niederzulegen, indem er seinen Vetter, den Cardinal Andreas Báthori, zwang, die Fürstenwürde anzunehmen (März 1599).

Die Sachsen hatten voll Freuden an der Verbindung Siebenbürgens mit dem Hause Österreich mitgewirkt; ihr Oberhaupt, der Hermannstädter Königsrichter und Sachsengraf Albert Huet genoß bei Rudolf II. wie bei dem Fürsten Sigismund das größte Ansehen. Er schrieb (9. Januar 1597) an den Kaiser: „Dieweil ich guter teutscher Nation bin und dem kaiserlichen Hofe von Jugend auf getreulich gedient habe, mich auch höchlich befliſſen Euer Majestät aufrichtig zu dienen, davon ich gesonnen auch hinfüro nicht abzulassen. Und gleichwie das Weiße im hochlöblichen österr. rothen Schild in der Mitte ist, also ist die Candor (die Lauterkeit) in meinem Herzen gegen Eure Majestät in allen Sachen." Darauf erwiderte Rudolf II. unter dem 28. März desselben Jahres: „Die vorzügliche Reinheit deiner Gesinnungen gegen uns und unser erlauchtes Haus und deinen Eifer für das Wohl der Christenheit haben wir mit Wohlgefallen aus Vieler Zeugnissen ersehen; du kannst dir von unserer Gnade alles Gute versprechen. Wir setzen auf dich ein besonderes Vertrauen."

Dieses „besondere Vertrauen" des Kaisers kam auch nicht zu Schanden, wohl aber wurde Rudolf von anderen „Freunden" und „Bundesgenossen" hintergangen, vor allem von Michael, dem Wojwoden der Walachei, der nach Siebenbürgen einfiel, um es angeblich für Rudolf in Besitz zu nehmen. Statt dessen bedrängte er gerade die aufrichtigen Anhänger und Freunde des Kaisers, die Sachsen, am meisten. Er belagerte Kronstadt, seine zahllosen Haufen verwüsteten das Burzenland, bei Schellenberg in der Nähe von Hermannstadt gewann Michael eine Schlacht gegen den Fürsten Andreas (18. November 1599). 300 Sachsen waren auf dem Schlachtfelde gefallen. Und nun durchzogen die Sieger mit Raub und Mord das Land. „Von allen Seiten erhoben sich die Walachen zu Unthaten jeder Art; in Großau bohrten sie dem Pfarrer einen Zimmermannsbohrer in das Rückgrat und hiengen ihn daran in der Sacristei auf, bis er den Geist aufgab. Alle Dörfer am Unterwald wurden geplündert und verbrannt; wer sich nicht in der schützenden Burg bergen konnte, floh in Wald und Gebirge. So wütheten sie, dass selbst der Wojwode Michael am Anfang des Jahres 1600 den

Sachsen den größten Theil der Steuern erlassen mußte, „weil", wie er sagte, „die sächsische Nation durch vielfältiges Rauben, Plündern und Mordbrennen der walachischen Truppen (!) in die äußerste Dürftigkeit und das kläglichste Elend gerathen".

So behandelte ein „Freund" Rudolf's dessen getreueste Anhänger. Freilich entpuppte sich der Wojwode bald in seiner wahren Gestalt; nicht für den Kaiser, sondern für sich selber wollte er Siebenbürgen in Besitz nehmen; er zwäng im Juli 1600 die Städte zur Huldigung. Allein die Sachsen schlossen sich dem ungarischen Adel in seinem Aufstande gegen den Tyrannen Michael an; sie hielten in Treue den Eid, den sie dem Kaiser und König geschworen. Die gesammte bewaffnete Streitkraft der Sachsen wurde ausgerüstet und bald floß das Blut von Kronstadt bis zum Altfluss und im Zibin-Thal. Inzwischen war der kaiserliche Feldherr G. Basta aus Ober-Ungarn ins Land gekommen; mit seinen Truppen vereinigte sich das adelige Aufgebot und 1800 sächsische Reiter. Bei Miriszló wurde der Wojwode Michael geschlagen (18. September), doch der Krieg war damit noch nicht zu Ende. Das Elend und die wachsende Noth dauerten fort.

Kaiser Rudolf schrieb am 4. November 1600 aus Prag voll tiefer Anerkennung der Opfer, welche die Sachsen für ihn und sein Haus gebracht: „Und sobald Wir erfahren, dass Siebenbürgen wieder unter Unsere Botmäßigkeit zurückgeführt sei, haben Wir für Unsere erste Pflicht gehalten, vor allem zu Euch ein Wort der Ermuthigung zu sprechen, die Ihr nach Herkunft und Sprache und was mehr ist als alles, nach angestammter Reinheit und Gesinnung Deutsche, d. i. unseres Blutes seid. Unsere Räthe und Untergeordneten, die Wir in diese Gegenden geschickt, haben Uns mitgetheilt, wie eifrig Ihr zu jeder Zeit und so auch in den Tagen dieser jüngsten Umwälzung gewesen, Uns Eure Treue zu bewahren. Wohl gefällt Uns diese ausgezeichnete und vorzügliche Neigung, die Ihr gegen Uns hegt, und die Sorgfalt, die Ihr für Euer eigenes Gut traget. Daher haben Wir dem Führer unserer Truppen und unseren Räthen ernstlich befohlen und aufgetragen, in allem besondere Rücksicht auf Euch zu nehmen und lassen Uns angelegen sein, dass Euch die Treue, mit der Ihr Uns ergeben seid, nicht gereue!"

Herrliche Fürstesworte, eben so ehrend für den, der sie sprach, als für diejenigen, an die sie gerichtet waren! Leider konnten sie an

der traurigen Lage der Dinge in Siebenbürgen wenig ändern. Denn während die Huldigungs-Deputation aus Siebenbürgen, darunter auch der Hermannstädter Bürgermeister Lukas Enyeser sich befand, beim kaiserlichen Hof zu Prag verweilte, brach der wetterwendische Siegmund Báthori wieder ins Land, ließ sich auf dem Landtag zu Weißenburg (4. Februar 1601) zum drittenmal zum Fürsten ausrufen. Nun zog Basta mit dem zum siebenbürgischen Statthalter des Kaisers ernannten Wojwoden Michael gegen Báthori und besiegte ihn in der Schlacht bei Goroszló (3. August), sechszehn Tage später wurde aber der Wojwode Michael auf Basta's Geheiß von Wallonen ermordet.

Basta's siegreiches Kriegsheer wüthete nun seinerseits mit Raub und Plünderung; die zuchtlose Soldateska machte den Namen des Feldherrn zum Fluche im Munde des Volkes. Die Horden schonten weder Freund noch Feind. Sie erstürmten Schäßburg und es mußte diese kaiserlich gesinnte Stadt 40.000 Gulden Brandschatzung bezahlen; Hermannstadt öffnete deshalb dem kaiserlichen Heere nur unter festen Bedingungen seine Thore. Fürst Siegmund hatte sich mit Türken und Tataren verbrüdert, diese fielen ins Land; Hermannstadt wurde zehn Monate lang belagert, Neppendorf und Hammerdorf angezündet, die ganze Umgebung verwüstet. Allein auch andere Theile des Sachsenlandes, so die Stadt Bistritz und der Nösnergau, hatten vor Sigismund's Schaaren und dessen Bundesgenossen zu leiden. Mediasch und Schäßburg fielen mit List und Gewalt in deren Hände, ja in der Burg zu Schäßburg setzten sich die plündernden Székler fest in der Absicht, gar nicht mehr von dannen zu weichen, damit der Ort „in Ewigkeit nicht mehr von Sachsen möchte bewohnt werden".

Der kaiserliche Feldherr Georg Basta gewann die unglückliche Stadt Bistritz dem Kaiser wieder und schloß bald darauf (Juli 1602) Frieden mit Báthori, der Siebenbürgen für immer verließ. Doch über das Land kam noch kein Friede, ja die Härte und Grausamkeit Basta's, sowie das zuchtlose Treiben seiner Söldner stürzte das Volk in äußerste Noth und Verzweiflung. Moses Székely stellte sich an die Spitze der Aufständischen und wurde zum Fürsten gewählt; Basta floh eilig aus Siebenbürgen. Székely hatte sich in den Schutz der Türken begeben, mit türkischen und tatarischen Hilfsvölkern besetzte er die Sachsenorte Reps, Mühlbach und Bistritz. Mediasch, Hermannstadt und Schäßburg schlossen ihre Thore und leisteten Widerstand, Kronstadt mußte sich ergeben.

Basta kehrte nach Siebenbürgen zurück; bei Rosenau im Burzenland verlor Moses Székely Schlacht und Leben (17. Juli). Basta's Zorn wendete sich jetzt gegen die Sachsenstädte, namentlich gegen Kronstadt, weil diese (nothgedrungen) dem Székely beigestanden hatten. Sie mußten schwere Geldbußen erlegen, ihre besten Männer wurden an Leib und Gut bestraft, wallonische Hauptleute an die Spitze der städtischen Verwaltung gestellt u. dgl. Das war im vollen Widerspruche gegen des Kaisers Befehl und Versprechen. Die kaiserlichen Besatzungen wirkten überall ärger als der Feind; insbesondere die Wallonen, von denen der Schäßburger Rathsschreiber und Chronist Georg Krauß schreibt: „Die Wallonen sind ein solches Volk, daſs wenn ein Land soll verwüstet und verderbt werden, nur Wallonen dahin taugen. Sie werden in einem Jahre dasselbe so ausfressen und aussaufen, daſs kein Schwert noch Feuer dazu gebraucht dürfe werden, solches zu verwüsten". Und Michael Krauß setzt hinzu: „Das wußte der fromme Kaiser Rudolfus nicht, daſs seine Völker nicht defensores (Vertheidiger), sondern devastatores und devoratores (Verwüster und Verzehrer) wären".

Mißwachs, Theuerung, Hunger und die Pest vollendeten die Fülle des Unglückes, unter welchem Siebenbürgen, ganz besonders aber das Sachsenland, in diesen Zeiten zu schmachten hatte. „Vor und hinter uns das Verderben; Gott sei uns endlich gnädig!" so schlugen die Hermannstädter 1602 auf ihre Münzen und sie kennzeichneten damit die Trostlosigkeit ihrer Lage. Zwar schien es im Jahre 1603 besser werden zu sollen; es wurde eine kaiserliche Verwaltung eingesetzt, allein sie vermochte die Leiden des Volkes nur wenig zu mildern. Der Kaiser in der fernen Burg zu Prag hatte kaum mehr als tröstende Worte, Anerkennung der erzeugten Treue und des Gehorsams und gute Versprechungen, denen leider keine Erfüllung folgte.

Bald darauf erhoben sich in Folge der religiösen Zwiespältigkeiten in Ungarn neue Kämpfe. Der Siebenbürger Stephan Bocskai stand an der Spitze der Protestanten; ihm fielen auch viele vom Adel und der Székler in Siebenbürgen bei; nur die Sachsen hielten fest an der Treue zum Kaiser. Sie lehnten alle Aufforderungen Bocskai's und seiner Anhänger zum Anschluße an den Aufstand ab, rüsteten sich neuerdings und verstärkten die Mauern und Thürme ihrer Städte. Die kaiserlichen Commissäre verlegten ihren Sitz von Klausenburg nach dem

festern und getreuern Hermannstadt und baten von dort aus den Kaiser wiederholt um Hilfe. Sie blieb aus, der kaiserlichen Truppen waren nur wenig im Lande, auch der Feldherr Graf Basta war fern; die Sachsen aber konnten es nicht wagen, nach all den schweren Opfern und harten Leiden, die sie nun schon seit Jahren um ihrer Treue willen getragen, neue Gefahren über sich heraufzubeschwören. Sie beobachteten jetzt nothgedrungen eine neutrale Haltung, deren Berechtigung die kaiserlichen Commissäre selbst anerkennen mußten. Der Krieg dauerte in das dritte Jahr; Bocskai, den ein großer Theil der Siebenbürger schon am 22. Februar 1605 zum Fürsten dieses Landes gewählt hatte, drang siegreich vorwärts und so waren schließlich auch die Sachsen genöthigt, mit ihm ihren Frieden zu machen. Die sächsische Nation anerkannte am 4. Juli 1605 Bocskai als Fürsten und am 4. September desselben Jahres huldigten ihm die drei Stände des Landes zu Mediasch. Bocskai bestätigte die Rechte und Freiheiten der Sachsen, deren Treue für den Kaiser die kaiserlichen Commissäre bis zum Ende lobend hervorhoben. Diese Commissäre verließen das Land und damit hatte die Herrschaft des Hauses Habsburg über Siebenbürgen abermals aufgehört.

Die Sachsen aber konnten des habsburgischen Fürstenhauses nicht vergessen; wiederholt, so namentlich unter dem Schreckensregiment des „tollen" Fürsten Gabriel Bathori, gingen von den hart bedrängten Sachsenorten Boten an den kaiserlichen Hof und flehten dort um Hilfe und Errettung. Sie wurden hier stets freundlich aufgenommen, gern hätte man ihre Bitten auch erfüllt; aber der Zeiten Ungunst gestattete es nicht, doch sandte der Kaiser und König Mathias zu Anfang des Jahres 1613 Gesandte an den Fürsten Bathori, um ihn zu ermahnen, er solle nach dem Gesetze regieren und von der Bedrückung der Sachsen ablassen.

Der Rath war gut, fand aber keine Beachtung. Das Fürstenhaus Österreich, das seine Ansprüche auf Siebenbürgen so lang vertheidigt hatte, mußte diese schließlich aufgeben und damit auch seine getreuen Sachsen ihrem Schicksale überlassen. Diese gewöhnten sich allmählich, in ihren opferreichen Hoffnungen und Strebungen vielfach bitter getäuscht, das Unabänderliche als Schickung anzusehen und zu tragen. Allein gleichwie man in Wien den Gedanken an die Wiedererwerbung Siebenbürgens für die Krone Ungarns niemals aufgab, so hatte sich auch

im Sachsen-Volke der Glaube und die Hoffnung auf die Rückkehr der Fürsten aus dem Hause Habsburg erhalten. Diese Hoffnung nahte ihrer Erfüllung.

Nach der Befreiung Wiens (1683) und der siegreichen Zurückdrängung des Halbmondes regte sich auch in Siebenbürgen das heiße Verlangen nach Abschüttelung des schweren Türkenjoches. Fürst Michael Apafi sandte Abgeordnete, an deren Spitze Johann Haller und von den Sachsen der Hermannstädter Rathsmann Mathias Miles stand, im Jahre 1685 nach Wien, wo am 28. Juni 1686 ein geheimer Vertrag unterschrieben wurde, in dem sich Siebenbürgen unter den Schutz des römischen Kaisers und ungarischen Königs (Leopold I.) stellte. Dieser verpflichtete sich zur Vertheidigung Siebenbürgens gegen dessen Feinde, anerkannte Apafi sammt dessen Sohne als Fürsten und gewährleistete auf den Fall ihres Todes freie Fürstenwahl des Landes, versprach bei dem nächsten Friedensschluße Siebenbürgen vom türkischen Tribut wenn möglich frei zu machen und früher dem Lande gehörige Orte diesem zurückzugeben. Auch verpflichtete sich Leopold, die vier gesetzlich anerkannten Religionen des Landes keiner Zeit und unter keinem Vorwand zu beirren und die Kirchen- und Schulgüter nicht zu begehren, auch kein Patronatsrecht in Anspruch zu nehmen, noch derartiges je vor die Stände zu bringen.

Im folgenden Jahr 1687 besetzte ein kaiserliches Heer unter Karl von Lothringen Siebenbürgen; an dessen Stelle trat General Graf Caraffa, der dann am 9. Mai 1688 mit den Abgeordneten der siebenbürgischen Stände jenen Vertrag abschloss, in welchem diese der türkischen Oberhoheit feierlich entsagten und unter den König von Ungarn zurückkehrten. Der Kaiser nahm durch Rescript vom 17. Juni 1688 Siebenbürgens Anerkennung seiner Schutzherrlichkeit in Gnaden auf, sicherte dem Lande die Aufrechthaltung der Gewissens- und Kirchenfreiheit sammt strenger Manneszucht zu und hieß sie das beste hoffen. Nach beendigtem Kriege werde man den Ständen das Weitere vorlegen. Die kaiserlichen Truppen besetzten die festen Plätze des Landes, auch in den Sachsenorten; nur in Kronstadt weigerte sich das Volk, den Kaiserlichen die Thore der Stadt und des Schloßes zu öffnen. Es kam zu einem förmlichen Aufstand, der mit Gewalt niedergeschlagen werden mußte und für die Führer des Aufstandes und deren Anhänger verderbliche Folgen hatte.

Am 17. April 1689 starb Fürst Michael Apafi I., ihm folgte sein gleichnamiger Sohn, ein vierzehnjähriger Knabe, dem die wirkliche Regierung nicht anvertraut werden konnte. In Wien kam man deshalb insbesondere nach dem Rathe Caraffa's zu dem Entschlusse, dem Lande fürder keine eigenen Fürsten zu lassen, sondern „den absolut römisch-kaiserlichen Dominat" daselbst einzuführen; das Land, habe seinem natürlichen Temperament gemäß „bösen humorem", sei „dem Haus Österreich von jeher auffässig und könne, ausgenommen die sächsische Nation, von Deutschen beherrscht zu werden nicht vertragen." Daher räth Caraffa, da die Furcht vor den kaiserlichen Waffen bereits da sei, das Land auch durch Liebe an Österreich zu knüpfen, deswegen die schwere Steuerlast zu mindern und die Religionsfreiheit, „welche Siebenbürgen vor seinen Augapfel hält", zu schirmen, insbesondere „die evangelische Religion der Sachsen auf keinen Fall zu berühren, ja sogar die geringste Scheu zu vermeiden, weit weniger, dass man solche anfechte, „denn in diesem Stück sind selbst die Sachsen, in welchem robur Transsylvaniae (die Stärke Siebenbürgens) ganz allein besteht so eifrig, dass sie um ihre Religion zu vindiciren, alles aufs Spiel setzen, dabei auch so argwöhnisch und durch das, was in diesem Passus ihren Nachbarn in Ungarn geschehen und noch geschieht, so abgeschreckt von Ihrer Majestät, dass sie keine Versicherung, die man auch mit tausend Eiden bekräftigt, glauben, sondern jeden Schritt, von dem sie vermuthen, dass man dem Religionswesen zutreten möchte, vor verdächtig halten und sich darüber allarmiren thun". An einer anderen Stelle seines Gutachtens sagt Caraffa: „Durch den commandirenden General müßen nicht allein die Sachsen, indem diese Nation nervus et decus totius Transsylvaniae (Grundkraft und Zierde von ganz Siebenbürgen) ist, und ihr Haupt, der Königsrichter von Hermannstadt, eine mehr als gemeine Obachtung erfahren, sondern auch specialiter ihre Mithäupter und Principaliores zu gewinnen seien, dadurch in der guten, gegen Ihre Majestät zu tragenden Regierungsmeinung beständig zu erhalten. Denn weil an dieser redlichen und wohl-intentionirten Nation alles gelegen, so ist es auch erforderlich, sie allezeit in der Discrepans (Gegensatz), in welcher sie mit denen ungarischen Siebenbürgern stehen, zu steifen, und die unter diesen beiden Nationen stehenden dissentiones zu fomentiren juxta illud: divide et impera! Dieweil aber die Herrschaft bis jetzt immer

bei den Ungarn, der Reichthum bei den Sachsen gewesen und diese darum durch jene unterdrückt wurden, so solle die kaiserliche Regierung die Sachsen, wo es nur immer sein könne, erleichtern, damit ihnen der Unterschied der vorigen fürstlich-türkischen und (der) römisch-kaiserlichen Regierung erkenntlich und angenehm in die Augen falle. Doch müsse das mit großer Behutsamkeit geschehen, damit die Sachsen die Hilfe zwar empfinden und die Begünstigung merken, die übrigen Siebenbürger aber dieselbe ja nicht vernehmen. Übrigens seien besonders die sächsischen Städte zu befestigen, um sich dieser getreuen Nation zu versichern und sie bei ihrem guten Willen zu erhalten ....“

Man wird nicht ohne Erstaunen diese Sprache der Mäßigung, der Besonnenheit und der Klugheit bemerken, bei einem Manne, der als „der blutige Henker von Eperies“ zu seiner Zeit ein Gegenstand des Schreckens gewesen und in der Geschichte als ein Beispiel tyrannischer Grausamkeit und Verfolgungssucht dargestellt wird. Großentheils unter Einwirkung der Rathschläge Caraffa's kam dann nach längerer Berathung zu Wien am 4. December 1691 das „Leopoldinische Diplom“ zu Stande, dieser „Staatsgrundvertrag zwischen Siebenbürgen und Österreich, der von den nachfolgenden Fürsten dieses Hauses bei dem Antritt ihrer Regierung vor der Huldigung der Stände in der Form auch beschworen wurde“.

Die Auslegung und Anwendung einzelner Punkte dieses Diploms erforderte dann noch mancherlei Unterhandlungen und Klarstellungen, namentlich zwischen den Sachsen und der neuen Regierung, wobei seit 1692 der spätere Sachsengraf Johann Zabanius (seit 12. April 1698 als Reichsritter Sachs von Harteneck geadelt) in bemerkenswerther Weise die Rechte und Freiheiten seines Volkes vertheidigte. Er wurde dabei von einflußreichen Rathgebern des Kaisers unterstützt, unter denen der bekannte Cardinal Kollonitsch über die Sachsen sich dahin aussprach: „Die Sachsen sollen sicher sein, dass man auf sie vorzugsweise Rücksicht nehmen wird; der deutsche Herr und Kaiser wird gewiss auf seine Deutschen ein sonderlich gnädiges Auge haben“. Und der Kaiser selber betont in der Abschieds-Audienz des Zabanius, er werde nie gestatten, dass man die sächsische Nation unterdrücke.

So wurden denn die meisten Beschwerden der Sachsen berücksichtigt; man ließ ihnen Recht und Gerechtigkeit angedeihen, verhieß

für alle Zukunft kräftigen Schutz und Schirm; im Einzelnen sowie in der praktischen Durchführung der Gewährungen und Verheißungen blieb freilich manches hinter den berechtigten Erwartungen zurück. Auch neue Lasten kamen hinzu, insbesondere kostete die Verpflegung der kaiserlichen Truppen das Sachsenland fast unerschwingliche Summen. Die fortdauernden Kriegsnöthen, die damit verbundenen harten Heimsuchungen mit Krankheit und Elend ließen auch unter der Herrschaft Österreichs anfänglich keine Erholung der erschöpften Volkskraft zu. Erst mit dem Frieden von Karlowitz (1699) traten allmählig gesicherte und geordnete öffentliche Zustände ein.

„Siebenbürgen und mit ihm das Volk der Sachsen steht am Anfang einer neuen Entwicklung. Über keine in dem Lande der drei ständischen Nationen war der Sturm der Zeiten so zerstörend hingeflohen, als über dieses; die Wurzeln seiner Kraft waren erschüttert, blühende Zweige verdorrt oder abgehauen; aber zwei Kleinode hatte es gerettet aus dem allgemeinen Verderben, zwei Grundbedingungen, ohne die das Leben eines Volkes nimmer gedeihen mag. Wie das Land nicht durch das Schwert erobert worden, sondern in freiem Vertrage zurückgekehrt war zum alten König von Ungarn, der jetzt war Erzherzog von Österreich und römisch-deutscher Kaiser: so war vom Gesetz, dem heiligen, auch ihm gesichert Glaubensfreiheit und kirchliche Gleichberechtigung und Selbstregierung unter dem Schirm der Krone — der Jammer und das Blut der Väter, ihre Ausdauer und Thatkraft waren nicht vergeblich gewesen. Im Besitze dieser zwei Güter hoffte das deutsche Volk von seinem neuen deutschen Fürstenhause, für das es ganze Geschlechter hindurch so viel gethan und gelitten, näher gerückt abendländischer Bildung, unter dem Schutze deutscher Gerechtigkeit und deutscher Kraft neuer Verjüngung und Belebung" (Dr. G. D. Teutsch).

Die Anhänglichkeit und Treue der Siebenbürger Sachsen gegenüber dem Habsburgischen Herrschergeschlechte und der daraus hervorgehenden jeweiligen gesetzlichen Regenten blieb unentwegt von gleicher Stärke und Ausdauer und diese Loyalität fand auch vor dem Throne die volle Anerkennung und Würdigung. Als unter Kaiser Karl VI. (als ungarischer König Karl III.) der Mannesstamm der Habsburger im Ausgange stand und die habsburgischen Königreiche und Länder wegen der Erbfolge von ernsten Gefahren bedroht waren: da erkannten auch die Sachsen die Nothwendigkeit einer rechtzeitigen Regelung dieser

wichtigen Angelegenheit und im Vereine mit den beiden anderen siebenbürgischen Landständen nahmen sie am 30. März 1722 das ihnen vorgelegte Erbfolgegesetz, das der weiblichen Linie ebenfalls die Thronfolge sicherte, „mit Freude und Treue, in voller Bereitwilligkeit, in offenem und völligem Einvernehmen freiwillig" an.

Und als die junge „Königin von Ungarn und Böhmen", die spätere Kaiserin-Königin Maria Theresia, das Erbe ihrer Väter gegen die von verschiedenen Seiten her drohenden Feinde und Gefahren vertheidigen mußte: da brachte das siebenbürgisch-sächsische Volk in treuer Ergebenheit Opfer an Gut und Blut und setzte nach der Väter Beispiel seine volle Kraft ein zur Vertheidigung und Erhaltung der Krone. Maria Theresia hat diese Thaten nie vergessen. Zwar geschah es gerade unter dieser weisen und gerechten Herrscherin, dass einzelne falsche Rathgeber und selbstsüchtige Ränkeschmiede über die Sachsen schwere Heimsuchungen brachten, namentlich in Bezug auf die Freiheit des Gewissens und der Religionsübung. Abgefallene Söhne des eigenen Volkes sowie nationale Feinde der Deutschen in Siebenbürgen riefen dadurch Unfrieden, confessionellen Hader und in vielen einzelnen Fällen harte Verfolgungen und tiefe Rechtskränkungen hervor. Dass die Kaiserin-Königin selbst von diesen Übergriffen, Misbräuchen und Gewaltthätigkeiten keine Kenntnis besaß, dass sie dem siebenbürgisch-sächsischen Volke jederzeit wohlgesinnt war: das bezeugen die Thatsachen, namentlich seitdem durch einen ebenso volks- als königstreuen Sachsen die Monarchin über die Zustände und Verhältnisse auf dem siebenbürgischen Königs- oder Sachsenboden in wahrhaftiger Weise aufgeklärt worden war.

Dieser Mann war Samuel Freiherr von Bruckenthal, geboren 26. Juli 1721 zu Leschkirch, gestorben am 9. April 1803 zu Hermannstadt. Er war der Sohn des Leschkircher Königsrichters Michael Bruckner, der wegen seiner opferwilligen Treue gegen das österreichische Kaiserhaus während des Kuruzen Krieges (1703—1711) mit dem Prädicate „von Bruckenthal" in den Adelstand erhoben worden war. Samuel von Bruckenthal hatte als „Agent der sächsischen Nation" in Wien die Aufmerksamkeit der Kaiserin-Königin auf sich gezogen und gewann trotz seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an seinen evangelischen Glauben bei der streng katholischen Monarchin stets größeres Vertrauen. Sie ernannte ihn im Jahre 1762 zum siebenbürgischen Provinzial-

Kanzler, erhob ihn und seine Familie in den erblichen Freiherrnstand, bestellte ihn 1774 zum bevollmächtigten königlichen Commissär und Präses des siebenbürgischen Guberniums und 1777 zum wirklichen Gouverneur von Siebenbürgen, eine Würde zu welcher bis dahin noch kein Sachse gelangt war.

Über Bruckenthal's staatsmännische Bedeutung und Verdienste wollen wir an dieser Stelle nicht weiter sprechen, sondern nur erwähnen, dass infolge seiner Vermittelung die Kaiserin-Königin den Sachsen die freie Wahl ihres Comes zurückgab; dass er die Inscription der Feudalherrschaft im Fogaraścher District zu Gunsten der sächsischen Nation, gegen eine Inscriptionssumme von 200.000 fl. auf 99 Jahre (1765) erwirkte, wodurch der Grund zu dem nicht unbedeutenden Vermögensstand der sächsischen Nation gelegt wurde. Die Kaiserin-Königin war auch geneigt, Bruckenthal's Plan zur Errichtung einer Universität in Hermannstadt zu verwirklichen, doch wurde dieser Plan durch die Gegner vereitelt.

Minder günstig gestalteten sich die Verhältnisse unter der Regierung Kaiser Joseph II. Man kennt die Ideen dieses Monarchen hinsichtlich der Herstellung eines einheitlich organisirten und einheitlich regierten und verwalteten Reiches. Der Verwirklichung dieser Ideen standen die verschiedenen Verfassungen und Einrichtungen in den einzelnen Königreichen und Ländern entgegen. Demnach mußten vor allem diese Hindernisse beseitigt werden. Der Kaiser versuchte dieses nicht auf dem Wege der zu Recht bestehenden Gesetze oder durch gütliche und friedliche Mittel und Maßregeln, wie dies seine kluge Mutter so beispielvoll gethan hatte; sondern er glaubte die alten Verfassungen, die historischen Rechte, Gesetze und Privilegien, die Einrichtungen und gewohnten Verwaltungsformen durch einfachen Befehl, durch kaiserliche Decrete und Patente abschaffen und an deren Stelle neue Institutionen von ganz anderer Natur einführen zu können. Die Geschichte berichtet uns über den gänzlichen Miserfolg dieses Vorgehens, das den besten Absichten entsprungen war, aber eine völlige Verkennung der menschlichen Natur und der Geschichte verrieth.

Dem Unificirungs- und Centralisirungs-Bestreben des Kaisers Joseph II. fielen auch die alt verbrieften Rechte und Freiheiten der Sachsen zum Opfer: ihre alte Verfassung wurde aufgehoben, die Eintheilung des Landes in Stühle und Districte beseitigt, ihre autonome

Verwaltung durch selbstgewählte Beamte abgeschafft. Das war ein harter Schlag für das königstreue Volk und man begreift deshalb die ungemeine Freude, als infolge des kaiserlichen Restitutions-Edictes vom 28. Januar 1790 auch auf dem Sachsenboden die altgewohnten rechtlichen Zustände wiederhergestellt wurden.

Allein ohne empfindliche Opfer ging es nicht ab. Die veränderten Zeiten brachten neue Anforderungen mit sich. Dem isolirten Sachsenvolke drohten hiebei abermals ernstliche Gefahren. Auf dem siebenbürgischen Landtage von 1791 kamen zum erstenmal zwei Gegenstände zur Verhandlung, welche ein halbes Jahrhundert später die Ursachen blutigen Bürgerkrieges wurden, nämlich die Frage der Union Siebenbürgens mit Ungarn und die Sprachenfrage.

Wir kommen auf beide Fragen später zurück. Hier gedenken wir nur noch der tiefgreifenden folgenschweren Veränderung in der Organisation des siebenbürgischen Landtages, der zufolge an die Stelle der sogenannten Curiat-Voten von nun an die Entscheidung durch die Mehrheit der Stimmen gesetzt wurde. Bei dem bisherigen Curiat-Votum fand die Abstimmung nach den drei gleichberechtigten Nationen (Ungarn, Székler, Sachsen) statt; von jetzt ab befanden sich die Abgeordneten der Sachsen jederzeit in der Minorität. Ein nicht minder schweres Opfer für die Sachsen war die Aufhebung des ausschließenden Bürgerrechtes auf den Sachsenboden. Und dann kamen die opferreichen Zeiten der Kriege gegen Frankreich und die ebenso harten Tage einer willkürlichen „Regulation" der öffentlichen Verwaltung bei den Sachsen, die durch eine Reihe von Jahren den ärgsten Rechtskränkungen von Seiten misgünstiger königl. Commissäre ausgesetzt waren und sich die Einführung eines Verwaltungssystems gefallen lassen mußten, welches dem politischen, nationalen, culturellen und wirthschaftlichen Gedeihen des sächsischen Volkes nicht zum Segen gereichte. Daß ungeachtet dieser hart empfundenen Maßregeln die Loyalität und Opferwilligkeit dieses Volkes nicht gemindert wurde, beweist schon die eine Thatsache, wornach im Kriegsjahre 1809 die Siebenbürger Sachsen auf den Ruf ihres Herrschers ein ganzes Infanterie-Regiment (die „freiwilligen Jäger") von 2000 Mann und überdies eine Escadron Hußaren auf ihre Kosten aufstellten und ausrüsteten. Was für ein Geist diese sächsischen Krieger beseelte, das beweisen ihre Lieder, die sie sangen, von denen eines also begann:

Von Österreichs hohem Kaiserthron
Schallt Donnern Gottes gleich
Der Ruf: Es spricht ein Feind uns Hohn,
Auf Sachsen rüstet Euch!
Und deutscher Muth und Stolz erwacht,
Wir eilen Hand in Hand
Hin zu des Kaisers Heeresmacht
Aus Siebenbürgens Land.

Wenige Jahre später erging vom Kaiser abermals die Aufforderung an die Sachsen ein Jäger-Bataillon auszurüsten, und die Nation stellte die „Zweiten Jäger" in's Feld, meist Jünglinge aus dem Gewerbestande, nachdem das bäuerliche Contingent bereits in der Linie stand . . .

Und wieder kamen schwere Prüfungsjahre über das Haus Habsburg-Lothringen und seine weiten Länder mit deren vielnamigen vielsprachigen Bewohnern! Und wieder offenbarte sich die gegenseitige Treue der Siebenbürger Sachsen und seines angestammten Fürstenhauses. Es kamen die umsturzvollen Jahre 1848 und 1849, in denen alles wankte und zu stürzen drohte; doch fest und ungebrochen blieb die Treue der Sachsen, blieb die Zuneigung und Anerkennung des legitimen Herrschers für diese opferbereite muthige Loyalität.

Die allgemeinen Ereignisse dieser beiden Revolutionsjahre sind bekannt. In Siebenbürgen gährte es ebenfalls schon lange in den Gemüthern, rumorte es in Stadt und Land, spaltete die Geister und rief wachsenden Zwist und Streit hervor. Vor allem waren es zwei Fragen, welche hier eine wachsende Bewegung erzeugt hatten, nämlich die Unions- und die Sprachen-Frage. Seitdem diese beiden Fragen auf dem siebenbürgischen Landtage 1791 das erstemal zur Erörterung und Beschlußfassung gekommen waren, verschwanden sie eigentlich nicht wieder vom Schauplatze der Discussion in Wort und Schrift. Nach dem Gesetzesartikel VI vom Jahre 1791 wurde Siebenbürgen als „zur heiligen Krone des Reiches Ungarn" gehörig erklärt, doch „soll es nach seiner eigenen Verfassung regiert werden"; ebenso wurde die abgesonderte siebenbürgische Hofkanzlei als oberste centrale Regierungsbehörde in Wien wieder hergestellt. In der Sprachenfrage gab der Gesetzartikel XXI: 1791 den Sachsen insofern eine Erfüllung ihrer Wünsche, als die deutsche Geschäftssprache inmitten der sächsischen Nation unberührt gelassen wurde.

Bei Hof hielt man fest an der politischen und administrativen Sonderstellung Siebenbürgens. Als im Jahre 1835 auf dem sieben-

bürgischen Landtage die Frage der Union wieder in leidenschaftlicher Weise verhandelt wurde und die Sachsen dieser Frage gegenüber auf ihrer ablehnenden Stellung beharrten, sagte Kaiser Franz I. zu dem sächsischen Abgeordneten und Mitglied der Landtags-Deputation Trausch von Kronstadt: „Die Sachsen sind brav, ich bin mit ihnen zufrieden; ihre Deputirten waren auf dem Landtage standhaft". Und im Hinblick auf die Union äußerte der Monarch: „Glauben Sie mir, wenn ein kleiner Körper mit einem größern vereinigt wird, so verliert der kleinere dabei gemeiniglich. In eine Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn werde ich nie einwilligen."

Bald nach dieser Äußerung starb Kaiser Franz I. Sein Sohn und Nachfolger auf dem Throne Kaiser und König Ferdinand I. (V.) sah sich bald im Innern seines weiten Reiches von wachsenden Schwierigkeiten umdrängt. In Siebenbürgen war schon auf dem Huldigungs-Landtage 1837/38 wegen der Sprachenfrage der Kampf entbrannt, der aber erst im Jahre 1841 offen zum Losbruche kam. Wir können diesem stets heftiger werdenden Kampfe hier nicht weiter folgen, sondern treten an die Ereignisse von 1848/9 unmittelbar heran.

Die Märzbewegung in Wien und Pest rief ihren Widerhall auch in Siebenbürgen hervor. Hier war das Verhalten der Sachsen ganz besonders bemerkenswerth. Die Communität von Hermannstadt beschloß am 27. März, es solle eine Huldigungs- und Loyalitäts-Erklärung des sächsischen Volkes an den Kaiser geschickt werden, und zwar wurde die eben tagende Nations-Universität angegangen solches zu thun. Diese Universität, die autonome municipale Vertretung des siebenbürgisch-sächsischen Volkes, richtete dem entsprechend unter dem 29. März eine Adresse an Se. Majestät, in der sie die Gefühle der Treue und Ergebenheit vor den Thron brachte und versicherte, „dass sie zur Verwirklichung der größtmöglichen verfassungsmäßigen Einheit im Länder- und Völkerverbande des österreichischen Kaiserstaates, im Geiste der durch die siebenbürgischen Grundgesetze geheiligten Pragmatischen Sanction, nebst der Bitte um Aufrechthaltung ihrer Verfassung und deutschen Nationalität und Theilhaftigmachung an den dem Gesammtvaterlande gewährten Zugeständnissen nichts sehnlicher wünscht, als diese Gesinnungen einst auch in einer Reichsstände-Versammlung aller constitutionellen Länder der Monarchie beurkunden zu können".

Dieser Standpunkt der sächsischen Nations-Universität und damit der Sachsen überhaupt war jedoch nicht im Einklange mit der siegreichen Partei in Ungarn und Siebenbürgen, deren staatsrechtliche politische und nationale Ziele durch die vom Könige sanctionirten Gesetzartikel 1847/8 die gesetzliche Anerkennung und Giltigkeit erlangten. In diesen Gesetzartikeln war (G. A. VII: 1848) die Union Siebenbürgens mit Ungarn in sichere Aussicht genommen. Die Deputation der sächsischen Nations-Universität hatte sich nach Wien begeben, um dem Kaiser im Namen der gesammten Nation zu huldigen, die Ansichten, Wünsche und Erwartungen der neuen Regierungsorgane zu erforschen, die Interessen der Nation zu vertreten und die Universität von den geschöpften Erfahrungen zu unterrichten. Als jedoch die Deputation in Wien anlangte, da war der kaiserliche Hof eben nach Innsbruck geflüchtet und als die Sachsen am 4. Juni dort eintrafen, da war in ihrer Heimat schon die Entscheidung erfolgt. Denn mittlerweile wurde der Siebenbürger Landtag am 29. Mai eröffnet und schon am folgenden Tage fand die Abstimmung über die Unionsfrage statt. Die Sachsen hatten nach eingehender Vorberathung mit Stimmen-Majorität die Annahme einer „bedingten" Union beschlossen und eine hierauf bezügliche deutliche Erklärung in der öffentlichen Sitzung des Landtages abgegeben. Diese Erklärung der Sachsen wurde mit jubelnder Zustimmung aufgenommen, im sächsischen Volke dagegen rief der Beschluß über die Union und die Haltung der eigenen Abgeordneten Bestürzung hervor. Am entschiedensten trat die Hermannstädter Stuhlsversammlung auf. Sie entzog ihren Abgeordneten das Mandat, weil sie gegen ihre Instruction gestimmt hätten, und erklärte die Zustimmung zur Union für sie als nicht verbindlich. Ähnlich verhielten sich die anderen sächsischen Stuhlsbezirke. Die sächsischen Landtags-Abgeordneten überreichten am 20. Juni dem Landtag eine Denkschrift, in der sie ausführten, welche Rechte sie für sich in Anspruch nähmen: Aufrechthaltung des Sachsenlandes, der sächsischen Universität, des gewählten Comes, Selbstverwaltung und freie Wahl der Beamten, Beibehaltung der deutschen Amts- und Geschäftssprache, völlige Autonomie des Kirchen- und Schulwesens. Der Landtag faßte den Beschluß, diese dem Protokoll beigelegte „Denkschrift" mit Sympathie entgegengenommen und der in Sachen der Union ernannten Commission mit dem Auftrage übergeben zu haben, „innerhalb der Gränzen der Gerechtigkeit, Billigkeit und einer vernunftgemäßen Politik aus allen

Kräften dahin zu wirken, dass auf Grundlage der gedachten Erklärung vom Ministerium dem nächsten gemeinschaftlichen Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt werde". Die sächsische Nations-Universität wandte sich in einer Denkschrift ähnlichen Inhaltes vom 3. Juli auch an den ungarischen Reichstag.

Das Unions-Gesetz erhielt schon am 10. Juni die königliche Sanction und bereits vier Tage später erließ das ungarische Ministerium an die siebenbürgischen Landesstände ein Schreiben, dass der neue Bund „für die Völker aller Zungen und Religionen die heiligen Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Ewigkeit glauben, bekennen und anwenden werde". Sechs Wochen hernach jedoch, am 31. Juli, machte eine Verordnung des Ministers den Sachsen den Vorwurf, sie seien „Aufwiegler", Nachsicht und Großmuth seien hier nicht mehr am Platz, Umtriebe gegen die Union würden mit größter Strenge bestraft werden.

Woher diese rasche Wendung? Wir haben weiter oben angeführt, dass die Sachsen von jeher keine Freunde der Union Siebenbürgens mit Ungarn waren, nicht etwa aus nationaler Antipathie oder aus kurzsichtigem Particularismus; denn auch die Sachsen empfanden die wachsenden Nachtheile jener Isolirung und Abgeschlossenheit, zu welcher Siebenbürgen schon vermöge seiner geographischen Lage und in Folge der mangelhaften Communication verurtheilt war. Auch sie wünschten den Anschluß an ein größeres Ganze, und zwar an die habsburgische Monarchie in einer gemeinschaftlichen constitutionellen Reichsvertretung, unter Wahrung und Pflege der eigenen Rechte und Freiheiten, deren sie von altersher genossen. Von dieser Gesammtheit hofften und erwarteten sie den Schutz und die Förderung ihrer Interessen, die Unterstützung und Hebung der wirthschaftlichen und geistigen Cultur des Landes, ohne dabei für den Fortbestand und für das Gedeihen ihres angestammten deutschen Volksthums fürchten zu müßen. Diese Besorgnisse für die deutsche Muttersprache und Sitte wuchsen mit jedem Tage angesichts der nationalen Bestrebungen des magyarisch-széklerischen Volkes in Siebenbürgen. Sie gewannen concrete Gestalt durch die Thatsache der Nichtbeachtung jener Bedingungen, welche die Sachsen bei Annahme des Unions-Gesetzes gestellt hatten. Die vom ungarischen Reichstag zur Festsetzung der Einzelbestimmungen des Unions-Gesetzes entsendete Deputation hatte keinen einzigen sächsischen Wunsch berücksichtigt: Comes und Universität sollten zwar im dermaligen Stand bleiben, bis die (ungarische) Reichsgesetzgebung anders verfügt; die Oberbeamten der

(sächsischen) Stühle sollten vom (ungarischen) Ministerium ernannt (!) werden, im Amtsverkehr mit nicht-sächsischen Behörden sollten die sächsischen Ämter magyarisch correspondiren, die gesammte Schul- und Kirchen-Autonomie „versteht sich nur einstweilen bis zur weitern Verfügung der Gesetzgebung". Es erschien sonach alles in Frage gestellt und das nationale Leben der Sachsen ernstlich bedroht. Auf die Vorstellung der sächsischen National-Deputation erhielt die Nation vom kaiserlichen Hof in Innsbruck den wenig tröstlichen Bescheid des Kaisers, „dass es Mich freut, Ihnen erklären zu können, dass Ihre Besorgnisse ungegründet sind und Ich Sie mit der Versicherung in Ihre Heimat entlassen kann, dass Ich Meine treuen Sachsen wie bisher so auch fernerhin in ihren Rechten und Freiheiten beschützen werde".

Die rauhe Wirklichkeit entsprach keineswegs diesem kaiserlichen Bescheid. Die Siebenbürger Sachsen erkannten, dass sie zur Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten, ihrer Sprache und Nationalität wieder vor allem die eigenen Kräfte sammeln und gebrauchen müßen. Es erhob sich eine mächtige Bewegung, welche alle Schichten des Volkes ergriff. Die Jugend gründete (13. August 1848) zu Mediasch den „siebenbürgisch-deutschen Jugendbund", der in drei Adressen sich an das Frankfurter Parlament, an die deutsche Jugend und an das eigene Ober-Consistorium wandte. Allein in Deutschland fand dieser Ruf keinen günstigen Widerhall, dort ging der Enthusiasmus für die Magyaren damals zu hoch. Nur Gustav Freytag fand in dem „Gränzboten" das freundliche Wort „an die treuen Gränzwächter deutscher Sitte und Bildung", denen er zurief: „Ihr, die Sachsen in Siebenbürgen, seid in diesem Augenblick die Bürgen der Dauer und des Bestandes von Österreich, und wie Ihr die Bürgen Österreichs seid, so besteht und fallet Ihr auch zugleich mit dem Kaiserstaat. Das ist keine Schmeichelei für Euch, das ist Euer Schicksal!"

Inzwischen schritt die Bewegungspartei auf dem Wege des Umsturzes stets weiter, stets rascher vorwärts. Die Sachsen sahen, dass der Reichstag nicht nur von ihren Bedingungen zum Unions-Gesetz nichts wissen wollte, sondern dass die nicht-magyarischen Nationalitäten überhaupt keine Förderung, ja auch nur Schonung zu erwarten hätten und dass Kossuth und seine Leute den Gedanken der Losreißung Ungarns von Österreich stets deutlicher erkennen ließen. Der Reichstag befand sich ohnehin schon seit anfangs September auf ungesetzlicher Bahn. Da verließen die sächsischen Deputirten diesen Reichstag, in welchem Kossuth

die Sachsen als „Söldlinge der Reaction und Empörung“ anklagte und die Drohung ausstieß: „Wir werden uns mit den Herren Sachsen bald in Siebenbürgen messen!“

Die Ereignisse folgten nun stürmisch aufeinander, wir können ihnen hier nicht folgen, nur die bezeichnendsten Hauptthatsachen seien erwähnt. Die Hermannstädter Stuhlsversammlung sprach am 29. September den aus dem (ungarischen) Reichstage ausgetretenen sächsischen Deputirten den Dank aus „für ihre muthige im Interesse der Nation und der Gesammt-Monarchie beschlossene Handlungsweise“. Am 4. October löste Se. Majestät den Reichstag auf, dieser aber erklärte seinerseits diese Auflösung für null und nichtig: die Revolution gegen König und Gesetz war damit offen ausgebrochen. Die Sachsen verweigerten der neuen ungarischen Revolutions-Regierung den Gehorsam und schlossen sich nach der Proclamation des commandirenden Generals in Siebenbürgen Freiherrn von Puchner am 18. October den kaiserlichen Truppen an. „Die Zeiten Ferdinand's und Zápolya's“, sagt Dr. Friedrich Teutsch (Hundert Jahre sächsischer Kämpfe, Hermannstadt 1896, S. 189) „scheinen wiedergekehrt zu sein, für Freiheit, Vaterland, Volksthum, für die man so viel geschwärmt, von denen man so viel gesungen, galt es einzutreten und es geschah mit dem Gedanken der Pflicht, die auch jene Zeit kennzeichnet.“

Anfang November stellte die Nation ein eigenes Feldjäger-Bataillon auf, die Blüthe der sächsischen Jugend; in kurzem waren 1253 Mann beisammen, ebenso wurden in kurzer Zeit zu deren Ausstattung 50.000 fl. herbeigeschafft, Kronstadt allein hatte in wenigen Tagen 25.000 fl. gezeichnet. Außerdem bildeten sich in allen Orten die Bürgergarden, die alten Burgen wurden theilweise verproviantirt, ein kriegerischer Geist erfaßte den Bürger wie den Bauern. Dabei wollte das sächsische Volk streng in den Bahnen des Gesetzes und der dynastischen Treue verharren. Eine Deputation der sächsischen Nations-Universität fand sich am kaiserlichen Hoflager zu Olmüz ein, um Aufklärungen über den Stand der Angelegenheiten in Siebenbürgen hier zu geben, zugleich um die unmittelbare Unterstellung der sächsischen Nation unter die kaiserliche Krone und Aufnahme in den legislativen Verband der Gesammt-Monarchie zu bitten.

Bevor diese Deputation ihre Mission erfüllen konnte, war am 2. December zu Olmüz der hochbedeutsame Thronwechsel eingetreten: der jugendliche Monarch Kaiser Franz Joseph der Erste hatte

den Thron seiner Väter bestiegen. Nur wenige Tage nach dem Antritt seiner Regierung richtete der Monarch unter dem 21. December 1848 den ersten Gruß „an das treue Sachsenvolk in Siebenbürgen". Darin heißt es: „Als Wir bei dem Antritt Unserer Regierung alle unter Unserer kaiserlichen Krone vereinigten Völker überblickten, war es Unserem Herzen wohlthuend und hat Uns hohen Trost gewährt, in einer Zeit, wo jene heiligen Bande der Treue und Anhänglichkeit der Völker an den Thron vielfachen Versuchungen ausgesetzt, und die Begriffe von Freiheit und Unabhängigkeit zur Verwirrung der Gemüther misbraucht wurden, die hohe Aufopferung zu erkennen, mit welcher Ihr bereitwillig Haus und Hof, Werkstätte und Pflug verlassen und mit freudiger Hingebung von Gut und Blut die Waffen ergriffen habt, um den seit Jahrhunderten bestehenden Bau der Gesammt-Monarchie, ihre Einheit und Kraft, sowie die Rechte Unseres kaiserlichen Hauses, in dem Augenblick drohender Gefahr zu stützen und zu schirmen. Thron und Staat, für die Ihr gekämpft, werden Euch die verdiente Anerkennung zollen und die Bürgschaften zu schätzen wissen, welche Eure von Unseren Ahnen so oft belobte Tapferkeit, Ausdauer und Treue, vornehmlich aber Euer Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit und der vernünftige Gebrauch der hiedurch unter Euch heimisch gewordenen Freiheit, für den Glanz der Krone und des Staates gewähren."

„Es gereicht Uns daher zur erfreulichen Beruhigung, den Wünschen Unserer treuen sächsischen Nation, welche dieselbe durch ihre Abgeordneten Uns vorgetragen hat, Unsere kaiserliche Genehmigung ertheilen zu können."

Diese ehrenden Worte des Herrschers erweckten im sächsischen Volke allenthalben große Freude und die Hoffnung auf eine baldige schönere Zukunft im Genuße des wiedererlangten Friedens. Diese Erwartungen gingen leider nicht in Erfüllung. Es kamen noch recht schwere opferreiche Prüfungen über das Volk der Siebenbürger Sachsen, das durch seine unentwegte Königstreue den ganz besondern Zorn und die Rache der Umsturzmänner auf sich gezogen hatte. So schrieb Ludwig Kossuth unter dem 17. März 1849 an den in Siebenbürgen siegreichen Revolutions-General Bem: „Erlauben Sie mir die Bitte im Interesse der heiligen Sache ... mit den verrätherischen Sachsen nicht zu großmüthig zu verfahren .... Darum trauen Sie den Sachsen nicht, ... sagen Sie ihnen, daß ihr künftiges Schicksal von ihrem Benehmen abhängig sein wird, und da sie sich erfrecht haben, die Russen

völkerrechtswidrig in das Land zu rufen und dadurch sich des gottlosesten Landesverrathes tausendfach schuldig gemacht, so erkläre ich, dass wenn die Sachsen die Russen nicht bis auf den letzten Mann aus dem Land entfernen (!), werde ich keinen Sachsen auf dem Gebiete der ungarischen Krone dulden, sondern sie aus dem Lande jagen, sie alles Schutzes, aller Freiheiten des Gesetzes verlustig erklären und all ihr Hab und Gut zum Ersatz des unendlichen Raubens, Plünderns und der Kriegskosten sequestriren ... Kronstadt soll sich ergeben, sonst wird seine Widerspenstigkeit an Hermannstadt gerächt" .... Die Drohungen, welche Kossuth schon vor Monaten im ungarischen Reichstage gegen die Sachsen ausgesprochen hatte, sollte nun General Bem verwirklichen. Allein dieser human gesinnte Mann war nicht geneigt, die blutdürstigen Wünsche und Forderungen des Chefs der Revolution zu erfüllen.

Andere Sendlinge der revolutionairen Regierung waren hiezu bereitwilliger. So ließ unter Andern der Regierungs-Commissär Csányi den sächsischen Patrioten Stephan Ludwig Roth, evangelischen Pfarrer in Meschen, widerrechtlich gefangen nehmen und von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilen, „weil er der Anordnungen des Rebellen (d. i. des kaiserlichen General-Commandanten) A. Puchner sich angenommen und im Sinne derselben den Feinden des Vaterlandes (d. i. den kaiserlichen Truppen) wesentliche und große Dienste gethan habe". Dieses Todesurtheil wurde an dem Unschuldigen erbarmungslos binnen drei Stunden durch Pulver und Blei vollzogen ....

Der im obigen Briefe Kossuth's erhobene Vorwurf, die Sachsen hätten die Russen in's Land gerufen, ist ebenso unwahr als lächerlich. Die Hilfe der Russen wurde von Seiten der Militair-Commandirenden in Kronstadt und Hermannstadt angesucht; doch ist so viel richtig, dass diese Schritte der Militair-Behörde unter den obwaltenden bedrohlichen Verhältnissen den Beifall der sächsischen und der rumänischen Bevölkerung gefunden hatten.

Es liegt nicht in unserer Absicht, den letzten Ereignissen des Bürgerkrieges in Siebenbürgen weiter zu folgen. Nach der Wiederherstellung des Friedens kehrte jedoch noch lang keine Beruhigung in die Gemüther ein. Die tiefen Wunden, welche der Bürgerkrieg dem Lande geschlagen, bluteten fort und die Heilung der zahllosen Schäden konnte um so weniger eintreten, als das neu eingeführte Regierungssystem weder den Interessen des Staates noch den Wünschen und Erwartungen der Bevölkerung entsprach. Das Decennium des Absolu-

tismus (1850—1860) brachte auch dem siebenbürgisch-sächsischen Volke die herbsten Enttäuschungen. Das kaiserliche Wort vom 21. December 1848: „Thron und Staat, für die Ihr gekämpft, werden Euch die verdiente Anerkennung zollen", fand keine Erfüllung. Dem soldatischen Willkür-Regiment mit dem Belagerungszustande folgte ein absolutistisches Bureaukratenthum (1854), das insbesondere auch mit den Rechten und Freiheiten der Sachsen „kurzen Proceß" machte. Das Gebiet des „Königsbodens" wurde zerschlagen, die sächsische Nations-Universität, diese verfassungsmäßige Vertretung des Volkes, aufgelöst, der Sachsen-Comes beseitigt u. s. w. Die Nation hatte (wie unter Kaiser Joseph II.) aufgehört, als ein besonderer Verfassungskörper zu existiren. „So waren wir todt, mausetodt", ruft einer der besten Sachsen und loyalsten Männer, der Freiherr Joseph Bedeus von Scharberg, voll berechtigten Unmuthes aus. „Ohne vorhergegangenes Urtheil hatte man uns todtgeschlagen und sine cruce et luce zu Grabe getragen. Das war der Lohn für alles, was wir in den Jahren der Gefahr geleistet und gelitten hatten! Eine solche Behandlung haben wir in der That nicht verdient. — Zuerst hat man uns zu Demonstrationen misbraucht, hat uns Federn aufgesteckt und goldene Berge versprochen; doch kaum war die Gefahr vorüber und man glaubte uns nicht mehr zu brauchen, so hat sich alles geändert. Und als wir uns unserer Haut wehrten und uns erlaubten, um Erhaltung unserer bisherigen politischen Existenz zu bitten, wurden wir als ‚Zöpfe', ‚Reactionaire' und ‚Unruhestifter' verschrien". (Vgl. „Hundert Jahre sächsischer Kämpfe", S. 215 bis 216).

Was Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen das siebenbürgisch-sächsische Volk in seinem besten, maßgebenden Theile dem Regierungssystem der Jahre 1850—1860 in wachsender Opposition gegenüber trat! wenn die Conflicte zwischen factischer Regierungsgewalt und gesetzlichen Freiheiten, Rechten und Besitzthümern immer häufiger, immer schärfer wurden! Der Umschwung, der mit dem kaiserlichen Diplom vom 20. October 1860 in der innern Verwaltung Österreichs begann, wurde von den Siebenbürger Sachsen als Zeichen einer nahenden bessern Zukunft mit aufrichtiger Freude begrüßt. Als dann nach Proclamirung der österreichischen Verfassung vom 26. Februar 1861 der Kampf zwischen den Anhängern und Vertheidigern des parlamentarischen Einheits-Staates und den Ungarn ausbrach, stellten sich die Sachsen von Anbeginn auf die Seite jener Partei, welche die Erhaltung der Reichseinheit anstrebte. Der Ausgang dieses Kampfes

ist bekannt. Das Princip der Decentralisation, ja der nahezu völligen Scheidung zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den österreichischen Erbländern gelangte zum vollen Siege. Damit war auch für die Sachsen eine neue politische Stellung und Richtung angewiesen. Diese „neue Zeit" heischte von ihnen neue schwere Opfer: sie vernichtete ihre einheitliche municipale Selbständigkeit, zerschlug das Sachsenland und theilte es in mehrere Comitate auf; die sächsische Nations-Universität wurde zur bloßen Vermögens-Verwaltungs-Behörde, zu einem Wirtschafts-Amte, der Sachsen-Comes zum leeren Titel, die deutsche Amts- und Gerichtssprache verschwand vom Königsboden u. s. w. u. s. w. — kurz, die mehr als siebenhundertjährige nationale municipale Organisation der Sachsen wurde vernichtet. Das Jahr 1876 wird für das sächsische Volk für alle Zeiten ein Trauerjahr verbleiben.

Doch „so unermeßlich tief die Wunde, die dem Sachsenvolke geschlagen, so unerschütterlich fest war die angestammte Treue zum geliebten Herrscher geblieben". Se. Majestät kam in demselben Jahre 1876 nach Hermannstadt, um es hier selbst auszusprechen, daß „Staatsinteressen" diese Änderungen in der Verfassung der sächsischen Nation nothwendig erfordert hätten. Trotz der schweren Trauer, in die das Volk durch die harten Verluste am Erbe und an den Gütern der Väter erlitten, war die Freude und Begeisterung über die Anwesenheit des Monarchen in der alten Sachsenstadt allgemein und die huldvollen Versicherungen des ungeschwächten Vertrauens und des ungeminderten wohlwollenden Schutzes linderten den großen Schmerz. Der seither verstorbene unvergeßliche Sachsen-Bischof Dr. G. D. Teutsch, zugleich vortrefflicher Historiker seines Volkes, war damals des Kaisers und Königs Führer durch die sächsischen Schulen und Kirchen in Hermannstadt und genoß die hohe Auszeichnung dem Monarchen die Vergangenheit und Gegenwart des Sachsenvolkes vorführen und erklären zu dürfen. Stundenlang lauschte der hohe Herr den sachkundigen und beredten Ausführungen des Bischofs und gab wiederholt seine Anerkennung und Zustimmung kund. Bei dem Hinweise des Bischofs, daß niemand die Bedeutung des Spruches „Sub umbra alarum Tuarum" tiefer verstanden habe als der Sachsen Väter, bemerkte Se. Majestät ergriffen: „Ja, diese Flügel, sie sind doch noch nicht stumpf geworden". Als Ihm die Herkunft und Einwanderung der Sachsen geschildert wurde, sagte der Kaiser-König: „Es ist doch wunderbar, wie sich die Nation hier so

ganz deutsch in dieser Entfernung und Umgebung erhalten hat". Und beim Abschiede drückte er nicht nur seine hohe Freude über das Gesehene und Erfahrene aus, sondern versicherte zugleich: „An Meinem Schutz soll es Ihnen nie fehlen. Es freut Mich, dass Ich den guten altsächsischen Geist hier gefunden habe" [1]).

Bei einer andern Gelegenheit äußerte Se. Majestät das schöne Wort: „Die Sachsen müßen erhalten werden!" Gewiss! Diese Zuversicht auf seinen Fortbestand ist auch im sächsischen Volke lebendig. Es will leben und es wird leben, trotz der zahllosen schweren Heimsuchungen und Prüfungen, welche es in den mehr als siebenhundert Jahren seines Daseins im karpathischen Waldlande zu ertragen, zu überwinden hatte und trotz manch ungünstiger Verhältnisse in der Gegenwart. Wie unsere flüchtige Skizze gezeigt, waren diese bösen Tage gar häufig nur Folgen jener unsterhaften Treue für das legitime Königthum, für die Herrscher aus Habsburgs Fürstengeschlecht. Und die Könige aus diesem erlauchten Hause haben in zahlreichen lautredenden Zeugnissen und Thaten die opferbereite unerschütterliche Königs- und Landestreue der Sachsen rühmend anerkannt, belobt und belohnt. Allerdings hat es auch an Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen nicht gefehlt. Dieses innige Verhältnis zwischen Fürst und Volk, diese Treue um Treue hat wesentlich mit dazu beigetragen, um den „guten altsächsischen Geist", um die sächsische Nation „ganz deutsch" zu erhalten. Das Sachsenvolk vertraut voll Hingebung dem ungeminderten Schutze seines Königs und Herrn und in dem Schirme dieser Fürstentreue und Fürstengerechtigkeit will es voll Gottvertrauen und im Bewusstsein der eigenen Kraft auch fürderhin als deutsches Volk in Ungarn dem Vaterlande an dessen äußerster Südostgränze in guten und schlimmen Tagen ein getreuer Bürger und Arbeiter, ein verlässlicher opferbereiter Hüter sein und bleiben. Die Devise ist nach wie vor: „Ad retinendam coronam!"

[1]) Nach den gleichzeitigen Aufzeichnungen des Bischofs Dr. G. D. Teutsch; veröffentlicht in: „Denkrede auf Dr. G. D. Teutsch von Dr. Friedrich Teutsch" Hermannstadt, 1894, S. 134 ff.

Landlarische G'sang'ln,

z'sammklaubt zwisch'n Schneeälm und Ötscher von an Mäler, åber kan Zimmermäler!

Von Professor **W. O. Holtsch.**

1.

Vorg'sang'l.

A schwårzaugat's Dirndl
Håb i auf'r a Älm troff'n
Und kaum daſs 's mi g'segn hât,
Is 's g'schwind zuher g'loff'n,
Und hât mit'n Schönthuan
Nöt geizt und nöt g'spârt
Und d'Wâng'n mir g'stroachlt
Und'n grawlat'n Bârt,
Und immer a mål wieda
Mi åbuſs'lt g'schwind —
Denn dös schwårzaugate Dirndl
Wår hâlt — mei liab's Kind!

Und weil 's g'râd dâs Biri[1])
So gern hât dö Kloan —
Und d'Leut dort und d'Waſs'rln
Und d'Wald'ln und d'Stoan —
So håb' i ihr zſamklaubt
Stått Bleaml'n — an Strauß
Von landlarische G'sang'ln
Und bring' ihr'n jetzt z'Haus!

[1]) Gebirg.

2.

Wås mi' g'freut.

Der Laſſinga Wäſſaſåll,
D' Schönebna Höh',
D'Heahnareith Alm und
Da Erlaſa See —
Dö Mürzthåla Dirndln
Und 's Zellerische G'läut —
Dös ålls mitranånda
Dös is hålt mei Freud!

3.

Da heilige Nepomuk.

Beim Wirthshaus auf der Bruck'n
Da heil'ge Nepomuk,
Der wiſchpert, wånn i hin geh':
„Håns Jörgl! geh' z'ruck!"
Und i waß's nöt, wås 'r hât,
Thuat 'r 's z'Fleiß, is 'r z'fåul?
Wånn i hoam geh vom Wirthshaus
Da hålt 'r ſei Mäul!

4.

Da Kohl'npeterl vom Erlaſſee.

Kohlnpeterl, du ſchwårza
Du rußiger Bua,
Dei Schåtz is ka Schönheit,
Dei Goas is ka Kuah,
Dei Sterz wird, wånn's regnt,
In da Hüttn dir naß,
Und wachlt da Wind durch,
So pfeift a dar wås. —
Und do Kohlnpeterl,
Du narriſcha Bua,
Begehrſt auf im Wirthshaus
Und gibſt nia kan Ruah!

„Und bin i kohlschwarz a,
„So liegt mir nix drân,
„Und pfeift ma da Wind wâs,
„Geht's neamd'n wâs ân.
„Schön gnua is mei Schâtz mir,
„Mei Goas is mei Kuah,
„Und redt's no a Wörtl,
„So schlâg i a zua!"

5.

„Justament nöt!"

Mit'n Lenzbau'rn thua'r i
Schon lâng processirn,
Und er kânn nöt g'winna
Und i nöt valiern;
Dös wâr ma schon z'dumm und
I hätt bâld vawichn
Mi mit dem dickschädlertn
Kerl vaglichn. —
Dâ stigatzt beim „Händgebn"
Der Kreuzdunaweda[1]):
„Hât eh recht, wer nâchgibt
„Im Unrecht, Herr Vöda!"
„Wâs", schrei i, „döswögn
„Moanst, that i nâchgöbn?"
„Jetzt sollst as erst netta
„Schon gâr nöt dalöbn!"

6.

's vaschluckte „— — ment"[2]).

A Jaga an ålter
Hât wegn da Gicht
Auf 'r a roglatn Schütt si'
An „Ånsitz" hergricht.

[1]) Kreuzdonnerwetter.

[2]) Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen, und ebenso wenig heilige Dinge zum Fluchen gebrauchen — Das weiß der österreichische Bauer sehr wohl, und er hütet sich zu sagen „Sakrament", „sakramentisch", aber zur Hälfte läßt er sich's nicht nehmen, entweder „Sakra", „sakrisch" oder „ment", „mentisch".

Kaum hockt a, ſo pfeift's
In d' Latſchn und Stöck
Und a flüchtigs Gamsrudl
Springt übar eahm weg,
Dåſs ålls umadumher
Håt grammlt und tutſcht
Und er wiar a Schlittn
Is d' Schütt åbigrutſcht!
Vom Gwehr wår da Hähn å
Und d'Pfeifn zadruckt
Und „Sakra —“ hât 'r gſcholtn,
Grâd's „— ment“ no vaſchluckt!

7.

Im „Hâltagråb'n“.

O heilger Huberti,
Du hülfreicher Mån,
Du hirſchg'rechter Jaga,
Wås hâb i denn thån?
Wås hâb i vabrochn
I leidiga Gâſt,
Dåſs d' mi ſo valâſſn
Im Hâltagråbn hâſt?
Jâ im Hâltagråbn hintn
Am Åuſtând is gweſt,
Wo mei Åuſegn als Jaga
Jetzt kriagt hât 'n Reſt. —
Zwa Stund bin i g'ſtåndn
Steifſtad wia a Stock,
Auf amâl ſpringt 'r dåni
— Auf d'Wieſn — da Bock!
Vierz'g Schritt von mir åugt[1]) er
Und ſteht broat daher
Und fêſt wiar a Scheibn,
Und i heb mei Gwehr
Und ziel — und es tuſcht — und
„Den Schuß hât er drinn!“
Denk i — åba ånpumſt
Da Bock ſpringt dahin —

[1]) ſchaut.

Im Holz hât da Sakra
No zwamâl föst g'schreckt [1])
Und i — hâb umsonst mir
D' fünf Finga âgschleckt!
Und da Förschta, der Plauscha
Hât d' Gschicht umatrâgn —
Dass âlls weit und breit mi
Thuat heanzn und plâgn! —
O heilger Huberti,
Du hülfreicha Mân,
Wâs hâb i vabrochn,
Wâs hâb i denn thân?

8.

„Schön eb'n".

Grâd âbi beim „Tonion"
Und znachst beim „Student"
Steht a Wirthshaus, wo d' Gegnd
„Schön eb'n" wird g'nennt.
Wiar i letzt von dem Wirthshaus
Bin z'Haus bei der Nâcht,
Hâb üba den Nâm' i
Frei buckli mi g'lâcht.
Bergl auffi, Thâl âbi
Bin i g'stolpert und g'fâlln —
Und dâ lâssn sie d'Leut dort
Für'n Wein no wâs zâhln!

9.

Der Mürzsteg'r Hansl.

Da Mürzsteg'r Hansl
Is a kreuzbrava Knecht,
Nur's Redn mit 'n Herrnleutn
Gräth eahm nöt recht.
Bei da koasalichen Jâgd z'nachst
Gebn 's eahm ân die Händ
An dickn hochn Herrn
Dass er'n führt auf'n Stând. —

[1]) gerufen.

Im Lahngråbn hint
Geht a Steg über'n Bâch,
Dâ moant da dick' Herr hâlt
„Am End' gibt 'r nâch!"
„Verlâſſn", ſchreit da Hansl,
„D'Excellenz ſi' auf mi,
„Dâ is ſchon oft ummi
„A ſchwarares Vieh!" —
An åndasmâl geht 'r
Mit an no höch'rn Herrn
In Hâhnafâlz auffi
Zur Kreuzſtöckl-Föhr'n;
Da Hâhn hât grâd ausg'fâlzt,
Dâ tritt mit oan Läuſl
Da Herr auf wâs dürr's — und
Da Hâhn — reit zum Teufl!
Dâ moant da Herr, „er hört no
„An Åndern wo ſchleifn."
„Jâ", heanzt'n da Hansl.
„Jâ oda — wâs pfeif'n!"
Sonſt is er, wiar i g'ſâgt hâb,
A kreuzbrava Knecht —
Nur's Redn mit 'n Herrnleutn
Gråth eahm nöt recht!

10.

Der alte Michl.

Der âlte Michl is ſiebzig Jâhr
Hausdiener gweſt in an G'ſtift[1]) —
Und hât über nix mehr auf der Welt
Si gwundert, gfreut oda gift.
Sieb'n Prälâtn hât er d'Händ ſchon bußt,
Sechs liegn gſegn am Schrâgn,
Hât übar an jedn redn ghört,
Guat redn, wia ſchimpfn und klâgn;
Er ſelber hât åber nöt gredt und nöt klâgt,
Nur mânchsmâl d'Achſeln g'ſchupft und g'ſâgt:
„Uhmei'!"

[1]) Stift = Kloſter.

„Uhmei'!“ und weiter nix hât er g'sâgt,
Ob's gângn is grâd oder krumm,
Ob aner g'redt hât 'mentisch g'scheidt,
Oda g'redt hât 'mentisch dumm —
Ob der Himmel voller Geign is g'hängt,
Ob ma g'raunzt hât oda gwoant —
Ob aner mit'n Füaßâbeißn hât
Den Herrgott z'sopp'n gmoant,
Oda alls mit'n Maul hât z'rissn und z'nâgt,
Da Michl hât d'Achseln g'schupft und g'sâgt:
„Uhmei'!“

Nâch 'ra großn Tâfel bei ana Priminz[1])
San d' Diena g'ständn beinând
Und hâbn d' Resteln Wein ausbuzt
Und âllerhând g'redt mitanând:
„Da Pater Kuchelmasta hât gsâgt“,
Trâtscht ana, „er stamprt no 'naus,
Hât er g'sâgt — die Köchin, dâs âlte G'spenst,
Wegn 'nen keckn Maul aus'n Haus!“
„Wâs?“ frâgt dâ der Michl, „es stamprt wer naus
Wegn an kecken Maul wen aus'n Haus?“
„Uhmei'!“

Amâl is d' Red gwest von aner Riform
Für âlle G'stifter im Länd,
Weil's z' „liberal“ und „weltli“ wär'n
Und wie's dâ gang durchranând —
Grâd dâmâls âber hât da Notar,
Der Bâder und a Student
Im Wirthshaus d' gânze Geistlichkeit
A Pfâffngfindl gnennt,
Wâs d' Menschheit verdummt und in Kettn schlägt.
Dâ hât a jedsmâl der Michl nur g'sâgt:
„Uhmei'!“

Im narrischn Jâhr, anno âchtundvierz'g,
Hât's g'hoaßen, „Michl, gib âcht!,
Jetzt kommt für uns Bauern die rechte Zeit,
Jetzt wird unser Lebn a Prâcht,

[1]) Primiz = erste Messe eines neu geweihten Priesters.

Jetzt pfeif ma auf d'Herrſchäft und pfeifn auf's G'ſtift
Jetzt brauch ma um nix mehr uns z'ſcheern,
Jetzt gibt's ka Robot, kan Zehent mehr,
Jetzt ſan mir ſelba die Herrn!"
Dă hât nur an Grinſa der Michl g'măcht
Und g'ſăgt: „Ös, die Herrn, und 's Lebn a Prăcht?
Uhmei'!"

So is da Michl a Ăchtz'ger worn
Und hât nur pro forma no ſolln
Im Gărtn ăchtgebn auf's zeitige Obſt,
Daſs d' Buam nöt ăberholn.
Dă is er hălt ſo umranănder krallt,
Oder hât ſi beim ſpringatn Brunn,
Der hoamli ălleweil ſorttaſchelt hât,
Auf 'r a Bankl g'ſetzt in d' Sunn,
Hât d' Goldfiſcheln g'ſnadert, g'murmelt und g'ſummt
Und ſpintiſirt — und mănchsmăl brummt:
„Uhmei'!"

Und wia dănn ſei Stündrl kumma is
Und er ſchon verſegn is gweſt,
Dă hât'n a junga geiſtlicha Herr
No freundli aufgricht und tröſt:
„Jetzt wird hălt da Michl", hât er gmoant,
„Der a guata Chriſt von da Wiagn
Bis zum heutigen Tăg is gweſt, an Dienſt
Im himmliſch'n Gărtn kriagn!"
Da hât da Michl in d'Höh no g'ſchaut
Und zweifleriſch g'ſăgt, gănz deutli und laut:
„A guata Chriſt? —
Uhmei'!"

Joseph II. und Pius VI.

Von Prof. Dr. Joseph Kopallik.

(Nach einem in der L. Jahresversammlung des Österreichischen Volksschriften-Vereines am 24. April 1897 gehaltenen Vortrage.)

Um die Reformen Joseph II. in der richtigen Weise zu beurtheilen, ist es nothwendig, den Zeitgeist der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu berücksichtigen. Die frivole Literatur und glaubensfeindliche Philosophie Frankreichs und Englands verbreitete sich nach Deutschland und fand ungeachtet der strengen Censurgesetze auch Eingang in die habsburgischen Erbländer. Die geheimen Gesellschaften der Freimaurer und Illuminaten bekämpften die katholische Kirche und namentlich das Papstthum. Sie verbreiteten die Grundsätze des Rationalismus nicht blos in den höheren Kreisen, sondern waren auch bemüht, die kirchenfeindliche Aufklärung dem Volke zu vermitteln. Auch in Österreich wurden zahlreiche Logen gegründet. In einem gegen die Freimaurer gerichteten Gesetze vom 16. December 1785 sagt Joseph II.: „Die sogenannten Freimaurer-Gesellschaften, deren Geheimnisse mir ebenso unbewußt sind als ich deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals war, vermehren und erstrecken sich jetzt schon auf alle kleinsten Städte; diese Versammlungen, wenn sie sich selbst ganz überlassen und unter keiner Leitung sind, können in Ausschweifungen, die für Religion, Sitten und Ordnung allerdings verderblich sein können, besonders aber bei Oberen durch eine fanatische enge Verknüpfung in nicht ganz vollkommener Billigkeit gegen

ihre Untergebenen, die nicht in der nämlichen gesellschaftlichen Verbindung mit ihnen stehen, ganz wohl ausarten oder doch wenigstens zu einer Geldschneiderei dienen". In Wien gab es mehrere Logen. Die Mitglieder derselben waren Gelehrte, Dichter, Literaten; auch der Adel, die Geldaristokratie und selbst der Clerus fand in denselben seine Vertreter. „Es ist gar nicht anzunehmen", sagt Professor Jäger[1]), „dass so viele und geistig so reich begabte, wissenschaftlich theilweise hochgebildete Männer, und so eng geschlossene, alles, was durch Geist Witz Wissen und Stellung in der Gesellschaft hervorragte, umfassende, durch weit verzweigte Verbindungen mächtige Gesellschaften, die in der öffentlichen Meinung Ton angaben, auf Joseph keinen mehr oder weniger bestimmten Einfluß ausgeübt haben sollten."

Der Zeitgeist charakterisirt sich ferner durch die Idee des Staats- und National-Kirchenthums. Wie dieselbe schon früher in Frankreich als Gallicanismus auftrat, so fand sie nun auch auf deutschem Boden in Nicolaus von Hontheim einen gelehrten Vertreter. Derselbe war Weihbischof in Trier und ließ 1763 sein antipäpstliches Werk unter dem Namen Justinus Febronius erscheinen. Nach ihm wurde das deutsche Staats-Kirchenthum Febronianismus genannt. Dieses antirömische System wurde bald auch in die Praxis übersetzt, wie aus der Geschichte des Nuntiaturstreites und der Emser Punctation hervorgeht. Schon 1769 übergab der Kaiser dem apostolischen Stuhle eine Beschwerdeschrift der Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, welche gegen die kirchlichen Vollmachten der päpstlichen Nuntien in Deutschland gerichtet war. Dieselben Tendenzen verfolgte die Emser Punctation vom Jahre 1786, an welcher sich außer den drei rheinischen Metropoliten auch der Erzbischof von Salzburg betheiligte. Diese Kirchenfürsten forderten die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit der Nuntien, die Wiederherstellung der Metropolitan-Gewalt nach jenem Umfange wie sie im christlichen Alterthume bestand, die Abschaffung aller Executionen und die Aufhebung aller Recurse nach Rom. Der Papst sollte sich mit dem Ehren-Primat begnügen. Für diese Ideen suchten jene Erzbischöfe auch den Kaiser zu begeistern und gingen ihm in ihrer romfeindlichen Haltung mit ihrem Beispiele voran. Viele Gesetze Joseph II. finden hierin ihre volle Erklärung.

[1]) Joseph II. und Leopold II. Wien 1867. S. 49.

Ein weiteres charakteristisches Merkmal des Zeitgeistes lag in dem Streben nach Reformen auf allen Gebieten. Dieses Streben war wohl begründet in den mannigfaltigen Übelständen, welche sich auf kirchlichem politischem und socialem Gebiete zeigten. „Dem Kaiser", sagt Sebastian Brunner[1]), „waren durch die Gesandtschaftsberichte und Tausende von Bittschriften um Pfründen die kirchlichen Zustände im deutschen Reiche und durch eigene Anschauung jene in seinen Erblanden bekannt geworden. Tausende von größeren Ortschaften waren Filialen weit entlegener Pfarrorte, also ohne Kirchen und ohne Seelsorger in loco. Die großen Pfründen sanken zu reinen oder unreinen Versorgungs-Anstalten für nachgeborene Söhne großer Herren herab. Dass unser Herrgott für sein gutes Geld da sehr oft schlecht bedient worden ist, wird niemand in Abrede stellen ... Die Kirche hatte ihre angewiesenen rechtlichen und begründeten Mittel zur Reform und zur Abstellung von Misbräuchen lange her nicht mehr angewendet ..... Wäre früher kirchlicherseits in diesem Sinne mehr Vorsorge für das christliche Volk in Seelsorge und Schule getroffen worden, so würde der Kaiser keine Gelegenheit oder mindestens keine Rechtfertigung seines gewaltsamen Einschreitens gefunden haben". Ebenso wie im Bereiche der Kirche gab es auch in dem des Staates, und zwar im politischen wie im socialen Leben Misstände an allen Ecken und Enden. Das Streben nach Reformen war tausendfach begründet. Auch in dieser Signatur des Zeitgeistes finden wir eine Erklärung für viele Gesetze des Kaisers.

Die Ziele, welche der Kaiser in seiner Regierung vor Augen hatte, waren folgende:

Er suchte mit glühender Begeisterung zur Hebung der geistigen Cultur seiner Völker beizutragen. Daher die Gründung so vieler Schulen und Pfarren. „Der Gedanke", sagt Jäger[2]), „der diesen Reformen zu Grunde lag, war unstreitig ein vortrefflicher. Der Abgang von Pfarren auf dem offenen Lande, die zu große Entfernung mancher Gemeinden von ihren Seelsorgern, der daraus entstandene Mangel an geistlichem Unterrichte, Trost und Beistand, mußte von jedem, der für das geistige Wohl des Landvolkes Sinn hatte, schmerzlich gefühlt werden.

---

[1]) Der Humor in der Diplomatie. II. 186.
[2]) A. a. O. S. 126.

Joseph empfand dies und daher seine Verordnung, und gewiss hat die Nachwelt Ursache ihm ewig dafür dankbar zu sein. Da an den neu errichteten Pfarren und Localcaplaneien auch neue Volksschulen gegründet wurden, so hatten beide Maßregeln unverkennbar den wohlthätigen Zweck im Auge, die geistliche und geistige Bildung des Volkes zu heben". Im Interesse der Förderung der geistigen Interessen seiner Unterthanen gab auch Joseph II. das Patent vom 11. Juni 1781 über die Preßfreiheit. „Über die edlen Absichten, welche den Kaiser dabei leiteten, stimmen Freunde und Feinde überein", sagt Jäger[1]). Joseph II. merkte indessen gar bald, dass er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte und schränkte darum die Preßfreiheit ein. In einer Verordnung hierüber sagt er: „Da durch diese Jahre der Beweis klar vorhanden lieget, dass unendlich viel Broschüren geschmieret werden und schier keine einzige noch an das Tageslicht gekommen ist, die der hiesigen Gelehrsamkeit Ehre gemacht oder dem Publico einige Belehrung verschaffet hätte, so ist künftig jeder Autor, der eine Broschüre drucken lassen will, zu verhalten, zugleich bei der Einreichung derselben bei der Censur sechs Ducaten bei dem Revisionsamt zu erlegen. Wird sein Werk durch die Censur zum Druck approbieret, so sind ihm die erlegten sechs Ducaten zurückzustellen; wird dasselbe aber verworfen, so sind die sechs Ducaten zu behalten und dem Armen-Institute zuzuwenden; wodurch hoffentlich die unnützen Broschürenschmierer eingehalten und die Leute bewogen werden, sich auf was nützliches zu verwenden. Dies ist durch die Zeitungen allgemein zu aller Wissenschaft bekannt zu machen und wird die Censur überhaupt hiefür mit mehrerem Ernst darauf sehen, damit unnütze, mit Unsinn angefüllte Broschüren, die auch oft gegen die Sitten sind oder Schmähungen gegen die Geistlichkeit, dann nur Recocta enthalten, verworfen und zum Druck nicht zugelassen werden."

Joseph II. suchte ferner den National-Wohlstand nach Kräften zu fördern und erließ viele erfolgreiche und segenbringende Verordnungen zur Hebung des Handels, Verkehrs und Gewerbes. Doch ließ er sich von den damals herrschenden Utilitäts-Principien leiten. Alles, was einen unmittelbaren und auffallenden Nutzen brachte und von praktischer Bedeutung war, wurde bevorzugt. Künste und Wissenschaften fanden desto mehr Beachtung und Werthschätzung, je nützlicher und

[1]) A. a. O. S. 159.

praktischer sie für den Staat waren. Von demselben Standpunkte aus beurtheilte der Kaiser das Ordensleben und sprach daher jenen Orden, die dem Staate keinen Nutzen durch Unterricht, Seelsorge oder Krankenpflege brachten, die Existenzberechtigung ab.

Er war ferner bestrebt, allen seinen Unterthanen gleiche Rechte, gleiche Gesetze zu geben. Alle Privilegien und Sonderstellungen waren ihm verhasst. Demgemäß schränkte er die Vorrechte des Clerus und Adels ein, schaffte manche Privilegien ganz ab und verbesserte dagegen durch das Unterthanen- und Straf-Patent vom 1. September 1781, sowie durch die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft die beklagenswerthen Verhältnisse der leibeigenen Bauern in Böhmen, Mähren, Krain, Galizien, Ungarn und Vorder-Österreich. In den übrigen Kronländern hatte schon die große Kaiserin ihrem edlen Sohne hierin das Beispiel gegeben. Durch diese segensreichen Gesetze wurde die Lage der Bauernschaft, die in der drückendsten Abhängigkeit lebte, eine glücklichere. Der harten, oft grausamen Behandlung der Bauern seitens ihrer Herren wurde durch diese nicht genug zu preisenden Maßregeln ein Ende gemacht. „Das werthvollste Gut", sagt Brunner[1]), „welches Joseph seinen Unterthanen verliehen hat, ist die Aufhebung der Leibeigenschaft. Diese wahrhaft großartige That muß von allen Seiten her anerkannt und gewürdigt werden; es findet sich kein Standpunkt, um von demselben aus darüber zu kritisiren, an ihrem hohen Werthe etwas herabzumindern. Österreichs Völker sind Joseph dafür lauteren und ewigen Dank schuldig ... Der Jubel, welcher die Länder des Kaisers nach dieser Befreiung durchzog, ist schwer zu schildern. Vor den Altären wurden drei Tage lang Opfer und Dankgebete dargebracht." Ganz unrichtig ist demnach, was Hergenröther[2]) sagt: „All sein Bemühen war nutzlos, ja schädlich". Dieselbe unhaltbare falsche ungerechte Beurtheilung der Wirksamkeit des edlen für das Wohl seiner Unterthanen begeisterten Monarchen ist auch bei manchen anderen Geschichtsschreibern anzutreffen. Auffallend ist nur, dass selbst ein österreichischer Historiker Jäger[3]), im grellen Widerspruche mit sich selbst sich zu der Behauptung verirrt: „Darum gedieh selbst das, was Lebenskraft in sich

[1]) Joseph II. S. 66.
[2]) Handbuch d. Kirchengesch. 1877 II 602.
[3]) A. a. O. 299.

gehabt, in der Treibhaushitze seiner Verordnungen nur zu einem schnell vergänglichen Dasein“ [1]).

Ein weiteres Ziel, das Joseph anstrebte, war die vollständige Centralisation der Staatsverwaltung, der naturgemäß die Autonomie-Bestrebungen der beiden privilegirten Stände als ein wesentliches Hindernis entgegenstanden. „Die Kirche“, sagt Jäger [2]), „mit ihrer Verfassung und Selbständigkeit, mit ihrem Oberhaupte in Rom, mit ihrem Einfluße und ihren Verbindungen, die weit über die Gränzen Österreichs hinausreichten, mit ihren Orden und anderen Instituten, mit ihrem großen Grundbesitze und ihren Privilegien, erschien ihm geradezu unverträglich mit seinen Grundsätzen und Absichten. Eine so beschaffene Kirche stand im Widerspruche mit seinen Begriffen von Staat, Staatsgewalt und Souverainetäts-Rechten; der Papst war ihm eine fremde in seine Staaten unbefugt hereingreifende Macht, das Verhältnis der Geistlichkeit zum Papste eine staatsgefährliche Verbindung und eine Schranke der landesherrlichen Machtvollkommenheit.“ Demgemäß sollte die Verbindung des österreichischen Clerus mit Rom gelockert und die Kirche in Österreich im febronianischen Geiste umgewandelt werden.

Der Zeitgeist, der den Kaiser beeinflußte und diese Ziele, die er zu erreichen suchte, geben uns eine vollständige Erklärung seiner Staatsverwaltung. Joseph II. unterschätzte bisweilen die Macht der thatsächlichen Verhältnisse. Er misachtete alte Privilegien und Gewohnheiten, die mit seinen Anschauungen im Widerspruche waren. Positive historische Rechte wurden umgestoßen, wofern sie nicht im Einklange mit dem standen, was er als Naturrecht auffaßte. Man darf freilich nicht übersehen, daß manche Gewohnheiten und Einrichtungen als historisches Recht betrachtet wurden, die in Wirklichkeit ein Unrecht waren und ungeachtet des vielhundertjährigen Bestandes ein solches blieben. Als der Kaiser z. B. die Leibeigenschaft aufhob und ein gerechteres Steuer-System einführte, bei welchem natürlich die Herrenstände verlieren und der gedrückte Bauernstand gewinnen mußten, wurde er gleichfalls der

[1]) Sind etwa die zahlreichen Pfarren und Schulen, die er gegründet hat, die vielen Humanitäts-Anstalten, welche Millionen von Menschen zu Gute gekommen sind und noch gegenwärtig und künftig zu Gute kommen, nur von kurzer Dauer gewesen? Oder war die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht von dauerndem Werthe?

[2]) A. a. O. 63.

Verletzung historischer Rechte beschuldigt. Dagegen werden aber mit Recht jene Maßregeln getadelt, durch welche er seinen Theorien zu Liebe die religiösen Gefühle des Volkes verletzte. Manche seiner Verordnungen waren unpopulär und erregten Unzufriedenheit. Joseph II. war, wie Brunner richtig bemerkt, ein „scharfsinniger Diagnostiker" in der Beurtheilung der Krankheiten am Staatskörper, allein in der Wahl der Heilmittel war er nicht immer glücklich. Manche seiner Maßregeln waren für die Kirche nachtheilig. Manche Pläne seines ungestümen Eifers mußte er scheitern sehen. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs er stets von den edelsten Absichten hinsichtlich der Förderung des geistigen und materiellen Wohles seiner Unterthanen sich leiten ließ. Er entfaltete eine fieberhafte und aufregende Thätigkeit, um dieſes Ziel zu erreichen. Ungeachtet mancher Misgriffe auf kirchlichem und politischem Gebiete bleibt Joseph II. einer der bedeutendsten und genialsten Herrscher aller Zeiten.

Die Neuerungen, welche der Kaiser auf kirchlichem Gebiete einführte, hatten in Rom begreiflicherweise eine große Bestürzung hervorgerufen. Pius VI. suchte zuerst auf diplomatischem Wege Einfluß zu gewinnen und ließ durch seinen Wiener Nuntius Grafen Joseph Garampi dem Staats-Kanzler Kaunitz Vorstellungen machen. In einer Note vom 12. December 1781 sagt der Nuntius, daſs kein einziger unter den vielen Fürsten des deutschen Reiches, die in der römisch-katholischen Kirchengemeinschaft geblieben sind, sich unterstanden habe, die Ausübung seiner Macht so weit zu erstrecken, und daſs unter Umständen der Fall eintreten könne, daſs die Unterthanen dem Kaiser den Gehorsam kündigen müßen. Der Nuntius war, wie aus dieser Note ersichtlich ist, seiner Mission nicht gewachsen. Er erinnerte unklugerweise den Kaiser an den Kirchenbann und die Absetzung mancher Fürsten im Mittelalter. Der Hinweis auf die Ereignisse vergangener Zeiten verletzten den Kaiser und so erreichte der Nuntius gerade das Gegentheil von dem, was er erreichen wollte. Kaunitz beantwortete dessen Note in einem gereizten Tone.

Nun faſste der Papst den Entschluß, selbst nach Wien zu reisen, um so durch den persönlichen Verkehr mit Joseph II. vielleicht weiteren Neuerungen auf kirchlichem Gebiete vorzubeugen. Als diese Absicht des Papstes bekannt wurde, erregte sie großes Aufsehen, nachdem ja die Geschichte überhaupt nur wenige, ja seit dem Ausgange des Mittelalters

kein einziges Beispiel einer im Drange der Verhältnisse unternommenen weitern Reise eines Papstes aufweist. Viele Cardinäle riethen ab, da sie eine Herabwürdigung des päpstlichen Ansehens befürchteten. Der Papst blieb aber bei seinem Entschluße und kündigte denselben dem Kaiser am 15. December 1781 an. Joseph II. ließ darauf dem Papste am 12. Januar 1782 erklären, dass er diesen Besuch als einen „ausnehmenden Beweis des Wohlwollens Sr. päpstlichen Heiligkeit betrachte, doch sei er von der Richtigkeit seiner Grundsätze in Bezug auf die kirchlichen Reformen so fest überzeugt, dass er es für unmöglich halte etwas auszusinnen, was ihn davon abbringen sollte". Auch Cardinal Herzan mußte in diesem Sinne mit Pius VI. sprechen, vermochte es aber nicht den Papst umzustimmen.

Kaunitz hegte allerlei Befürchtungen in Betreff dieser Reise und gab unter anderem dem Kaiser den Rath, den Bischöfen zu verbieten, sich dem Papste in Wien vorzustellen. Joseph II. dachte jedoch weit edler und handelte weit klüger und besser. Er erwiderte seinem Minister: „Wenn der Papst die Wohnung bei Hof annimmt, so wird vielen Inconvenienzen vorgebeugt werden. Den Eindruck in der Geistlichkeit und die geistlichen Ehrenbezeugungen in den Kirchen aller Gattungen kann man dem Papste nicht verwehren, noch den Stiften und Ordensgeistlichen, so er besuchen wird, selbe ihm zu erweisen. Dass ein Zulauf von Volk sein wird, dass päpstliche Benedictionen auf viele Gemüther vieles wirken werden, ist unvermeidlich. Wenn aber mit dem Papste auf eine oder andere Art ein gütliches Auskommen getroffen werden kann, so wird dieser nämliche Eindruck, den er bei den Leuten verursacht, zur Beförderung des Geschäftes dienen, und wo nicht, wohl noch Mittel vorhanden sein, die bösen Folgen davon vermeiden zu machen."

„Mit größter Aufmerksamkeit", sagt Meinert, „ordnete Joseph II. selbst alles nöthige an; die Ehren-Gesandtschaften, welche dem Papste zur Begrüßung entgegengeschickt wurden, die Zahl der Pferde, welche auf den Stationen bereit stehen mußten, ja sogar die Durchheizung der Zimmer, in welchen der hohe Reisende unterwegs absteigen würde. Indes war er doch zugleich bemüht, etwaigen Demonstrationen den Weg zu verschließen."

Die „Wiener Zeitung" vom 13. März 1782 berichtet über den Beginn der Reise folgendes: „Die Abreise Sr. päpstlichen Heiligkeit ist auf den 27. Februar um 13 Uhr wälschen Zeigers festgesetzt. Der

heilige Vater nimmt alle geistlichen Kleider, die dreifache Krone und zwei kostbare Bischofsmützen mit. Es werden auch zwei goldene Kelche mitgenommen, ebenso vier Cardinalshüte, um selbe den vier deutschen Cardinälen aufzusetzen. Es sind 8000 goldene Denkmünzen, jede zu 15 Thaler geprägt worden." Der Papst hatte nur ein kleines Gefolge. Die Bischöfe Marucci und Contessini fuhren mit ihm in demselben Wagen, dann folgten ein Secretair, Ceremoniair, Beichtvater, Leibarzt und seine Diener. Im Ganzen waren 20 Paar Pferde zur Benützung bestimmt. Die Reise ging über Spoleto, Nocera, Loretto, Imola, Bologna, Ferrara, Venedig, Udine, Görz, Laibach, Marburg, Grätz, Schottwien und Wiener-Neustadt. In Görz erwartete der Nuntius Garampi und der Vice-Kanzler Cobenzl die Ankunft des Papstes. An allen Orten, wo sich derselbe aufhielt, fand er die Quartiere auf Befehl des Kaisers in prachtvollster Weise eingerichtet. Kaiserliches Militair bildete überall die Ehrenwache. Clerus, Adel und Volk brachten dem Oberhaupte der Kirche überall ihre Huldigungen in allen möglichen Formen dar. Migazzi, der Erzbischof von Wien, begrüßte den Papst in Stuppach. Der Kaiser war mit seinem Bruder Maximilian dem Papste entgegengefahren und traf ihn in der Nähe von Neunkirchen. Ein Denkstein erinnert noch jetzt an diese Zusammenkunft. Papst und Kaiser umarmten und küßten sich. Maximilian küßte Pius die Hand. Der Papst nahm hierauf im Wagen des Kaisers Platz und beide kamen noch an demselben Tage, am 22. März, um 3 Uhr nachmittags nach Wien.

„Nächst der sogenannten Spinnerin am Kreuz", so erzählt die amtliche „Wiener Zeitung", „am Wienerberge erwartete die k. k. adelige hungarische und polnische Garde die allerhöchste Herrschaft und begleitete Selbe bis in die Hofburg. Beim Absteigen auf der sogenannten Bellaria waren nebst dem päpstlichen Herrn Nuntius alle k. k. Herrn Ministers, geheimen Räthe versammelt, welche Se. Majestät den Kaiser mit Sr. päpstlichen Heiligkeit bis in die Zimmer begleiteten. Nach einer kurzen Verweilung erhoben sich Se. Majestät der Kaiser mit Sr. päpstlichen Heiligkeit und begaben sich in das Oratorium und wohnten daselbst dem „Herr Gott Dich loben wir' auferbaulichst bei und begaben sich sodann in deren Wohnzimmer zurück. Es ist nicht zu beschreiben, was für eine unglaubliche Menge Volkes sich versammelt hatte, den heiligen Vater zu sehen. Denn fast von Neudorf her bis an

die Stadt war ein Spalier von unzähligem Volke von allen Ständen versammelt".

Die Gemächer, die Pius VI. in der Hofburg bewohnte, waren auf das glänzendste ausgestattet. In den Vorzimmern hielten deutsche ungarische und polnische Nobelgardisten die Wache. Stets waren drei Sechsspänner zum Dienste des Papstes bereit und wenn er die Burg verließ, so begleiteten ihn eine militairische Ehrenwache und Nobelgardisten zu Pferde. Endlos waren die Audienzen, welche Pius VI. Personen aus allen Ständen ertheilte. Alle bewunderten seine Leutseligkeit.

Am 25. März (Montag in der Charwoche) verließ Pius zum erstenmal die Burg, um in der Kapuziner-Kirche die Messe zu lesen und in der kaiserlichen Gruft am Sarge der großen Kaiserin zu beten. Die folgenden Tage brachte er in stiller Zurückgezogenheit zu und verkehrte nur mit dem Kaiser. Am Gründonnerstage las er in der Burg-Capelle die Messe und reichte Joseph II. das heilige Abendmahl. Darauf hielt der Nuntius in der Augustiner-Hofkirche das Hochamt, dem der Papst und der Kaiser beiwohnten. Die Fußwaschung wurde in Gegenwart des Hofes vom Papste vorgenommen. Am Ostermontage feierte Pius VI. das Hochamt bei St. Stephan, woran sowohl die steinerne Büste des Papstes als auch die Inschrift auf der Marmortafel über dem Sacristeithurm im Presbyterium der Domkirche erinnern. Dem Papste assistirten die Cardinäle Migazzi, Batthyany und Herzan. Die Reichsfürsten Schwarzenberg und Auersperg bedienten den heiligen Vater beim Lavabo. Epistel und Evangelium wurden in lateinischer und griechischer Sprache gesungen. Nach Schluß dieser Feierlichkeit[1]) fuhr der Papst zur Kirche „am Hof", begab sich auf den Balcon derselben und ertheilte von hier aus unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken einer zahllosen Volksmenge seinen Segen und einen Ablass. Den Eindruck, den diese Festlichkeit auf das Volk machte, war nach der Schilderung von Augenzeugen überwältigend.

So lang der Papst in Wien weilte, verging kein Tag, an welchem nicht wieder unzählige Personen von neuem kamen, um den

[1]) In der Pfarrkanzlei bei St. Stephan befindet sich ein Aquarellbild, welches diese päpstliche Messe in anschaulicher Weise darstellt.

päpstlichen Segen zu erhalten. Aus den fernsten Theilen der Monarchie kamen Leute und warteten vor der Hofburg auf den Augenblick, in welchem sich Pius zeigte. In den freien Stunden besichtigte der Papst die Sehenswürdigkeit der Stadt. Er besuchte viele Kirchen und Klöster, die Hofbibliothek, das Zeughaus, die naturhistorischen Sammlungen, die kaiserliche Porzellanfabrik in der Rossau, das Waisenhaus am Rennwege, die theresianische Akademie, Schönbrunn u. s. w. Sonntag den 14. April konnte Joseph II. nach einem Augenleiden wieder zum erstenmal die Burg verlassen. Er wollte sich in Gesellschaft des Papstes abermals dem Volke zeigen und fuhr mit demselben unter dem Jubel des Volkes in den Augarten und hierauf in den Prater, wo es allerlei Belustigungen gab. Am 19. April hielt Pius in Gegenwart des gesammten Hofstaates im großen Kaisersaale ein öffentliches Consistorium ab, um den Cardinälen Batthyany und Firmian die Cardinalshüte aufzusetzen. Am Schluße der Ceremonie hob der Papst in seiner Anrede die außerordentlichen Geistesgaben und Tugenden des Kaisers, sowie die Frömmigkeit der Unterthanen derselben hervor. Am 20. April besuchte der Papst Klosterneuburg und am 21. April machte er dem Kaiser und dem Erzherzoge Maximilian den Abschiedsbesuch.

Am 22. April, dem Tage der Abreise, versammelten sich die Minister und Hofbeamten, der Magistrat, Clerus und Adel sammt einer großen Volksmenge morgens in der Hofburg, um nochmals den päpstlichen Segen zu erhalten. Sodann begleitete der Kaiser und sein Bruder den hohen Gast bis nach Mariabrunn, wo beide sich in der Kirche und im Augustiner-Eremiten-Kloster kurze Zeit aufhielten. Nun folgte ein herzlicher und rührender Abschied. Der Kaiser empfing knieend den Segen des Papstes, worauf dieser ihn umarmte und küßte. Alle Anwesenden waren tief ergriffen. Nach der Abfahrt des Papstes begab sich der Kaiser nach Wien zurück und gab Befehl, dass diese Abschiedsscene durch eine Inschrift auf einer Marmortafel zu Mariabrunn verewigt werde, was alsbald geschah.

Von Mariabrunn fuhr Pius nach Melk, wo er sein Absteigquartier nahm. Zu seiner Begrüßung fanden sich die Prälaten von Herzogenburg, Göttweig, St. Pölten, St. Andrä, Seitenstätten, Tirnstein, Gaming und Aggsbach ein. Migazzi war gleichfalls anwesend. Von Melk kam der Papst nach St. Florian, wo ihm Cardinal Firmian, der Bischof von Passau, aufwartete. Auf der Weiterreise

berührte der Papst Linz, Wels und Ried. So lang Pius auf österreichischem Gebiet weilte, begleitete ihn Graf Cobenzl und bildeten die kaiserlichen Garden die Ehrenwache. Von Ried aus ging die Reise über Alt-Ötting nach München und Augsburg und von hier aus über Füssen, Innsbruck, Verona und Venedig nach Rom zurück, wo Pius am 13. Juni anlangte.

Joseph II. verkehrte während des vierwöchentlichen Aufenthaltes des Papstes fast täglich mit demselben und gab ihm zahlreiche Beweise seiner aufrichtigen Hochschätzung. Was jedoch seine einmal gefassten Beschlüsse hinsichtlich der kirchlichen Neuerungen betraf, so ging er von denselben nicht ab.

Der Kaiser machte dem Papste einen Gegenbesuch. Er reiste am 6. December 1783 von Wien ab und kam ganz unerwartet am 23. December in Rom an. Der heilige Vater war überrascht, empfing ihn herzlich und ging unmittelbar nach der Ankunft mit ihm in die Peters-Kirche, wo er dem Kaiser einen Betschemel neben dem seinigen anbot. Der Kaiser wies diese Ehre bescheiden zurück und kniete einige Schritte hinter dem Papste auf dem Boden nieder. Wenn Weiß in seiner allgemeinen Weltgeschichte behauptet: „Kaiser Joseph war offenbar mit dem Plane nach Rom gekommen, mit dem Papste vollständig zu brechen", so kann ich dieser Anschauung durchaus nicht beipflichten. Um diesen Zweck zu erreichen, dazu war eine beschwerliche Reise im Winter nach Rom nicht nothwendig. Das hätte der Kaiser von Wien aus auch erreichen können. Was Bourgoing von dem Verkehre Joseph's mit dem spanischen Gesandten Azara und mit dem Cardinal Bernis berichtet, halte ich für eine Fabel. Der Kaiser soll nämlich beiden Diplomaten gegenüber seinen angeblichen Plan entwickelt haben, Österreich vollends von Rom loszureißen, also eine schismatische Landes-Kirche zu gründen. Weiß, Jäger, Brink und andere schenken diesem Gerüchte Glauben, Krones verwirft dasselbe. Sicher ist vielmehr, dass Joseph II. dem Papste, wie der damals in Rom weilende König Gustav III. von Schweden erzählt, mit der größten Ehrfurcht begegnete. Am 30. März 1784 kam der Kaiser wieder nach Wien zurück. In Folge der Annäherung an den Papst wurde „seine Handlungsweise gegen Papst und Kirche schonender", wie Jäger[1]) sagt, „rücksichtsvoller,

[1]) A. a. O. 137.

und wenn auch kirchliche Reformen nicht ganz unterblieben, so wurden sie doch nicht mehr mit der frühern Feindlichkeit und Überstürzung vorgenommen; sie glichen fast nur mehr Nachschwingungen einer nicht völlig zum Stillstand gekommenen Bewegung".

Schließlich sei es mir noch gestattet, der Fabel über die Aufhebung des Klosters Mariabrunn zu gedenken. Mehrere Historiker erzählen, dass Joseph II. einige Stunden nach der Verabschiedung vom Papste das Augustiner-Eremiten-Kloster in Mariabrunn aufgehoben habe, um der Welt dadurch einen auffallenden Beweis zu geben, dass er sich vom Papste in keiner Weise habe beeinflußen lassen. Man findet diese Erzählung bei Burckhardt Kaiser Joseph II. Meißen 1837 S. 180, Ramshorn Kaiser Joseph und seine Zeit Leipzig 1845 S. 319, Heyne Joseph II. Leipzig 1847 2. Bd. S. 145, Hellmuth Kaiser Joseph II. Prag 1862 S. 217, G. E. Haas Ein mislungener Römerzug in Waldheims Illustr. Monatsheften, 1865 Nr. 33, Hergenröther Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte. Freiburg 1877 2. Bd. S. 601. Donin Kirchenhistorische Analecten, Graz 1878 5. Bd. 1. Hälfte S. 402, Bermann Geschichte Wiens, Wien 1880 S. 1015, Ranke Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, Leipzig 1874 3. Bd. S. 143, Alzog Handbuch der Universal-Kirchengeschichte, Mainz 1867 2. Bd. S. 479, Weiß Lehrbuch der Weltgeschichte, Wien 1884 7. Bd. Einleitung 470 und anderen.

Dagegen findet sich keine Spur von dieser angeblichen Demonstration des Kaisers in der amtlichen „Wiener Zeitung" vom 24. April 1782, in welcher der Abschied des Papstes vom Kaiser genau beschrieben wird. Marian Fidler, ein Augustiner-Eremit des Hofklosters bei St. Augustin in Wien, gab 1787 den 8. Band seiner „Geschichte der österreichischen Clerisey" heraus. In demselben ist (S. 394 ff.) die Geschichte des Klosters Mariabrunn enthalten. Da Fidler demselben Orden angehörte und Zeitgenosse war, so mußte er über die Schicksale dieses nahen Klosters genau unterrichtet sein. Er berichtet (S. 408) über den Abschied des Papstes, weiß aber nichts von einer Aufhebung des Klosters zu erzählen. Er berichtet vielmehr: „Zwei Jahre darnach wurde auch Mariabrunn zu einer förmlichen Pfarr erhoben und zum ersten Pfarrer der itzige Prior des Klosters

den 25. März 1784 eingesetzt." Geisler[1]), gleichfalls ein Zeitgenosse, weiß ebenfalls nichts von einer Aufhebung des Klosters, desgleichen der ehemalige Jesuit Cornova, ferner Bauer, Sonnenfels, Schönnyan, Huber und Pezzl, lauter Zeitgenossen, welche über die Reise des Papstes schrieben. Auch in den neueren Werken von Groß-Hoffinger, Schimmer, Meynert, Wendrinsky, Jäger, Weiß (Geschichte Wiens. Wien 1872. II. Bd. 106), Wolfsgruber (Migazzi. S. 674), Krones, Zeibert (Compendium hist. eccl. Brünn 1884. S. 551) und anderen ist jene tendenziöse Fabel nicht zu finden.

Die Aufhebung des Klosters erfolgte in der That erst im Jahre 1829. Im Wiener fürst-erzbischöflichen Consistorial-Archiv finden sich im Fascikel „Mariabrunn" viele Acten, aus welchen ersichtlich ist, dass das erwähnte Kloster bis 1829 fortbestand, von einer Aufhebung unter Joseph II. demnach keine Rede sein kann. Am 19. December 1782 reicht der Prior des Klosters, Desiderius, eine Stiftungsfassion ein. Am 3. November 1783 verlangt die Regierung vom Consistorium die Namhaftmachung eines Geistlichen aus diesem Kloster behufs Übernahme der Pfarrgeschäfte. Die Pfarre sollte von dem Prior des noch immer fortbestehenden Klosters administrirt werden. Das Kloster erhielt sich, wie weitere Acten zeigen, auch noch unter Leopold II. und Franz I. bis 1829 fort. Auch die amtlichen Diöcesan-Schematismen bezeugen dies.

Diese tendenziöse Fabel scheint zum erstenmal bei Burckhardt 1837 vorzukommen. Die journalistische Oberflächlichkeit im Nachschreiben pikanter Erzählungen hat schließlich zur Verbreitung dieses Märchens derart beigetragen, dass es selbst in wissenschaftliche Werke Eingang gefunden hat.

---

[1]) Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Josephs. Halle 1785.

Viktorka.

Aus dem „Großmütterchen“ (Babička) der Božena Němcová in freier Bearbeitung von Dr. Guido Kleris.

Sie war die Tochter wohlhabender Bauersleute aus dem Dorfe Zernow bei Böhmisch-Skalitz. Es war ein Prachtmädel, die schönste und schmuckste Dirne weit umher, zierlich und flink wie ein Reh, dabei fleißig wie eine Biene, arbeitsam in der Wirthschaft, im Feld und auf der Wiese. Kein Wunder dass sich Freier in Menge bei Mikesch meldeten, die Brautwerber reichten einander die Klinke. Es waren vermögliche Leute unter denen, zu deren Gunsten sie sprachen, und die Eltern hätten es gern gesehen, wenn sie sich für diesen oder jenen erklärt hätte. Allein ihr war keiner recht. Ihr gefielen nur die, die am besten tanzten, und die blos bei der Musik. Näheren Umgang litt sie nicht.

Manchmal wurde es dem Vater doch zu toll, wenn sie einem der Freier nach dem andern den Korb gab, er wurde heftig, verlangte mit Strenge, sie solle sich für einen entscheiden, sonst werde er selbst einen aussuchen, den sie nehmen müße. Dann gab sich das Mädel ins weinen, bat, er möge sie doch nicht aus dem Hause jagen, es habe doch keine Eile, sie sei erst zwanzig Jahre alt, sie wolle die Freiheit noch genießen, wer könne wissen, wen sie dann bekommen und wie es ihr ergehen werde. Der Vater hatte sein Mädel lieb, und wenn er sie weinen sah und lamentiren hörte, war es ihm leid um sie, und wenn er ihr hübsches Gesichtchen sah, dachte er sich: Am Ende ist's ja noch Zeit, an Freiern wird's

nicht fehlen! Doch die Leute sprachen anders. Sie sagten, die Victorka sei hochmüthig, sie warte auf einen, der in einer Kutsche angefahren käme, sie prophezeiten, Hochmuth komme vor dem Fall, wer lang wähle, der komme zu nichts, es werde mit ihr ein schlimmes Ende nehmen.

Zu dieser Zeit lagen kaiserliche Jäger im Dorfe, und einer von ihnen folgte der Victorka auf Schritt und Tritt. Ging sie in die Kirche, folgte er ihr auf dem Fuße, stellte sich dort in ihre Nähe und, statt auf den Altar zu schauen, schaute er unverwandt auf sie. Ging sie auf die Wiese, war er sicher nicht fern von ihr zu treffen, kurz wohin sie sich wenden wollte, war er wie ihr Schatten hinter ihr. Die Leute sagten von ihm, er sei nicht recht bei Trost, und Victorka, wenn unter ihren Freundinen die Rede auf den Jäger kam, meinte: Was geht dieser Soldat mir nach? Er spricht nicht ein Wort, er macht den Mund nicht auf. Ich fürchte mich vor ihm. Wenn ich ihn in meiner Nähe fühle, wird mir unheimlich und aus seinen Augen kommt es wie ein Wirbel in meinen Kopf.

Diese Augen, diese Augen! Die deuten auf nichts gutes, sprachen die Leute, die leuchten selbst in der Nacht und diese schwarzen Brauen, die sich über ihnen wie Rabenflügel ausbreiten und in der Mitte zusammenstoßen, die sind ein offenbares Zeichen dass ein böser Zauber in ihnen steckt. Es gab solche die Mitleid mit ihm hatten: Du lieber Gott, was kann er denn dafür?! Er ist doch mit ihnen auf die Welt gekommen! Und solche Augen beschreien nur gewisse Personen, nicht jeder braucht sich vor ihnen zu fürchten. Dessen ungeachtet erschracken die Nachbarinen, wenn er auf ihre Kinder sah, und liefen herbei sie mit einem weißen Tuche zu verhüllen, und so oft ein Kind im Dorfe krank wurde, hieß es, der schwarze Jäger habe sie beschrien. Zuletzt gewöhnte man sich doch an diese schwarzen Augen, und manches der Mädchen meinte, sie wären gar nicht so übel, diese Augen, wenn sie nur etwas freundlicher wären. Aber die allgemeine Überzeugung war doch die: Was soll es mit einem so wunderlichen Kautz! Gott weiß wer er ist und woher er ist. Am Ende ist es gar kein richtiger Mensch! Man möge sich vor ihm bekreuzigen und sprechen: Gott sei mit uns und der Böse fern von uns! Er tanzt nicht, er spricht nicht, er singt nicht, lassen wir ihn gehn!

Doch die anderen hatten leicht sagen, lassen wir ihn! Er ging ja keiner von ihnen nach. Nur die arme Victorka hatte mit ihm die

Hölle auf Erden. Sie vermied es aus dem Hause zu gehen wo sie konnte, nur damit sie für eine Zeit frei von diesen Augen wäre die sie überallhin verfolgten. Die Musik freute sie nicht mehr, weil gewiss aus irgend einem Winkel am Tanzboden diese unheimlichen Augen nach ihr sahen. Sie ging nicht gern zur Spinnstube, weil sie wusste, wenn er nicht irgendwo im Zimmer war, so stand draußen vor dem Fenster der schwarze Jäger, und dem Mädchen blieb das Blut im Halse stecken und der Faden in ihren Händen riss ab. Sie litt darunter. Jeder bemerkte eine Veränderung an ihr, doch niemandem fiel es bei, dass der schwarze Jäger die Ursache sei; sie hielten ihn für verrückt und meinten, die Victorka lasse ihn hinter ihr herlaufen weil sie sich nicht vor ihm zu helfen wisse.

Eines Tages sagte Victorka zu ihren Freundinen: Glaubt mir, Mädels, wenn gerade jetzt ein Freier käme, ob schön oder häßlich, ob arm oder reich, ich würde ihn nehmen; nur müßte er weit von hier sein!

— Was fährt Dir denn durch den Sinn? Hast Du etwa zu Hause schlechte Zeiten, dass du auf einen solchen Einfall kommst und dass es Dir bei uns gar nicht mehr gefallen will?!

Glaubt das nicht! Allein ich halte es nicht mehr aus, so lang der schwarze Jäger noch im Orte ist. Ihr könnt es Euch gar nicht vorstellen, wie mich dieser zudringliche Mensch quält und ärgert. Ich kann schon nicht mehr ruhig schlafen, ich kann nicht andächtig beten, weil ich immer diese schwarzen Augen vor mir habe, . . . und dabei brach Victorka in Thränen aus.

— Aber, du lieber Gott, warum verbietest Du ihm nicht Dir nachzugehen? Warum sagst Du ihm nicht dass Du ihn nicht ausstehen kannst, dass er Salz in Deinen Augen ist?!

Ja, habe ich denn das nicht gethan? Mit ihm habe ich freilich nicht gesprochen, wie konnte ich es auch, wenn er wie ein Schatten hinter mir ist?! Aber durch einen seiner Kameraden habe ich es ihm sagen lassen.

— Und hat er gefolgt?

Ja freilich, erwiderte sie spöttisch. Seinem Kameraden hat er gesagt, dass ihm niemand zu befehlen habe, dass er gehen könne wohin er wolle und zu wem er wolle. Übrigens hätte er mir nicht gesagt, dass er mich lieb habe, und so möge auch ich ihm nicht sagen lassen, dass ich ihn nicht wolle.

— Iſt das aber ein unartiger Unhold! Was bildet ſich der Menſch denn eigentlich ein? Wir ſollten dafür an ihm Rache nehmen!

Doch andere redeten davon ab: Mit einem ſolchen Menſchen iſt nichts anzufangen, er könnte uns noch verhexen!

— Larifari, was kann er uns denn anthun? Dazu müßte er etwas haben, was wir am Leibe tragen, und das gibt ihm keine von uns und es nimmt auch keine von ihm etwas, wozu alſo dieſe Furcht? Habe nur keine Angſt vor ihm, Victorka, wir werden immer um Dich ſein, und einmal werden wir es dieſem Satan doch heimzahlen!

Aber die Victorka blickte ängſtlich um ſich und fühlte ſich durch die Reden der anderen Mädchen nicht beruhigt. Wenn mir nur Gott von dieſem Kreuze hälfe, ſagte ſie mit einem ſchweren Seufzer.

* * *

Einige Tage ſpäter meldete ſich ein dienſtfertiger Menſch im Hofe des Mikeſch, er war aus einem benachbarten Dorf. Man ſprach von dieſem und jenem, bis er zuletzt mit der Farbe herausrückte, ſein Nachbar habe im Sinn, ſeinen Sohn zu verheiraten und dieſer Sohn ſehe die Victorka gern, und Vater und Sohn hätten ihn erſucht, den Brautwerber zu machen, ob ſie es wagen dürften auf Brautſchau zu kommen, oder nicht.

Wartet ein wenig, ſagte der Alte, Victorka ſelbſt ſoll euch Antwort geben. Ich für meinen Theil kenne den Sima und ſeinen Sohn Tonda, und habe nichts wider ſie; ſie haben ihr ordentliches Auskommen.

Als er ſein Töchterchen holen ging und ſie erfuhr was es gebe, ſagte ſie ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen: Sie mögen kommen!

Dem Vater kam das ſonderbar vor, daſs ſie ſich mit einemmal ſo ſchnell entſchloſſen habe. Er fragte ſeine Tochter, ob ſie den Tonda kenne, ſie möchte den armen Burſchen nicht zum Narren halten. Doch Victorka blieb bei ihrem Worte; ſie kenne, verſicherte ſie ihren Vater, den Tonik recht gut, er ſei ein braver Burſch.

— Mich freut das, ſprach der Vater. Im übrigen, wie du dich betteſt ſo wirſt du es haben. In Gottes Namen denn, ſie mögen kommen!

Die Mutter kam zu ihrer Tochter in die Kammer, machte ihr das Kreuz und wünſchte ihr Glück. Was mich dabei am meiſten freut, ſagte ſie, iſt daſs du weder zu einer Schwägerin noch zu einer Schwiegermutter kommſt, du wirſt allein die Frau im Hauſe ſein.

Aber, liebe Mutter, ich würde mir ihn nehmen, auch wenn zwei Schwiegermütter im Hause wären.

— Nun, das ist ja um so besser, wenn ihr einander so lieb habt.

Das nicht, liebe Mutter, ich würde auch einem andern Burschen mein Wort gegeben haben.

— Was redest Du da? Haben sich doch so viele zu Dir gemeldet, und Du hast keinen gewollt.

Damals ist mir noch nicht der Soldat mit den bösen Augen nachgegangen.

— Du hast wohl nicht Deine fünf Sinne beisammen! Was sprichst Du von dem Soldaten? was hast Du mit ihm? Mag er weilen wo er will, lasse ihn! Der treibt Dich doch nicht aus dem Hause!

Nur der, liebe Mutter, der, nur der, ich ängstige mich, ich härme mich, ich habe nirgends Ruhe noch Frieden.

— Was weinst Du, Mädchen? Warum hast Du mir das nicht längst gesagt, ich wäre mit Dir zur Schwägerin in der Schmiede gegangen, die weiß in solchen Dingen zu helfen. Sei nur wieder ruhig, morgen gehen wir zu ihr . . .

Am andern Tage gingen Mutter und Tochter zur alten Schmiedin. Sie wisse, hieß es im Volke, verschiedene Dinge von denen andere Leute nichts wissen. Wenn jemandem etwas verloren geht, wenn die Kühe keine Milch geben, wenn jemand einen andern beschreit, von allem verstehe sie zu helfen, alles zu errathen.

Victorka berichtete ihr vertrauensvoll alles was sie drückte.

— Und Du hast nie mit ihm gesprochen, nicht das kleinste Wörtchen?

Nicht das kleinste Wörtchen!

— Hat er Dir nie etwas gegeben oder durch seine Kameraden etwas geschickt, einen Apfel, einen Marcipan?

Nichts, Gevatterin, nichts. Die anderen Soldaten halten nicht zu ihm, er ist ihnen viel zu stolz und war immer für sich allein, so haben sie uns erzählt.

— Das ist dann der leibhafte Griesgram! Aber Du hast Dich nicht zu fürchten, Victorka, ich werde Dir helfen, es steht ja noch nicht so schlimm. Ich werde Dir morgen etwas bringen, und das wirst Du beständig bei Dir tragen. Wenn Du früh aus Deiner Kammer trittst, vergiß nie Dich mit geweihtem Wasser zu besprengen und dabei zu sprechen: Gott sei mit mir und der Böse von mir! Wenn Du übers

Feld gehst, blicke nie um Dich oder hinter Dich, und wenn der Soldat zu Dir spräche, achte nicht darauf, und wenn er redete wie ein Engel. Er vermöchte Dich mit seiner Stimme zu bezaubern, halte Dir die Ohren zu! Merke Dir das! Wird es sich in einigen Tagen mit Dir nicht bessern, so werden wir etwas anderes versuchen, komm dann nur wieder zu mir!

Victorka schied von der Schmiedin frohen Sinnes. Sie hoffte es werde ihr wieder so gut und leicht sein wie es früher gewesen. Am andern Tage brachte ihr die Schmiedin etwas das in einen schwarzen Lappen eingenäht war, hing es dem Mädchen selbst um den Hals und band ihr auf die Seele es niemals von sich zu lassen noch jemandem zu zeigen. Als Victorka abends Gras mähte, gewahrte sie wohl dass dort hinter dem Baum jemand stehe, sie fühlte wie ihr das Blut gegen den Kopf stieg: allein sie nahm sich zusammen, sie sah sich nicht ein einzigesmal um, und als sie mit ihrer Arbeit fertig war, eilte sie nach Hause, wie wenn Feuer hinter ihr wäre.

Zwei Tage später war Sonntag. Die Mutter buk Kolatschen, der Vater ging den Herrn Cantor und einige ältere Dorfinsassen einzuladen, und im Orte steckten sie die Köpfe zusammen: Beim Mikesch gibt's eine Verlobung.

Nachmittags erschienen im Bauernhofe drei festlich gekleidete Männer, zwei hatten Rosmarin-Sträußchen am Rocke. Der Hauswirth empfing sie unter dem Thore, das Gesinde stand hinter ihm und rief: Gott gebe Glück!

Gott gebe Glück, sprach der Hochzeitsschalk[1]) im Namen der beiden Anderen.

Der Bräutigam war der letzte der die Schwelle überschritt, und die Weiber ließen sich vernehmen: Ein netter Bursch das, dieser Tonik, das Haupt trägt er wie ein Hirsch, und was er für einen schönen Rosmarinstrauß am Rock hat, wo er ihn nur gekauft haben mag? Und die Männer wieder hörte man sagen: Was liegt dem daran? Der kann wohl den Kopf hochtragen, wenn er aus unserem Dorfe das schönste Mädchen heimführt, die beste Tänzerin, eine gute Wirthin und nebstbei eine die was hat. Der kann sich's wahrhaftig loben! So dachten auch manche Eltern im Dorf und ärgerten sich dabei, warum

[1]) tlampáč = Plauderer.

sich Victorka gerade einen auswärtigen erkoren habe, warum ihr nicht dieser und jener recht gewesen sei; wozu, meinten sie, diese Eile und diese Launen, und was sonst für Reden bei solchen Gelegenheiten geführt werden.

Am Abend war die Verlobung zu Ende. Der Herr Cantor schrieb den Ehevertrag, die Zeugen und die beiderseitigen Eltern unterzeichnen sich mit drei Kreuzchen statt ihrer Namen, die der Herr Cantor dazu setzen mußte, und Victorka gab dem Tonik ihre Hand darauf, dass sie in drei Wochen seine Frau sein werde.

Den andern Tag kamen die Freundinen ihr Glück zu wünschen, und als sie zum Dorfe hinausschritt, grüßten sie alle: Gott gebe Dir viel Glück Bräutchen! Aber als die jungen Leute ihr zuriefen: Schade um Dich, Victorka, warum gehst Du von uns? da traten ihr die Thränen in die Augen.

* * *

Durch einige Zeit war Victorka heiterer, und wenn sie aufs Feld hinaus mußte, ging sie ohne jene Ängstlichkeit, die sie stets befallen hatte, so lang ihr das Amulet der Schmiedin nicht um den Hals hing und sie noch nicht Braut war. Es war ihr als ob alle Furcht von ihr gewichen wäre, und sie dankte Gott und der alten Schmiedin, die ihr so gut gerathen hatte.

Doch ihre Heiterkeit währte nicht lang.

Eines Tages saß sie mit ihrem Bräutigam nach dem Abendmale im Garten. Sie sprachen von ihrer künftigen Wirthschaft und von ihrer Hochzeit. Da verstummte Victorka plötzlich, ihre Augen waren starr auf den Zaun vor ihr gerichtet und ihre Hände zitterten heftig.

— Was hast Du? fragte ihr Bräutigam verwundert.

Victorka flüsterte ihm zu: Blicke zwischen das Astwerk vor uns, gewahrst Du nichts?

— Ich sehe nichts, und was willst Du dort gesehen haben?!

Mir war so, erwiderte sie ängstlich und leise, als hätte der schwarze Jäger nach uns geblickt.

— Na, warte, dem werden wir ein schnelles Ende machen, rief Tonik, sprang auf und durchsuchte alles; doch umsonst, es war niemand zu sehen. Ich werde ihm doch noch die Suppe versalzen, sagte Tonik;

wenn er auch jetzt noch seine Blicke auf Dich werfen will, soll er es mit mir zu thun haben.

Fang mit ihm keinen Streit an, Anton, ich bitte Dich. Du weißt, Soldat ist Soldat. Mein Vater war selbst in Rothenberg, und wollte sichs was kosten lassen wenn ihn der dortige Officier aus unserem Dorfe versetzen wollte. Allein der sagte, er könne das nicht thun, übrigens sei es ja kein Verbrechen wenn ein Mann auf ein Mädchen sieht. Der Vater hörte die Soldaten dort reden, der Jäger sei aus einem guten sehr vermöglichen Hause, er diene freiwillig und könne sich frei machen wann er wolle. Dir, Tonik, würde es curios ergehen, wenn Du mit so einem anbinden wolltest!

So sagte Victorka, und er mußte ihr versprechen, er wolle den Soldaten Soldaten sein lassen.

Aber mit der Victorka ihrer Ruhe war es jetzt vorbei. Von diesem Abend befiel sie die frühere Beängstigung, und mit so großem Vertrauen sie das Amulet an ihren Busen drückte, so oft sie die unglückseligen Augen in ihrer Nähe wußte, so hörte ihr Herzchen doch nicht auf unruhig zu klopfen.

Victorka ging aufs neue zur Schmiedin. Ich weiß nicht, klagte sie ihr, es ist eine wahre Strafe vom Himmel daſs mir das nichts helfen will was Ihr mir gegeben habt. Ich habe doch in allem Euch gefolgt!

— Laſſ' es nur gut sein, Mädchen, ich werde ihm heimleuchten und wenn er der Antichrist selber wäre. Aber ich muß früher von ihm zwei Sachen haben. Bevor ich mir sie verschafft habe, mußt Du Dich hüten mit aller Macht. Bete zum heiligen Schutzengel und für die armen Seelen im Fegfeuer, für die niemand betet. Wenn Du eine loskaufst, wird sie für Dich beten.

Aber das ist ja das ärgste, klagte Victorka unter Thränen, daſs ich nicht mehr mit ruhigem Gemüthe beten kann!

— Siehst Du, siehst Du, Mädchen, warum hast Du es so lang anstehen lassen, bis es die Macht des Bösen über Dich gewonnen hat! Doch, mit Gottes Hilfe, werden wir diesen Teufel überwinden.

Victorka nahm ihre ganze Seelenstärke zusammen, betete mit Inbrunst, und wenn sich ihre Gedanken wohin verirrten, dachte sie an die Leiden Christi, an die heilige Jungfrau, damit nur die Macht des Bösen von ihr weiche. So überwand sie es einen Tag, zwei Tage.

Am dritten Tage ging sie mit der Sense auf das entlegenste Stück der väterlichen Gründe um Klee zu mähen; dem Knecht trug sie auf, ihr mit dem Karren bald nachzukommen da sie mit ihrer Arbeit rasch fertig sein werde.

Sie ging dahin leichten Schrittes gleich einem jungen Reh, so dass ihr die Leute nachblickten wie schön ihr das stand. So kam sie aufs Feld. Aber nach Hause brachte sie der Knecht auf den grünen Klee gebettet, bleich, verwundet. Sie hatte den Fuß mit einem weißen Tuch umwunden und sie mußten sie vom Wagen heben und ins Haus tragen.

Heilige Jungfrau Maria, jammerte die Mutter, was ist Dir, Mädchen, zugestoßen?

— Ich habe mir in den Fuß einen Dorn getreten, tief hinein, dass ich ohnmächtig wurde. Tragt mich in die Kammer, ich muß mich niederlegen.

Sie brachten sie in ihr Bett, der Vater lief was er konnte zur Schmiedin. Die Schmiedin kam herbeigeeilt wie auf Flügeln und mit ihr, wie es schon geht, ein Hause ungeladener Gevatterinen. Die eine rieth dieses Kräutlein, die andere jenes, die dritte eine Beschwörungsformel, der vierte Rauchwerk; doch die Schmiedin ließ sich nicht irre machen und verordnete für den geschwollenen Fuß Erdäpfelstärke. Dann trieb sie alle anderen Weiber fort, sie wolle allein bei der Victorka wachen und alles werde wieder gut werden.

— Jetzt erzähle mir Mädchen, wie alles gekommen ist! Du bist ja zum Tode erschrocken. Und wer hat Dir denn mit diesem feinen seidenen Taschentuch den Fuß verbunden? Ich habe vor den Leuten lieber geschwiegen, damit diese Klatschschwestern nicht darüber reden.

Wohin habt Ihr es gegeben?

— Du hast es unter Deinem Kopfpolster.

Victorka griff nach dem Tuche, sah die blutigen Flecken darauf an, prüfte den ausgestickten Namenszug, den sie nicht entziffern konnte, und ihre Wangen wurden dabei blaß und roth.

— Mädel, Mädel, Du gefällst mir nicht, was soll ich von Dir denken?!

Denket, dass mich der liebe Gott verlassen hat, dass ich für alle Ewigkeit verloren bin, dass für mich keine Hilfe ist!

— Vielleicht fiebert sie und spricht irre, dachte die Schmiedin, befühlte der Victorka die Wangen, aber die waren kalt. So waren es

auch die Hände, nur die Augen des Mädchens glühten, unverwandt nach dem Taschentuch gerichtet, das sie mit beiden Händen vor sich hinhielt.

Hört, Gevatterin, begann Victorka leise, aber sagt niemandem ein Wort, ich werde Euch alles erzählen. Diese zwei Tage habe ich ihn nicht gesehen, Ihr wisst ja wen ich meine. Aber heute, heute ist es mir fortwährend in den Ohren geklungen als ob mir es jemand zuraunte: Geh in den Klee, geh in den Klee! Ich wusste, es sei eine Versuchung, denn dort pflegt er meistens zu sein, aber es gab mir keine Ruhe, bis ich das Grastuch und die Sense nahm. Auf dem Wege fuhr es mir durch den Sinn, dass ich selbst in die Gefahr laufe, allein immer wieder klang es mir in den Ohren: Geh nur, geh in den Klee! Wer weiß ob er dort sein wird, dachte ich wieder bei mir, was hast Du Dich zu fürchten, der Thomas kommt Dir ja bald nach! So trieb es mich bis ich aufs Feld kam. Ich blickte unter die Bäume, niemand war dort. Nun, wenn er nicht da ist, dann ist's gewonnen. Ich nahm die Sense und begann zu mähen. Da fiel mir ein, ich wolle mein Glück versuchen, ich suchte einen vierblätterigen Klee und dabei dachte ich: Findest Du einen, so wirst Du mit dem Anton glücklich sein! Ich suchte, ich suchte, ich schaute mir die Augen aus, aber nirgends etwas zu finden. Da geschah es dass ich auf den Hang blickte, und wen sah ich dort unter einem Baum sitzen — den Soldaten! Rasch wandte ich mich um, aber dabei trat ich in einen Dorn, der am Wege lag und verwundete mir den Fuß. Ich schrie nicht, aber vor den Augen begann es mir zu flimmern, ich sank zu Boden. Wie im Traume sah ich, wie mich jemand in seine Arme nahm und mich forttrug, bis mich ein heftiger Schmerz zum Bewusstsein brachte. Am Bache kniete der Jäger, er tauchte sein weißes Sacktuch ins Wasser und wand es mir um den Fuß. Der Schmerz plagte mich heftig, in meinem Kopf ging es wie im Kreise, aber ich gab keinen Laut von mir, ich hielt fest die Augen zu. Er legte die Hand auf meine Stirn, er fasste mich an der Hand, mich überlief ein Schauer — aber ich schwieg. Dann ließ er mich los, bespritzte mir das Gesicht, und hob mein Haupt in die Höhe; was konnte ich thun, ich musste doch die Augen aufmachen. . . Ach, meine liebe Gevatterin, diese seine Augen leuchteten auf mich wie Gottes liebe Sonne, ich musste die meinen wieder schließen. Aber was half das alles als er zu mir zu sprechen begann. Ach liebe Gevatterin, Ihr hattet recht dass seine Stimme verzaubert. Noch immer klingen sie in

meinen Ohren, seine Stimme, seine Worte, als er mir sagte dass er mich liebe, dass ich sein Glück bin, seine Seligkeit.

— Was für sündhafte Worte sind das, jammerte die Schmiedin, das sind Teufelsschlingen! Unglückliches Mädchen, was hast Du gethan dass Du ihm glaubtest!

Mein Gott, wie soll man einem nicht glauben, wenn er sagt dass er Euch liebe!

— Das ist leicht sagen, das ist eitle Schwindelei, er will Dich um den Verstand bringen!

Ich habe ihm das auch gesagt, doch er verschwur sich bei Gott und seinem Seelenheil, dass er mich liebe vom Augenblicke da er mich zum erstenmal gesehen und dass er nur darum vermieden habe mich anzusprechen und mir seine Liebe zu gestehen, weil er mich nicht an sein unglückliches Schicksal fesseln wollte, das ihn überall hin verfolgt, das ihn kein irgendwelches Glück genießen lasse. Ach, ich weiß nicht was er mir alles gesagt hat, es war dass mir das Herz zerspringen wollte. Ich glaubte ihm alles, ich gestand ihm dass ich mich vor ihm gefürchtet, dass ich aus bloser Furcht mich verlobt habe; ich sagte ihm dass ich auf meinem Herzen ein Amulet trage, und als er mich darum bat, gab ich es ihm.

— O Du mein heiliger Erlöser, sie gibt ihm das geweihte Amulet, sie gibt ihm ein an ihrem eigenen Leibe erwärmtes Ding! Du bist schon in seiner Gewalt, Gott selbst kann Dich aus seinen Klauen nicht befreien, er hat Dich verzaubert durch und durch!

Er sagte, der Zauber sei die Liebe, an nichts anderes solle ich glauben!

— Freilich, freilich, so heißt es immer, die Liebe! Ich wollte ihm schon sagen was die Liebe ist! Aber jetzt ist ja alles umsonst. Er ist ein Vampyr und er wird Dir das Blut aus dem Leibe saugen, und wenn er alles ausgesaugt hat wird er Dich erwürgen und Deine Seele wird nach dem Tode keine Ruhe haben. Und wie glücklich hättest Du sein können!

Victorka erschrack über die Worte der Schmiedin, aber nach einer Weile sprach sie: Es ist umsonst, ich werde ihm nachgehen, und wenn er mich in die Hölle führte! Es ist umsonst . . . Deckt mich zu, sagte sie nach einer Weile, mich fröstelt.

Die Gevatterin bedeckte sie mit Decken und Polstern wo sie nur welche fand. Doch der Victorka war fortwährend kalt und sie sprach

kein Wort. Die Schmiedin hatte das Mädchen wirklich lieb, und wenn sie ihr auch zürnte, daſs sie das Amulet aus ihren Händen gegeben, so ging ihr doch das Schicksal des Mädels aufrichtig nahe. Von allem was ihr Victorka anvertraut hatte, sagte sie keinem Menschen ein Wort.

* * *

Die Victorka war von diesem Tage wie betäubt. Wenn sie sprach, so waren es unverständliche Worte wie aus dem Traum, sie verlangte sich nichts, sie achtete auf nichts. Die Schmiedin wich nicht von ihrer Seite, sie erschöpfte ihr Wissen und ihre Kunst um dem lieben Mädel zu helfen, doch half alles nichts. Die Eltern wurden trauriger und trauriger, der Bräutigam ging Tag für Tag bekümmerter nach Hause. Die Schmiedin schüttelte den Kopf und dachte sich: Das geht nicht mit rechten Dingen zu; der Soldat hat es ihr angethan, das ist die Sache! Das waren Tag und Nacht ihre Gedanken, und als sie in einer Nacht zufällig aus dem Fenster sah und im Garten einen verhüllten Menschen wahrnahm, dessen gegen das Krankenzimmer gerichtete Augen wie glühende Kohlen leuchteten, da schwur sie bei ihrer Seele daſs sie mit ihrem Verdacht im Rechte war.

Da brachten die Leute eines Tages die Botschaft nach Hause daſs die Jäger den Befehl erhalten hatten den Ort zu verlassen.

Meinetwegen konnten sie alle hier bleiben, sagte der Vater; aber daſs der eine weggeht, ist mir lieber als wenn man mir einen Hunderter gegeben hätte. Den hat uns der Satan hergebracht.

Die Soldaten marschirten ab. In der Nacht darauf war Victorka schlechter als je, so daſs sie um den Priester schicken wollten; doch gegen den Morgen wurde ihr besser, und von da an immer besser, so daſs sie nach einigen Tagen selbst vom Bette aufstand. Die Schmiedin schrieb diese Besserung dem Umstande zu, daſs sie die teuflischen Mächte verlassen hätten; aber sie hörte es doch gern wenn die Leute sprachen: Diese Schmiedin, die ist doch ein Tausendsasa; wenn die nicht wäre, würde die Victorka nicht wieder auf ihre Beine gekommen sein. Und als sie das von allen Leuten sagen hörte, glaubte sie selbst daſs es ihre Kunst war die dem Mädchen geholfen.

Aber noch war das Spiel nicht gewonnen. Victorka konnte zwar wieder gehen, wagte sich auf den Hof hinaus, allein sie kam allen

Leuten wie verändert vor. Sie sprach kein Wort, kümmerte sich um nichts, ihr Blick war wie verloren. Die Schmiedin tröstete zwar alle, das werde sich auch noch geben, und hielt es nicht mehr für nöthig bei ihr zu wachen; der Victorka jüngere Schwester Mařenka mußte wie früher mit ihr in der Kammer schlafen.

In der ersten Nacht setzte sich Mařenka, die ein herzensgutes Mädchen war, zur Victorka ans Lager und fragte sie in einschmeichelnder Weise, was sie denn habe, daſs sie so sonderbar sei, und ob ihr denn etwas fehle?

Victorka sah sie ernst an und sagte nichts.

— Siehst Du, Victorka, ich möchte Dir gern etwas sagen, aber Du darfst nicht böse werden.

Sag' es immerhin, Mařenka!

— Am Abend, als die Jäger abmarschirten . . .

Victorka richtete sich im Bette auf und frug hastig: Die Jäger abmarschirt? Und wohin?

— Fort sind sie, wohin weiß ich nicht.

Gott sei Dank, seufzte Victorka und legte sich wieder auf den Polster.

— Also höre, Victorka, aber sei mir nur nicht böse! Ich weiß daſs Du den schwarzen Jäger nicht ausstehen konntest, und da wirst Du mir es übel nehmen daſs ich mit ihm gesprochen habe.

Du hast mit ihm gesprochen?! fuhr Victorka aufs neue empor.

— Ja, wie hab' ich es ihm verweigern können, da er mich so sehr bat?! Aber angeschaut habe ich ihn nicht ein einzigesmal, ich fürchtete mich vor ihm. Er ist oftmal um das Haus gegangen, ich bin ihm immer ausgewichen, bis er mich im Garten erwischt hat. Er hat mir ein gewisses Kraut gegeben, das soll ich Dir kochen und dann wird Dir besser werden. Ich sagte ihm daſs ich nichts von ihm annehme, ich fürchtete er wolle Dir einen Liebestrank geben. Als ich durchaus das Kraut nicht annehmen wollte sagte er: So thu mir zum mindesten den Gefallen und richte der Victorka aus daſs ich weggehe, aber nie mein Gelöbnis vergessen werde; sie möge auch das ihrige nicht vergessen, bis ich sie wiedersehen werde. Das habe ich ihm versprechen müßen, und jetzt habe ich es Dir ausgerichtet. Aber fürchte Dich nicht, er kommt nicht wieder und Du wirst von ihm Ruhe haben.

Gut Mařenka, gut, Du bist brav, Du hast den Gruß gut ausgerichtet, aber jetzt leg' Dich nieder und schlafe, sagte Victorka und streichelte ihrer lieben Schwester die Wange.

* * *

Als Mařenka am andern Morgen erwachte, war das Bett ihrer Schwester leer. Sie dachte, Victorka sei ihrer gewohnten Arbeit in der Stube nachgegangen, allein sie war nicht in der Stube, nicht im Hof, nirgends in Žernov zu finden. Den Eltern kam dies sonderbar vor, sie sandten zur Schmiedin, aber auch diese wußte nichts von ihr. Die Eltern schickten den Knecht in den Hof des Bräutigams, Toníček kam selbst, er wußte nichts von ihr. Erst als alles suchen vergebens war, fuhr es der Schmiedin heraus: Sie ist dem Soldaten nachgelaufen!

Das ist nicht wahr, schrie der Bräutigam.

Da irrt Ihr Euch, sagten die Eltern, sie konnte ihn ja nicht ausstehen.

— Und es ist doch so und nicht anders, bekräftigte die Schmiedin, und erzählte nun, was ihr Victorka anvertraut hatte. Ihre ist die Schuld nicht, sagte sie, sie konnte nichts dafür, sie hat nur darin gefehlt daß sie sich nicht früher mir anvertraut hat, wo ich noch hätte helfen können. Jetzt ist's zu spät, er hat ihr's angethan, und so lang er will, muß sie ihm nachgehen. Und wenn Ihr jetzt gleich sie aufsuchen und nach Hause zurückführen wolltet, sie würde ihm von neuem nachlaufen.

Ich werde doch um sie gehen, sagte der Vater, mag es nun wie immer sein, sie war doch immer eine brave Tochter, sie wird sich's sagen lassen.

Ich gehe mit Euch, sagte Tonik.

Du bleibst zu Hause, sprach der Bauer entschieden. Wenn der Mensch im Zorn ist, weiß er sich keinen Rath, Du könntest leicht ins Kastel[1]) oder in den weißen Rock kommen. Wohin würde das führen? Du hast in der letzten Zeit genug ausgestanden, auch mit uns. Bereite Dir keine neuen Schmerzen! Deine Frau kann sie doch nicht werden, das mußt Du Dir aus dem Kopf schlagen. Willst Du noch ein Jahr auf die Mařenka warten, so gebe ich sie Dir, die ist die gute Stunde

[1]) Gefängnis.

Ich hätte Dich gern als Sohn, doch nöthigen werde ich Dich nicht, thu wie es Dir Deine Vernunft eingibt.

Alle weinten, doch der Vater tröstete sie: Vergießet keine Thränen, das nützt nichts; bringe ich sie nicht nach Hause, so müßen wir sie Gott befohlen sein lassen.

Der Vater begab sich auf den Weg, erkundigte sich überall, ob sie eine Person von diesem und diesem Aussehen gesehen hätten, beschrieb sie vom Kopf bis zu den Füßen, aber niemand wollte etwas von ihr wissen. In Josephstadt sagte man ihm, die Jäger seien nach Königgrätz gezogen. In Königgrätz erfuhr er, der schwarze Jäger sei zu einer andern Truppe gekommen und er habe ganz austreten wollen; wohin er gekommen, konnte ihm niemand sagen, und die Victorka hatte keiner gesehen. Einige riethen ihm sich an die Behörde zu wenden, aber mit dieser mochte der Bauer nichts zu thun haben. Ich will nicht, sagte er, dass sie meine Tochter wie eine Landstreicherin auf dem Schub nach Hause schicken und die Leute mit den Fingern auf mich zeigen. Diese Schande will ich ihr und mir nicht machen. Wo sie immer sein mag, sie ist in Gottes Schutz, ohne dessen Wissen kein Haar von unserm Haupte fällt. Soll sie zurückkommen, so wird sie zurückkommen; soll sie nicht, so sei sie Gott befohlen. Auf dem Marktplatz ausrufen lasse ich sie nicht . . .

Dabei blieb es. Den Soldaten, der von der Compagnie des schwarzen Jägers in seinem Hause einquartirt gewesen, bat er, falls er die Victorka finde oder über sie etwas auskundete, sie wissen zu lassen dass ihr Vater sie gesucht habe; wenn sie zurückkehren wolle, möge er für Geld und gute Worte einen Menschen dingen der sie in die Heimat brächte.

Der Soldat versprach es ihm gern, denn er hatte im Hofe des Mikesch gute Zeiten gehabt.

Der Bauer kehrte heim, in seinem Gewissen beruhigt dass er alles gethan hatte sein verlornes Kind aufzusuchen. Alle weinten um sie. Sie ließen für sie beten und Messen lesen, es war von ihr nichts zu sehen und zu hören, sie war ihnen wie eine Verstorbene.

* * *

Es war ein Jahr vergangen. Da brachten Schäfer zu Mikesch die Nachricht, sie hätten im Herrenwald eine weibliche Gestalt gesehen,

gerade so groß und mit so schwarzem Haar wie die Victorka. Sogleich rannten die Hausleute in den Wald, durchsuchten ihn kreuz und quer, doch von einer Victorka keine Spur.

Ein herrschaftlicher Forstjunge nahm sich vor sie aufzusuchen, und richtig gewahrte er gleich am ersten Tag auf dem Hange nächst dem Mikeschischen Kleefeld unter zwei in einander verwachsenen Tannen eine weibliche Gestalt mit aufgelösten Haaren sitzen. Der Jägerbursche hatte die Victorka vordem in der Blüthe ihrer Schönheit gesehen, allein in dieser verwahrlosten verkommenen Erscheinung hatte er Mühe sie wieder zu erkennen. Sie hatte einen städtischen Anzug, der sicher einmal nobel war; doch zerrissen und zerfetzt hing er jetzt an ihrem Leib. An ihrer Gestalt war zu erkennen dass sie daran war Mutter zu werden.

Der Jäger schlich sich mit leisen Schritten davon und berichtete bei Mikesch was er gesehen. Die Eltern gaben sich in heftiges Weinen: warum hatte sie nicht lieber Gott zu sich genommen! Doch was war zu thun? Es wurde beschloßen ihr aufzupassen, wohin sie gehe, wo sie schlafe, man wolle sie nachgibig und zahm machen.

Eines Abends kam sie nach Žernov, ganz nahe zu dem Anwesen ihrer Eltern und hockte sich im Garten unter einen Baum, sie hielt ihre Knie mit beiden Händen umschlungen, stützte ihren Kopf darauf und glotzte stier auf einen Punkt. Die Mutter wollte zu ihr gehen, doch da raffte sie sich schnell auf, überkletterte den Zaun wie eine Katze und fort war sie im Wald.

Der alte Förster, ein Freund ihres väterlichen Hauses, rieth, man solle unter die Tannen Speisen und einige Stücke Gewand legen, vielleicht werde sie es merken. Als man am andern Tage wiederkam, fehlte von den Speisen nur ein Laib Brod, von den Kleidern ein Hemd, ein Weiberrock und ein Leibl. Das andere blieb noch bis zum dritten Tage liegen, wo man es auflas, damit es nicht in unrechte Hände komme.

Lang brachte man nicht heraus wo sie ihre Nächte zubrachte. Da entdeckte der Jägerbursch, der von Zeit zu Zeit auf der Lauer war, ein Erdloch unter drei Tannen, wo man vielleicht vor Zeiten Steine gebrochen hatte; der Zugang war hinter Strauchwerk verborgen und überdies war allerhand Reisig vorgelegt, zweifelsohne von ihrer Hand. Es hatten kaum zwei Menschen darin Platz und ihr Lager bestand aus etwas Moos und trockenem Streu.

Verwandte und Fremde, vor allem ihre Angehörigen, ihr Vater, dessen Augapfel sie gewesen war, und ihre jüngere Schwester, jetzt schon Braut mit Tonda Šima, passten ihr auf; sie würden sie angesprochen und gern in's elterliche Haus geführt haben. Doch es war alles vergeblich, sie wich ihren Leuten aus und war bei Tag nur selten zu sehen.

Als sie wieder einmal abends in dem väterlichen Garten sich niederließ, kam die Mařenka leise heran und bat sie mit ihrer liebevollen Stimme: Komm Victorka, komm mit mir in die Kammer, wo wir schon so lang nicht mit einander geschlafen haben, mir bangt nach Dir, und uns allen, komm mit mir!

Victorka blickte sie an, ließ sich bei der Hand nehmen und in die Stube führen. Doch mit einemmal verzog sich ihr Gesicht und fort war sie.

* * *

In einer mondhellen Nacht stand der Jägerbursche auf dem Anstand am Berghang nächst der alten Bleichstätte, an welcher der Mühlgraben vorbeifloß. Da sah er die Victorka aus dem Walde kommen, sie trug etwas in den Armen, hielt den Kopf nach vorn gebeugt, und lief mit ihrem leichten Schritt dass man glauben konnte sie berühre den Boden kaum. Sie lief geraden Weges zu dem Durchlass bei dem Wehr, warf dort das Ding, das sie getragen, in die Flut und brach dann in ein Lachen aus das dem jungen Jäger die Haut schaudern machte. Sein Hund begann zu heulen. Doch Victorka achtete nicht darauf, bei dem starken Rauschen des Wassers vernahm sie es wohl nicht; sie setzte sich auf die Balken nächst dem Durchlass und begann ein Lied, wie es Mütter vor der Wiege zu singen pflegen:

Schlaf, Kindlein, schlaf
Schließ die Äuglein Dein,
Herrgott wird mit Dir schlafen,
Engelein werden Deine Wiege schaukeln,
Schlaf, Kindlein, schlaf!

So saß sie bei zwei Stunden da und sang in einem fort, und ihr Lied tönte so ungeheuer wehmüthig dass es dem Jägerburschen durch Mark und Bein ging. Und von da an war sie Abend für Abend bis in die Nacht hinein bei dem Wehr und sang ihr schauriges Wiegen-

lied. Als man sie wieder einmal erblickte, war sie schlanken Leibes. Ihre Mutter entsetzte sich, allein was ist die That einer Geistesgestörten!

Im Sommer näherte sich Victorka selten dem Gehöfte. Doch im Winter, wenn sie der Hunger peinigte, kam sie, wie ein hungriges Vöglein heranfliegt, pochte leise an die Thüre oder klopfte ans Fenster und hielt die Hand hin; wenn man ihr dann Brod oder etwas anderes gab, entfernte sie sich still und schweigend. Die Kinder, die im Schnee die blutigen Spuren ihrer Füße sahen, liefen ihr nach und riefen: Komm zu uns, Victorka, die Mutter wird Dir Patschen[1]) geben! Doch Victorka wandte sich nicht um und lief in den Wald.

In Sommerszeit stand sie oft stundenlang unter einer Eiche am Rande des Waldes und blickte unverwandten Blickes auf das Wehr hinab. Sie war immer blaß, das einst wunderschöne schwarze Haar hing ihr wirr und aufgelöst um das Gesicht und den Rücken hinab, ihre Augen braunten wie Kohlen. Immer hatte sie Blumen, entweder ein Sträußchen in der Hand oder ein Büschel an ihrem Leibl, Veilchen, Primeln, Glockenblumen, Quendel und was sonst der Wald und die Jahreszeit brachten. Wenn sie dann Kinder sah, reichte sie ihnen eine Hand voll, aber sprach dabei kein Wort. Wußte sie was sie that, oder gab sie es nur mechanisch, instinctmäßig, wer konnte das sagen?

Als Mařenka mit dem Tonda Hochzeit hielt, kam Victorka in den Hof — war es Zufall, oder hatte sie es irgendwie erfahren? —, sie trug Blumen bei sich, die sie, als sie die Schwelle betrat, in die Hausflur warf. Die Mutter kam weinend herbei, brachte ihr Kolatschen und was es gutes im Hause gab; doch Victorka machte kehrt und lief davon . . .

* * *

Zwei Jahre darauf erkrankte der Vater schwer. Er liebte seine Tochter inniglich und ihr Schicksal ging ihm schwer zu Herzen. Tonda und sein junges Weib hätten sie gern an sein Lager gebracht, aber sie wußten nicht wie sie es anstellen sollten. Der Vater konnte nicht sterben, und alle waren der Überzeugung, *eines* laste schwer auf ihm. Da war es wieder der gute Jägerbursche, der Rath schaffte. Er fand sie auf ihrem gewöhnlichen Sitz unter den Tannen, ging an ihr vorbei als ob

[1]) Bačkory = Winterschuhe, Flechtschuhe.

er sie nicht beachte, warf aber dabei die Worte hin: Victorka, Dein Vater liegt im sterben, Du könmtest nach Hause gehen!

Sie that als ob sie es nicht hörte. Er ging in den Hof, um es den Hausleuten zu sagen. Er sprach mit der Mařenka davon, als auf einmal der Knecht rief: Die Victorka ist im Garten! Mařenka hieß alle sich verborgen halten um sie nicht scheu zu machen und ging hinaus zu ihrer Schwester. Eine Weile darauf führte sie sie an der Hand in die Kammer, wo der Vater lag. Sie spielte mit den Himmelschlüßeln[1]) die sie trug, und ihre schönen, aber irren Augen ruhten gesenkt auf den Blumen. Mařenka führte sie wie man einen Blinden führt. In der Kammer war es still. Zu Füßen des Bettes kniete die Mutter, bei ihr der einzige Sohn. Der alte Mann lag regungslos, die Arme über der Brust gekreuzt, die Augen zum Himmel gerichtet, wie wenn er schon nicht mehr der Erde angehörte. Mařenka führte die Schwester bis hart an das Lager, der Sterbende sah nach ihnen auf und ein seliges Lächeln verklärte sein Antlitz, er wollte die Hand erheben, aber konnte nicht. Victorka mochte glauben er verlange nach etwas und legte ihm die Blumen in die Hand, er blickte sie noch einmal an, seufzte tief auf, und er hatte ausgerungen. Die Mutter ergab sich in lautes schluchzen, und wie das die Victorka hörte, blickte sie wild um sich und war zur Thür hinaus.

* * *

Einmal trug sich etwas ungewöhnliches zu. In den Ort kam ein herrschaftlicher Schreiber, an dem das auffallendste sein üppiges blondes Haar war. Er hatte einen deutschen Namen, den sich die Mädchen im Dorfe nicht merken konnten; er hieß bei ihnen nur Zlatohlávek = Goldhaar. An einem heißen Tage ging er über die Wiese nächst dem Hang auf welchem Victorka zu weilen pflegte. Er hatte seine Mütze vom Kopfe genommen und sein Haupthaar schimmerte in der Sonne. Da stürzte mit eins die Victorka hervor, warf sich in seine Haare und riss und zauste an ihnen dass der arme Bursch um Hilfe rief, denn er konnte sich ihres rasenden Wesens nicht erwehren. Sie war nicht zu halten, sie biß ihn in die Hände, sie schrie wild: Hab ich Dich endlich in meiner Macht, Du Schlange, Du Teufel! Ich zerreiße Dich, gib

[1]) petrklíč = primula officinalis.

mir meinen Buben heraus, wohin hast Du ihn gebracht, Du Teufel, Du Teufel! Der Schreiber strengte alle Kräfte an, sich von ihr loszumachen, doch sie war nicht zu bändigen. Die Leute von den Feldern liefen herbei, als sie diese Balgerei sahen, und nur mit großer Mühe gelang es ihnen, ihn ihr zu entreißen. Sie wollten sie festnehmen, doch sie warf sie alle zurück, lief in den Wald und warf mit Steinen nach ihnen, wobei sie gotteslästerlich schimpfte und fluchte. Der Schreiber verfiel von dem ausgestandenen Schrecken in eine schwere Krankheit und erreichte es, als er genas, dass er an einen andern Ort versetzt wurde.

* * *

Jahre vergingen. Auch die Mutter starb hinweg, Mit der Victorka blieb es beim alten. Ihre Hausleute, die Nachbarn im Dorfe hatten sich an ihr Wesen gewöhnt, sie wussten dass daran nichts zu ändern war.

Auf dem elterlichen Hofe waltete der Sohn, ein braver Mensch, mit seiner Frau, die ihm zwei Mädchen und einen Knaben geboren hatte. Sie hatten die uralte Großmutter im Hause. Sie half in der Wirthschaft wo sie konnte, aber das liebste waren ihr die Kinder die mit rührender Zärtlichkeit an ihr hingen. Sie kannten alle die Geschichte der Victorka, die ihr manchmal im Walde begegneten und Blumen nach Hause brachten die ihnen die Wahnsinnige schweigend in die Hand gedrückt hatte.

So war es wieder einmal nach dem Winter. Es war ein schöner Tag, aber die Gegend lag noch in den Fesseln der rauhen Natur. Die Großmutter, eigentlich Urgroßmutter, ging mit den Kindern ins Freie. Da sahen sie am Hang die Victorka stehen. Sie war an einen Baum gelehnt, die krausen Haare hingen ihr thaufeucht in das Gesicht, das Kleid zerrissen, wie man es bei ihr gewohnt war, die Brust offen, die schwarzen Augen, die von wildem Feuer brannten, fest auf die Sonne gerichtet, in der Hand Himmelschlüßelblumen.

Weiß der Himmel, wo sie die in so früher Jahreszeit gefunden hat, sagte Großmütterchen, sie kennt alle Winkel des Waldes!

Die Kinder liefen zu ihr, Victorka aufgeschreckt raffte sich zusammen und wollte entfliehen, doch das eine Mädchen lief ihr nach und bat: Sei so gut, Victorka, gib mir die Blumen! Sie hielt an und gab sie ihm, schweigend und ohne aufzuschauen. Dann verzerrte sich ihr Antlitz und wie ein Pfeil war sie auf und davon.

Es kam ein heißer Sommer, es gab ein Gewitter nach dem andern, Victorka sah mit der Freude eines unbedachten Kindes die Blitze zucken und jauchzte in den Sturm hinein. Der herrschaftliche Jäger, nun schon ein gemachter Mann, sah sie in dem Unwetter unter einem Baum stehen, rief sie an und warnte sie. Aber sie lachte nur dazu, rührte sich nicht vom Flecke.

Da kam an einem dunklen schwülen Tage ein Gewitter herangezogen, ärger als alle frühern, und entlud sich mit solcher Heftigkeit über der ganzen Gegend, daſs die Leute in den Häusern zitternd sich bekreuzigten, voll trüber Ahnung, welche Verheerungen an Hab und Gut ihrer warteten.

Der Jäger ging am andern Morgen durch den Wald, um nachzusehen welche Schäden der Wolkenbruch und die Blitze, die wiederholt von einem furchtbaren Donner begleitet in die Bäume eingeschlagen hatten, in seinem Revier angerichtet hatte; aber er fürchtete auch für die arme Victorka mit ihrer wahnsinnigen Tollkühnheit. Er kam in die Nähe des Strauchwerks, das den Eingang zu ihrem Unterschluf verbarg. Da sah er durch das Gezweige etwas am Boden liegen, er konnte nicht unterscheiden was es war. Er rief, keine Antwort. Er blickte zu den beiden Tannen oberhalb der Höhle empor, unter denen er die Wahnsinnige oft stehen gesehen hatte, man hatte von dort einen weiten Ausblick. Rinde und Äste waren wie von einem jähen Streiche aufgewühlt und zum Theil verbrannt, unverkennbar hatte der Blitz in sie eingeschlagen. Vor Schrecken am ganzen Leibe zitternd trat er der Höhle näher, bog die Sträuche auseinander — da lag Victorka, ihre Glieder waren schon kalt, von der Schulter bis zu der Ferse waren die Kleider auf der linken Seite verbrannt.

Der Forstmann ließ den Körper in die nahegelegene Mühle schaffen, und schnell verbreitete sich die Kunde in der ganzen Gegend. Gott hat sie zu sich genommen, sagten die Leute, sie hat zu schwer gebüßt, daſs ihr nicht längst vergeben sein sollte! Alle bedauerten sie und gönnten ihr den Tod, noch dazu einen solchen Tod, den der Himmel nur wenigen beschert!

Im Gartenhaus der Mühle bahrten sie die Leiche auf, die Wände des Innenraumes waren mit Reisig ausgelegt, in der Mitte stand der einfache Sarg, aus unbehauenen Birkenstämmen gezimmert, die gute Müllerin hatte ein Todtenhemd hergegeben, und so lag die Victorka,

die Arme unter der Bruſt ineinander gelegt, die Stirn von einem Kranz von Karthäuſernelken umwunden, das Haupt auf weiches Moos gebettet, zu Häupten flammte ein Lämpchen, zu den Füßen ſtand ein Gefäß mit geweihtem Waſſer und einem Sprengwedel aus Kornähren. Großmütterchen und die Kinder, ſo auch andere Dorfleute, brachten friſche Blumen welche die Müllerin um die Leiche herumlegte, die Verſtorbene hatte ja ihr Leben lang Blumen ſo ſehr geliebt! Großmütterchen wand ihr einen Roſenkranz um die ſtarren Hände.

Das war jetzt nicht die unbändige Victorka mehr, wie man ſie gleich einem ſcheuen Wild von Zeit zu Zeit geſehen. Ruhig und ſtill lag ſie da, die ſchönen Augen mit dem unheimlichen Glanz geſchloßen, das ſonſt wirre Haar ſorgfältig gekämmt und geordnet, die marmorne Stirn, die Wangen, die ſo oft ein häſslicher Zorn verzerrt hatte, ſtill und ruhig, um die Lippen ein bitteres Lächeln, Ausdruck des jähen Schreckens der ſie gefällt hatte.

Armes Kind, ſagte Großmütterchen leiſe; niemand kann Dir erſetzen was Du gelitten haſt; wer es verſchuldet hat, Gott wird ihn richten, Du biſt in den Frieden eingegangen! . .

* * *

In dem romantiſchen Rieſenburger Thale liegt ein kleiner Friedhof vor einem Kirchlein, das vor Zeiten ein Gutsherr nach einem Gelübde zum Dank für die Geneſung ſeiner gefährlich erkrankten Tochter hatte bauen laſſen. Dort beſtatteten ſie die arme Victorka in einem einfachen Grabe. Der Jäger pflanzte eine Tanne hin, den Baum, den ſie ſo ſehr geliebt, und unter deſſen Zweigen ſie zuletzt den Tod gefunden hatte . . .

In der Gegend hört man noch zu Zeiten ein Lied, in welchem eine von Großmütterchens Enkelinen, die ſpäter eine gefeierte Dichterin wurde, das beweinenswerthe Schickſal der armen Victorka beſungen hat.

Zum Regierungs-Jubiläum Sr. Majestät des Kaisers

im Jahre 1898.

Das kommende Jahr, das des fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät des Kaisers, wird für jeden der für sein Vaterland und den obersten Hüter der Ehre und des Ruhmes desselben fühlt — und wir sind Österreicher und wollen bei keinem unserer Mitbürger auf ein anderes als das warmherzigste Gefühl treuer Vaterlandsliebe rechnen —, für jeden Einzelnen, jede Vereinigung, jedes Land, das ganze Reich eines von hoher Bedeutung sein.

In der Kundgebung der innigen treuen verehrungsvollen Liebe zu dem Herrscher stehen die vielstämmigen Länder die der Österreicher bewohnt in Einigkeit zusammen, und eingedenk der Tugenden, die ihm sein größter vaterländischer Dichter zuschrieb als er von ihm sagte:

Allein was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der off'ne richt'ge Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor jeden —.

werden in diesem freudigen Anlasse tausend Thaten ihren Ursprung finden lassen die, als ein Zeichen der Liebe dem Monarchen geweiht, dem Lande Segen bringen werden.

In welche Formen die Liebe aber ihre Weihegeschenke kleiden mag, die edelste, die der poetischen Gaben wird in unseren sangesfrohen Landen viele und auch reiche Blüthen zeitigen.

Der Österreichische Volksschriften-Verein, der seinen vermittelnden Dienst im Geistesleben der Nationen des Kaiserstaates bereits ein halbes Jahrhundert versieht und dessen Gründungsjahr mit dem der Thronbesteigung Sr. Majestät des Kaisers zusammenfällt, wüßte keine bessere Aufgabe für sein eigenes Jubiläumsjahr zu finden als den poetischen Blüthen, die in der belebenden Wärme und der begeisterten Liebe für den Landesherrn heranreifen, in seinem Jahrbuche eine würdige Stätte der Aufnahme zu bereiten.

Zur Durchführung dieses Gedankens hat derselbe beschlossen in erster Linie Gedichte, sowie auch Aufsätze in Prosa, welche einen Rückblick oder eine Betrachtung der vielseitigen und segenbringenden Thätigkeit des jubilirenden Monarchen zum Gegenstande haben, in seinem Jahrbuche pro 1898, zu einer passenden Sammlung vereint, erscheinen zu lassen.

Jene Autoren, welche an diesem Werke sich zu betheiligen die Absicht haben, belieben ihre bezüglichen Arbeiten bis längstens Ende März 1898 unmittelbar an den Österreichischen Volksschriften-Verein, I. Salvatorgasse 12, einzusenden. Hierbei muß jedoch bemerkt werden dass die erhebliche Zahl der bereits in Aussicht gestellten Beiträge nicht gestattet dass einzelnen derselben ein zu großer Raum zugewiesen werde, und sollen daher insbesondere die Aufsätze in Prosa einen solchen von mehr als einem halben Druckbogen nicht in Anspruch nehmen.

Die Arbeiten selbst brauchen nicht gefertigt zu sein, jedoch wird ersucht ein Schreiben beizuschließen, welches genügende Angaben enthält, die den brieflichen Verkehr des Präsidiums des Vereines mit dem Autor, sowie Beantwortung aller die Wahl und Behandlung der besonderen Themen betreffenden Anfragen ermöglicht.

Wien, 20. November 1897.

Der Präsident
des
Österreichischen Volksschriften-Vereins.

Vereins-Mittheilungen.

Rechenschaftsbericht.

Am 24. April 1897 fand die 50. General-Versammlung des unter dem Höchsten Protectorate Seiner k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV. Großherzogs von Toscana stehenden Österreichischen Volksschriften-Vereines statt.

Der Vorsitzende Se. Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert begrüßte die Anwesenden in nachstehender Weise:

Hochverehrte General-Versammlung!

Indem ich die p. t. Versammelten willkommen heiße und die 50. General-Versammlung des unter dem Höchsten Protectorate Sr. k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV. Großherzogs von Toscana stehenden Österreichischen Volksschriften-Vereines für eröffnet erkläre, stelle ich zuerst an die Herren Generalstabsarzt Dr. Ernst Chimani und Commandeur bei St. Karl Joseph Dobner das höfliche Ersuchen, die Verificirung des Protocolles über die diesjährige General-Versammlung gütigst übernehmen zu wollen.

Schmerzlich berührt gebe ich zuerst die Namen jener Vereins-Mitglieder bekannt, welche unserem Vereine im Laufe des vergangenen Jahres durch den Tod entrissen wurden und zwar die Herren und Frauen:

Aloys Hauser, k. k. Baurath in Wien;
Johann Handl, Pfarrer in Stadlau;
Hermann Manz, k. u. k. Hof-Buchhändler in Wien;
Therese Migotti, k. u. k. Hoflieferanten-Witwe in Wien;
Rudolf Lechner, Pfarrer in Neusiedl a. d. Zaya;
M. Lorenz, bürgerlicher Handelsmann;
Karl Otto Ritter von, k. k. Regierungsrath i. R. in Dresden;
Friedrich Simony, k. k. Universitäts-Professor in Wien.

Den so eben genannten verstorbenen Vereins-Mitgliedern widmen wir ein trauerndes Andenken und zum Ausdrucke desselben ersuche ich die geehrte Versammlung sich von den Sitzen zu erheben (es geschieht).

Im Stande der Vereins-Mitglieder kamen im abgelaufenen Jahre nachstehende Veränderungen vor:

Vom vorigen Jahre sind verblieben	514	Mitglieder
Zugewachsen sind	33	„
Summe	547	Mitglieder

Hievon sind:

gestorben	8	Mitglieder
ausgetreten	9	„
Summe des Abganges	17	Mitglieder
Verbleiben daher am heutigen Tage	530	Mitglieder

Im Laufe des Vereinsjahres 1896 fanden 4 Ausschuß- und 4 Directions-Sitzungen theils unter meinem theils unter dem Vorsitze eines der Herren Vice-Präsidenten statt, in welchen Sitzungen folgende wichtige Vereinsangelegenheiten berathen, beziehungsweise zum Beschluße erhoben wurden:

Aus Anlaß des fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläums Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. im Jahre 1898 wurde beschloßen, die Herausgabe einer auf dieses Jubiläum bezughabenden, mit Portraits Ihrer k. und k. Hoheiten des durchlauchtigsten Herren Erzherzogs weiland Franz Karl und unseres durchlauchtigsten Protectors Ferdinand IV. Großherzogs von Toscana geschmückten Broschüre in Angriff zu nehmen und dieselbe nach Vollendung sowohl an die Mitglieder als auch an Lesezirkel, Schulen, Spitäler, Vereine etc. unentgeltlich zu vertheilen.

Über gestellten Antrag wurde beschloßen, jene Vereins-Mitglieder, welche eine Function beim Vereine ausüben, während dieser Functionsdauer zu Ehrenmitgliedern des Vereines nicht zu ernennen.

In der Ausschuß-Sitzung am 5. Mai 1896 wurde die Wahl von 10 Directions-Mitgliedern vorgenommen und es erschienen als gewählt die p. t. Herren:

Anton Böhm,
Rudolf Brzezowsky,
Franz Dohnel,
Dr. Karl Herrdegen,
Franz Kleindienst,
Johann Panholzer,
Wilhelm Rauscher,
Dr. Franz Riefler,
Franz Xaver Schuch,
Dr. Hans Maria Truxa.

Sodann wurden in der Directions-Sitzung am selben Tage die Herren Anton Böhm als erster und Dr. Hans Maria Truxa als zweiter Vereins-Vice-Präsident gewählt.

Es wurde beschloßen ein Comité bestehend aus fünf Herren und zwar: Dr. Karl Herrdegen, Dr. Hans Maria Truxa, Ludwig Gall, Aloys Kirsch und Monsgr. Johann Panholzer, gelegentlich zu einer Sitzung einzuberufen, welches Comité über die Herausgabe einer Broschüre zum Kaiser-Jubiläum näher zu berathen hätte.

Sodann wurde der Antrag gestellt, der Verein möge sich an die hohen k. k. Ministerien sowie an den Bürgermeister von Wien mit der Bitte wenden, die Herausgabe der oberwähnten Schrift mit Geldmitteln unterstützen zu wollen, welcher Antrag angenommen wurde.

Es wurde ferner beschloßen, von nun an nebst dem Jahrbuche annoch leichtfaßliche, belehrende und den Geist erheiternde Schriften herauszugeben und derlei Schriften an die weitesten Volksschichten theils unentgeltlich, theils um den Anschaffungspreis abzusetzen. Dieser Beschluß wurde bis jetzt theilweise durch Herausgabe der Broschüren „Über den Nutzen und die Art populärer Volksschriften" und „Vom Arbeiten" in Vollzug gesetzt.

In den Ausschuß-Sitzungen am 20. März und 20. October 1896 wurde beantragt und beschloßen, nachstehende Volksschriften anzukaufen und unentgeltlich zu vertheilen und zwar:

1. Über Historiker Maurer,
2. Der Volksverderber,
3. Ein Vorbild christlicher Gesinnung und
4. Biographie des Leopold Chimani à je 25 bezw. 50 Exemplare, welcher Beschluß thatsächlich in Ausführung gebracht wurde.

Bezüglich der bei der heutigen General-Versammlung stattzufindenden Wahl von zehn Ausschuß-Mitgliedern an Stelle der alljährlich Austretenden wurde beantragt und beschloßen, die Austretenden zur Wiederwahl in Vorschlag zu bringen.

In Erwägung des Umstandes, daß der Verein theils durch den Tod theils durch freiwilligen Austritt viele Mitglieder alljährlich verliert, wurde an die Ausschuß- und Directions-Mitglieder das Ansuchen gestellt, die im Mitgliederstande entstehenden Lücken durch Werben von neuen Mitgliedern möglichst decken zu trachten und dem Vereine dadurch die Möglichkeit zu bieten, seine Thätigkeit und Leistungen in gewohnter Weise auch weiter fortsetzen zu können. Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, die beim Werben von Mitgliedern stets rege Thätigkeit des zweiten Vereins-Vicepräsidenten Kais. Rathes Dr. Truxa besonders hervorzuheben und demselben hiefür mit Zustimmung der geehrten Versammlung den wohlverdienten Dank hiermit zum Ausdrucke zu bringen.

Auf die Leistungen des Vereines zurückkehrend, bringe ich der verehrten General-Versammlung zur geneigten Kenntnisnahme, dass der Verein im abgelaufenen Jahre Bücher gratis überlassen hat und zwar:

Der Centralleitung des katholischen Schulvereines in Wien .	35
Dem Vereine vom heiligen Vincentius in Wien	35
Der Pfarr-Bibliothek in Erdberg	34
Dem christlich-socialen Arbeiter-Verein in Wien .	40
Der Pfarrgruppe zum heiligen Agapitus des katholischen Schulvereines in Kremsmünster	42
Der Volksschulleitung in Allentgschwend	38
Der Pfarr-Bibliothek in Edlitz	40
Dem Blinden-Institute in Brünn	40
Dem Militair-Caplan D. R. Zháuel in Hainburg	15
Der Häftlings-Bibliothek des k. k Bezirks-Gerichtes in Mährisch-Kromau	38
Der Volks-Bibliothek in Auersthal	42
Dem katholischen Fortbildungs-Vereine in St. Martin bei Weitra	36
Dem katholischen Arbeitervereine in Deutsch-Liebau .	38
Der deutsch-confessionellen Schule in Johannesberg bei Slatina in Slavonien	46
Dem christlich-socialen Arbeiter-Vereine in Wien VI. Bezirk	46
Dem Herrn Pfarrer P. Ludwig Plaßl in Grafenfulz	46
Dem katholischen Jünglings-Verein St. Aloysius in Wien XVI. Bezirk	42
Dem k. k. Bezirks-Gerichte in Floridsdorf für die dortige Häftlings-Bibliothek	40
Der Schul-Bibliothek in Zwischenbrücken	48
Den Lesezirkeln	25
Sonstigen Privatparteien	42
Summe der Bücher und Hefte . .	808

wofür dem Vereine zahlreiche Dankschreiben zugekommen sind.

Ferner gebe ich bekannt, dass die Rechnungs-Revision und die Cassa-Scontrirung pro 1896 am 9. und 15. März l. J. durch die Herren Rechnungs-Revisoren Franz Kleindienst und Alexander Schaumburg vorgenommen und sowohl die Rechnungen als auch die Cassabestände in Ordnung gefunden wurden, für welche Mühewaltung ich den genannten Herren den wärmsten Dank ausspreche.

Die im Laufe des Jahres 1896 eingelaufenen Geschäftsstücke wurden sämmtlich ordnungsmäßig der Erledigung zugeführt.

Bezüglich des Kanzlei-Personales habe ich der geehrten Versammlung zur Kenntnis zu bringen, dass der seit 1884 als Vereins-Secretär angestellt gewesene Ministerial-Hilfsämter-Directions-Adjunct, nunmehr Director Herr Andreas Szelc diesen Dienst gekündigt hat und mit 31. März 1897 ausgetreten ist.

Ich kann diesem gewissenhaften, aufmerksamen, eifrigen, kurz nach jeder Richtung pflichtgetreuen gewesenen Beamten unseres Vereins nur das glänzendste Zeugnis ausstellen, ich bringe damit die gleiche Überzeugung des Directoriums und des gesammten Ausschußes zum Ausdruck und erlaube mir die hochansehnliche Versammlung aufzufordern, ihm den bestverdienten Dank durch Aufstehen von den Sitzen zuzuerkennen. (Geschieht.)

Auch dem Eifer, der Umsicht und Pünktlichkeit des Herrn k. k. Finanz-Concipisten Dr. Max Bauer, welchem die Cassa-Controle, des Herrn k. k. Kanzlei-Officials Heidrich, welchem die Buch- und Rechnungsführung anvertraut ist, sowie dem jetzigen Vereins-Secretair Herrn k. k. Kanzlisten Ludwig Hacker kann ich nur vollste Anerkennung aussprechen.

Indem ich für die von Seite Ihrer Majestäten als auch unseres erhabenen Vereins-Protectors und den Mitgliedern des Allerh. Kaiserhauses, sowie von Seite der hohen k. k. Ministerien, Behörden und vielen hochgestellten Persönlichkeiten und Gönnern dem Verein zutheil gewordenen namhaften Unterstützungen im Namen des Vereines und der hochgeehrten General-Versammlung den tiefgefühlten Dank zum Ausdrucke bringe, der Kais. Akademie der Wissenschaften für die geneigte Überlassung dieses Saales zur Abhaltung der heutigen General-Versammlung bestens danke und die Mühewaltung der Herren Anton Böhm, Dr. Carl Herrdegen, Dr. Hans Maria Truxa, Julius Kundi und J. E. Fliedl für die besorgten Tendenz-Prüfungen der im diesjährigen Jahrbuche erschienenen Aufsätze vollkommen anerkenne, schließe ich meinen Bericht und ersuche den Vereins-Buch- und Rechnungsführer Herrn Karl Heidrich, den Bericht über die Gebahrung mit den Vereinsmitteln vorzutragen.

Hochverehrte Versammlung!

Unter Hinweis auf den mittels der Einladung zur diesjährigen General-Versammlung Ihnen zugesendeten Abschluß der Vereins-Rechnungen für das Solarjahr 1896 erlaube ich mir über den Stand der ordentlichen Vereinsmitglieder, über die Gebahrung mit dem Vereinsvermögen und über die dem Vereine im Jahre 1896 zugeflossenen außerordentlichen Jahresbeiträge folgendes zu berichten:

Laut des vorjährigen ähnlichen Berichtes vom 28. April 1896 betrug die Zahl der ordentlichen Vereinsmitglieder 514;
zugewachsen sind 33
ordentliche Mitglieder;
abgefallen sind durch Tod, freiwilligen Austritt oder Sistirung der Jahresbeiträge, nach vorausgegangener dreimaliger Mahnung und Genehmigung des Austrittes 17
somit verbleibt die Gesammtzahl derselben 530

Anbelangend das Vereinsvermögen wird folgendes angeführt:

Die Bar-Einnahmen pro 1896 betrugen	2646 fl.	77 kr.
Verblieben in Werthpapieren	5240 „	38 „
Die Ausgaben pro 1896 hingegen beziffern sich		
im Baren mit	2543 „	43 „
in Werth-Effecten	150 „	— „
somit verbleibt am Schluße des Jahres 1896 ein Cassarest		
im Baren von	103 „	34 „
in Werthpapieren	5090 „	38 „

Sowohl die Rechnung als auch die Casse des Österreichischen Volksschriften-Vereines für das Solarjahr 1896 wurden von den bei der letzten General-Versammlung von Ihnen gewählten Rechnungs-Revisoren und zwar: den Herren Franz Kleindienst Registratur-Director der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, und Professor Alexander Schaumburg in Wien eingehend geprüft, beziehungsweise scontrirt und erstere auf Grund der zugehörigen Documente richtig und letztere in bester Ordnung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen von Allerhöchsten, höchsten und hohen Herrschaften, Behörden und sonstigen Gönnern des Vereines sind in diesem Jahre 1896 eingegangen 822 fl., welche sich wie folgt, vertheilen:

Von Sr. k. und k. apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I.	100	fl.
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth	30	„
„ weiland Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig	15	„
„ Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ludwig Victor	20	„
„ Höchstdessen Herrn Oberstjhofmeister Freiherrn von Wimpffen	2	„
„ Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana, unserem erhabenen Protector	50	„
„ Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Eugen . . .	15	„
„ „ „ „ „ „ „ „ „ Rainer . . .	10	„
„ Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Rainer	10	„
Fürtrag .	252	fl.

	Übertrag .	252 fl.
Von Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich . .		15 „
„ Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie		15 „
„ Sr. kön. Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha		5 „
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Herrn Joseph Adolph zu Schwarzenberg		110 „
„ Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten Emanuel Collalto		25 „
„ dem hohen k. k. Ministerraths-Präsidium		100 „
„ „ „ k. und k. Ministerium des Äußern		50 „
„ der „ k. k. n.-ö. Statthalterei		200 „
„ dem hochwürdigsten Herrn Fürst-Erzbischof v. Olmütz Dr. Th. Kohn		50 „
	Zusammen . .	822 fl.

wofür den hochherzigen Spendern im Namen des Vereines hiemit der ergebenste Dank ausgesprochen wird.

Nun stelle ich die Bitte an die bisherigen Rechnungs-Revisoren Herren Franz Kleindienst und Alexander Schaumburg und an den Ersatzmann Herrn Dr. Franz Böhm, diese Functionen auch für das laufende Jahr 1897 gütigst übernehmen zu wollen.

Jetzt bitte ich die geehrte Versammlung die Wahl von zehn Ausschuß-Mitgliedern vorzunehmen, wobei ich auf die Anmerkung in der in Ihren Händen befindlichen Wahlliste aufmerksam zu machen mir erlaube und ersuche gleichzeitig den Herrn k. k. Universitäts-Professor Dr. Joseph Kopallik einen Vortrag halten zu wollen.

Nach Beendigung des sehr interessanten und historisch wichtigen Vortrages über „Kaiser Joseph II." wurde das Resultat der Wahlen bekanntgegeben, wonach zu Ausschuß-Mitgliedern gewählt erscheinen die Herren:

J. E. Fliedl,
Franz Kaschl,
Franz Kleindienst,
Julius Kundi,
Heinrich Limbach,
Dr. Karl Ludwig Maschke,
Johann Panholzer,
Med.-Dr. Franz Riefler,
Franz S. Schuch,
Dr. Hans Maria Truxa.

Bericht

über die vom

Österreichischen Volksschriften-Verein eingeleitete Aktion behufs Verbreitung der von demselben herausgegebenen populär-wissenschaftlichen Abhandlung

„Vom Arbeiten".

In Durchführung des in der Ausschußsitzung des Österreichischen Volksschriften-Vereines vom 14. Mai 1895 gefaßten Beschlusses:

> „mit der Herausgabe von billigen, für die breiteste Masse des Volkes berechneten Schriften vorzugehen",

haben wir die erste Publication dieser Art, welche den Titel „Vom Arbeiten" führt, im Laufe des Jahres 1897 aufgelegt und die Verbreitung derselben in einer Anzahl von 20.000 Exemplaren in's Werk gesetzt. Dadurch, daß es uns möglich geworden ist diese Schrift in einer so stattlichen Zahl in jene Kreise zu bringen, mit welchen wir behufs wirklicher Förderung unserer humanitären Bestrebungen in Fühlung treten wollten, haben wir nicht nur den in's Auge gefaßten Hauptzweck erheblich gefördert, sondern auch reiche Erfahrungen hierüber gesammelt, inwiefern ein Unternehmen wie das unsere auf Förderung in den weiter betheiligten Kreisen rechnen kann. Die erfreulichste Anerkennung hat unser Verein durch die ausnahmslose Unterstützung jener hohen k. k. Ministerien zu verzeichnen, welchen wir die gedachte Publication in Vorlage brachten. So hat das k. k. Finanz-Ministerium mit dem Erlasse Z. 21.033, 1897, das k. k. Eisenbahn-Ministerium mit Z. $\frac{1216}{\text{E. M.}}$ 1897, das k. k. Justiz-Ministerium mit Z. 8711 ex 1897 und endlich das k. k. Ackerbau-Ministerium mit Z. $\frac{10.760}{922}$ 1897, die Annahme derselben genehmigt und waren wir zufolge der weiteren Förderung, die darin bestand, daß die Verbreitung

dieser Schrift in den Arbeiterkreisen der staatlichen Betriebe gutgeheißen und empfohlen wurde, in der Lage an

die k. k. Ministerien				190	Exemplare
„ „ Salinen-Verwaltung in			Hallein .	100	„
„ „ „			Hallstadt .	200	„
„ „ „			Aussee . .	200	„
„ „ „			Ebensee .	500	„
„ „ „			Ischl . .	200	„
„ „ „			Hall i. T.	250	„
k. k. Hof- und Staatsdruckerei		„	Wien . .	1600	„
„ General-Direction der Tabak-Regie in Wien				9000	„
„ Salinen-Verwaltung in			Bochnia . .	50	„
„ „		„	Kalusz . . .	30	„
„ „		„	Kossow . .	30	„
„ „		„	Drohobycz .	30	„
„ Staatsbahn-Direction		„	Prag . . .	200	„
„		„	Triest . . .	100	„
„		„	Wien . . .	3000	„
„		„	Lemberg . .	100	„
„		„	Olmüz . . .	50	„
„		„	Villach . . .	300	„
„		„	Krakau . . .	150	„
„		„	Stanislau .	500	„
„		„	Linz	500	„
Vereine, Corporationen ꝛc.				506	„
			in Summa .	17.786	Exemplare

zur unentgeltlichen Vertheilung abzugeben.

Ferner waren wir bestrebt die Chefs der hervorragendsten privaten industriellen Unternehmungen für diese Sache zu gewinnen und haben an 150 derselben eine von dem Herrn Präsidenten unseres Vereines gezeichnete Zuschrift gerichtet, welche Zwecke und Ziele unseres Unternehmens eingehend beleuchteten.

Infolge dieser Action haben wir von der besprochenen Publication 1129 Exemplare abgegeben und hierfür einen Betrag von 247·95 fl. vereinnahmt.

Auch seitens dieser Kreise haben wir nicht nur vielfache Förderung erfahren, sondern kamen uns auch so bemerkenswerthe Zustimmungen zu, dass wir uns im Nachstehenden erlauben, einige der letzteren in ihrem Wortlaute wiederzugeben.

So schrieben uns:

Herr Arthur Krupp in Berndorf:

„Ich beglückwünsche den Österreichischen Volksschriften-Verein zu dem Entschlusse, die Herausgabe von Druckschriften zu besorgen, die geeignet sind, veredelnd und fortbildend gerade in jenen Schichten der Bevölkerung zu wirken, deren sich jetzt beinahe ausschließlich eine Literatur bemächtigt hat, deren schädlicher Einfluß bereits allenthalben zu Tage tritt, und die noch mehr Unheil mit sich bringen kann, wenn ihr nicht in wirksamer Weise begegnet wird, und dazu scheint mir das Beginnen des Volksschriften-Vereines wesentlich beitragen zu können."

Herren Gebrüder Böhler & Co. in Wien:

„ . . . . Wir haben die für die Arbeiterkreise höchst schätzenswerthe und vorzügliche Lectüre unserem Arbeiter-Lesevereine wärmstens empfohlen."

Herren Ad. Jg. Mautner & Sohn, St. Marx:

„ . . . . Ich unterziehe mich umso lieber der Aufgabe, dieses Heftchen bei meinen Arbeitern zu verbreiten, als ich mir hiervon nur eine wirklich gute Wirkung für alle Theile versprechen kann."

Herren Gebrüder Thonet in Wien:

„Unter dem Eindrucke der so eben aufmerksamst gelesenen Abhandlung ‚Vom Arbeiten' stehend, kann ich nicht umhin, den Österreichischen Volksschriften-Verein zu dieser Publication auf's wärmste zu beglückwünschen."

Österreichische Waffenfabriks-Gesellschaft in Steyr:

„Wir halten diese Publication gerade für die heutige Zeit sehr opportun."

Herren Heinrich Frank & Söhne in Linz:

„Gewiss wird dieses Büchlein einer dankbaren Aufnahme überall begegnen, vielen Lesern die Augen öffnen und den Weg zum Herzen finden; wohl aber auch das Verlangen nach besseren Büchern zur Unterhaltung und Belehrung wecken."

Wir haben bis nun nur der rückhaltslosen Zustimmungen Erwähnung gethan, dürfen es jedoch nicht unterlassen, anderweitiger uns zugegangenen Meinungen hier zu gedenken, die uns nicht minder dankenswerth erscheinen.

So wurde uns von autoritativer Seite bemerkt:

„dass die fragliche Broschüre, deren Tendenz ohne Zweifel eine vortreffliche ist, mit Rücksicht auf ihre Anlage und Schreibweise doch nur für die intelligenteren Personen, als im allgemeinen unter dem

Gros der ..... Arbeiter zu finden sind, geeignet erscheint. Eigentlich erfordert die Lectüre einer solchen Abhandlung überhaupt schon eine gewisse Vertrautheit mit dem ethischen Problem, welches hier behandelt wird, insbesondere aber finden sich unter den zahlreich angeführten Citaten einzelner Philosophen solche, deren Ausdrucksweise auf ein Verständnis seitens eines gewöhnlichen Arbeiters wohl kaum rechnen kann".

Dieser wohlwollenden Bemerkung glauben wir jedoch entgegenhalten zu dürfen, dass der in dieser Schrift festgehaltene Ton, sowie welche Citate gebracht werden könnten, den Gegenstand eingehender Erwägungen bildeten. Der Grundsatz, dass für das Volk das beste gerade gut genug sei, müßte leitend bleiben, die kleine Schrift müßte mit so manchem unbestritten als trefflich erkannten Worte ausgerüstet werden, damit sie nützlichen Eingang in die Massen finde, ohne Gefahr zu laufen, in der Fluth der Tages-Literatur sofort unterzusinken. Dabei war es aber auch unvermeidlich einige Sätze mit ganzem Ernste auszusprechen, die, sollen sie ihre beabsichtigte Wirkung thun, allerdings ungetheilte Aufmerksamkeit und wirkliches Nachdenken verlangen.

Die nicht zur Aufmerksamkeit, zum Denken Erzogenen, werden solche Stellen nicht verstehen und sie überschlagen. Diese mit geringeren geistigen Fähigkeiten ausgerüsteten sind aber auch nicht die eigentlichen Opfer einer Literatur, welche erfolgreich nur durch gute Bücher bekämpft werden kann. Die da nicht mit einer gewissen Aufmerksamkeit zu lesen vermögen, können auch aus schlechten Büchern und Zeitschriften das nicht aufnehmen, was geeignet ist ihnen dauernd Schaden zu bereiten; denn es gehört eine ziemliche Intelligenz dazu, um in diesem Irrgarten der unerquicklichen Betrachtungen so weit vorzudringen, um alles Erhabene übersehen zu lernen, nur das bestehende Üble vor Augen zu halten und dadurch zu erreichen, dass man der ewigen Unzufriedenheit niemals ledig wird.

Wir müßen daher den Zweck unserer Publication auch dann schon als erreicht ansehen, wenn diese nur von der Arbeiterschaft und jenen Personen ganz verstanden wird, die gerade ihre höhere Intelligenz und lebhaftere Antheilnahme an den Tagesfragen in die Gefahr bringt, das sichere auf eine sittliche Erkenntnis begründete eigene Urtheil, den Halt und das Vertrauen in die eigene Kraft zu verlieren.

Eine weiters vereinzelt stehende Ausnahme von den früher erwähnten Zustimmungen machte die briefliche Mittheilung einer Firma, die wohl findet, dass solche Bestrebungen auf die Arbeiter durch gute Lectüre bildend zu wirken, im höchsten Grade anerkennenswerth sind, dass sie sich jedoch trotzdem nicht entschließen könne, eine Vertheilung des Werkes unter ihren Arbeitern vorzunehmen.

„weil eine derartige Vertheilung nur den Hohn der Arbeiter und abfällige Aufsätze in der socialdemokratischen Presse zur Folge haben würde und wir uns nicht veranlasst fühlen, uns dem unnöthigerweise auszusetzen".

Diese Meinung vernommen zu haben, erscheint uns nun besonders wichtig und dies umsomehr, weil wir glauben annehmen zu müßen, dass sie nicht vereinzelt sein wird, sondern dass viele von jenen Firmen, die unsere Zusendungen mit unverbrüchlichem Schweigen beantworteten, wohl auch nicht anders denken dürften als diese und gleich „klug und vorsichtig" dieser für jeden Arbeitsgeber so wichtigen Frage entgegenstehen. Besser als die beredteste Zustimmung muß uns diese Äußerung überzeugen, dass unser kleines Schriftchen einem wahrhaften, einem dringenden Bedürfnisse dient. Man muß annehmen, dass die Zersetzung bereits sehr weit fortgeschritten ist, wenn eine Schrift, die nichts anderes als das Lob der Arbeit zum Vorwurfe hat, die nur erheben und das Vertrauen in die eigene Arbeitskraft stärken will, die stets der Devise eingedenk bleibt:

„Die Zukunft gehört und die Herrschaft gebührt in allen Zeiten der Arbeit" —

den „Hohn der Arbeiter" befürchten soll und dass es Arbeitgeber gibt, welche so sehr jede Fühlung mit den von ihnen Beschäftigten verloren haben, dass sie aus Furcht vor der socialdemokratischen Presse nicht wagen, ein Büchlein, das von den berufensten Stellen als nützlich und fördernd charakterisirt wurde, zu empfehlen.

Diese Äußerung zeigt weiter, dass es Unternehmer gibt, welche völlig hilf- und machtlos der stets anwachsenden Bewegung gegenüberstehen, die nicht im muthigen Bewusstsein der erfüllten Pflichten die Kraft finden, auf die unverrückbaren Ideale der Sittlichkeit hinzuweisen, die diesen wie jeden andern Kampf der Interessen und Leidenschaften überdauern.

Der Österreichische Volksschriften-Verein, der in seinem nun bald halbhundertjährigen Bestande für die Hochhaltung dieser Ideale eingetreten ist, glaubt jedoch der Überzeugung Ausdruck geben zu dürfen, dass die Verbreitung der besprochenen Schrift in der eingangs angeführten hohen Zahl einen Erfolg bedeutet, der umso schwerwiegender ist, je mehr selbst berufene Personen in den verbitternden Interessen kämpfen, die Lust und auch die Fähigkeit zur aufklärenden und beruhigenden Einflußnahme eingebüßt haben.

Verzeichnis

der im Jahre 1897 dem Österreichischen Volksschriften-Vereine beigetretenen Mitglieder.

Arbeiter-Verein, katholischer in Deutsch-Liebau.
Herr Eisterer Mathias, Pfarrer und Redacteur in Wiener-Neudorf.
„ Graf Forni Paul, k. u. k. Kämmerer in Bozen, Tirol.
„ Gießwein Franz, Restaurateur in Wien, VIII. Josephstädterstraße 38.
„ Hackelberg-Landau, Dr., Freiherr von, Domcapitular zu St. Stephan in Wien, I. Wollzeile 15.
Frl. Holzinger von Weidich Emerike, Übungsschullehrerin in Görz.
Knaben-Seminar in Mariaschein, Böhmen.
Herr Knoller Robert, Fabriksbesitzer in Wien, I. Liebenberggasse 7.
„ Kordač Fr., Dr., Seminar-Rector in Leitmeritz, Böhmen.
„ Lavante Otto, Procuraführer des Bankhauses Schey in Wien, II. Praterstraße 26.
„ Lenk August, Stadt-Caplan in Karlsbad, Böhmen.
„ Moser Anton, Beamter in Wien, I. Hoher Markt 1.
„ Petin Karl, k. k. Oberpostcontrolor in Brünn.
„ Graf Piatti Ferdinand in Wien, I. Schulhof 8.
„ Plaßl Ludwig, Minoriten-Ordenspriester und Pfarrer in Grafensulz bei Ladendorf.
„ Schwaiger Johann, Pfarrer in Ort am Traunsee, O.-Ö.
Strafanstalt, Direction der k. k., in Stein a./d. Donau.
Herr Tlolka Julius, Pfarrer in Mannersdorf bei Angern, N.-Ö.
Frau von Tschebulz, k. u. k. Oberstlieutenantsgattin in Wien, XIII. Hietzinger Hauptstraße 148.
Herr Conte Veith in Friesach, Kärnten.
Volkswahl-Verein (christliche Partei) in Wien, III. Barichgasse 22.

Herr Graf Wimpffen Siegfried, Gutsbesitzer in Wien, I. Hoher Markt 8.

Frau Fürstin Hugo Windisch-Grätz, geborene Prinzessin Auersperg, Durchlaucht, in Konobitz, Steiermark.

Herr Prinz zu Windisch-Grätz Robert, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister a. D., Durchlaucht, in Wien, III. Strohgasse 21.

Frau Wiener-Welten Henriette, Ritter von, Wien, I. Schwarzenbergplatz 2.

Herr Wiesner Edgar, Weinhändler in Wien, XI. Hauptstraße 54.

„ Würl Johann, Dechant in Karlsbad, Böhmen.

Verzeichnis

derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag in der Höhe von 5 fl. oder darüber entrichten.

	fl.	kr.
Herr Alber-Glanstetten August, Freiherr von, Dr.	5.	—
Frau Auersperg Wilhelmine, Fürstin, Durchlaucht	10.	—
Herr Belcredi Richard, Graf, Excellenz	5.	—
„ Bellegarde Franz, Graf, Excellenz	5.	—
„ Berlichingen Adolf, Freiherr von	5.	—
„ Brandis Anton, Excellenz, Landeshauptmann von Tyrol	5.	—
Herr Clary-Aldringen Carlos, Graf, Erlaucht	10.	—
„ Czernin Jaromir, Graf, Excellenz	5.	25
„ Čtvertečka Bruno, Dr., Abt in Braunau	5.	—
„ Dobner von Dobenau Leopold, k. u. k. Oberst in R.	5.	—
„ Drory Eduard, Director der Gasgesellschaft in Berlin	5.	—
„ Dumba Nicolaus, Mitglied des Herrenhauses ꝛc.	10.	—
„ Dutschka Franz, Ritter von, Großhändler	5.	—
Frau Engel Marie, Gräfin, in Linz	5.	—
Herr Falkenhayn Franz, Graf, Excellenz	10.	—
Frau Fünfkirchen Louise, Gräfin, geb. Prinzessin Liechtenstein	10.	—
Herr Geitler Robert, Gemeinderath, Realitätenbesitzer ꝛc.	5.	—
Löbl. Gemeinderath der Stadt Wien (Bibliothek)	50.	—
Herr Geusau Karl, Freiherr von	5.	—
„ Grehs Karl, J.-Dr.	5.	—
„ Gruscha Anton, Dr., Cardinal, Eminenz	50.	—
„ Gsell Benedict, Dr., Stiftshofmeister, Wien	5.	—
„ Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5.	—
„ Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., Excellenz ꝛc.	5.	—
Frau Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin	5.	—
Herr Hohenlohe-Waldenburg Chlodwig, Prinz, Durchlaucht, in Kalksburg	5.	—
„ Jenny Samuel, Dr., Kaiserl. Rath, Fabriksbesitzer	10.	—
„ Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk	5.	—

	fl.	kr.
Herr Kinsky Ferdinand, Fürst, Durchlaucht	15.	—
Frau Kinsky Marie, Gräfin, in Wien	5.	—
Knaben-Seminarium, f.-e. in Ober-Hollabrunn	5.	—
Herr Kohn Theodor, Dr., Fürsterzbischof in Olmütz	50.	—
„ Kopp Georg, Dr., Cardinal in Breslau	100.	—
„ Kosterſitz Ubald, Abt des Stiftes Klosterneuburg	5.	—
„ Lamberg Franz, Graf, Excellenz	10.	—
„ Lebebur-Wicheln Hans, Graf, k. u. k. Kämmerer u. Miniſter	5.	—
„ Liechtenſtein Johann, ſouveräner Fürſt, Durchlaucht	100.	—
„ Liechtenſtein Friedrich, Fürſt, Durchlaucht, in Liechtenſtein bei Judenburg	10.	—
„ Linde Rudolf, Freiherr von, Domcapitular	5.	—
„ Liſt Louis, Caſſendirector in Wien	5.	—
„ Magniet Clemens	5.	—
„ Piatti Ferdinand, Graf, in Wien	50.	—
Prämonſtratenſer-Chorherrenſtift zu Schlägl, O.-Ö.	5.	—
Herr Preiſing Karl, Realitätenbeſitzer ꝛc.	5.	—
Frau Reizes Margucrita, Realitätenbeſitzerin in Wien	5.	—
„ Schloißnigg Sophie, Freiin von, geb. Gräfin Cavriani, in Wien	5.	—
Herr Schwarzenberg Johann, Erbprinz, Durchlaucht	100.	—
„ Seilern Karl, Graf, Excellenz	5.	—
Frau Seng Thereſe, Med.-Dr.-Witwe und Hausbeſitzerin in Wien (ein- für allemal)	100.	—
Herr Sereny Otto, Graf, Reichstags-Abgeordneter	5.	—
„ Spiegel-Dieſenberg Ferdinand, Graf	5.	—
Stift Lilienfeld, N.-Ö.	5.	—
Herr Stöber Johann, Curprieſter bei St. Stephan	5.	—
Strafanſtalt Karthaus, k. k.	6.	—
Herr Sylva-Tarouca, Ernſt Emanuel, Graf	10.	—
„ Teuffenbach zu Tieffenbach und Maßweg, Albin Freiherr von, k. u. k. Feldzeugmeiſter u. Geheimrath, Excellenz	5.	—
„ Türk Camillo von, Dr., in Wien	5.	—
„ Veith, Conte in Frieſach	5.	—
Verein öſterr. Handlungs-Angeſtellten in Wien	5.	—
Herr Vittinghof-Schell Max, Freiherr von, k. u. k. Kämmerer	5.	—
„ Wache Johann, Prälat in Olmütz	5.	—
„ Wetzer Leander, k. u. k. F.-M.-Lt., Excellenz	5.	—
„ Wiedl Heinrich, Kaiſ. Rath	5.	—
Frau Wiener-Welten, Henriette von, in Wien	5.	—

	fl.	kr.
Herr Wimpffen Siegfried, Graf, Gutsbeſitzer in Wien (ein- für allemal)	50.	—
„ Windiſch-Grätz Alfred, Dr., Fürſt, Durchlaucht	10.	—
Frau Windiſch-Grätz, Fürſtin Hugo, geb. Prinzeſſin Auersperg, in Konobitz, Steiermark	10.	—
Herr Windiſch-Grätz Ernſt, Fürſt, k. u. k. Oberſt a. D., Durchlaucht	10.	—
„ Windiſch-Grätz Robert, Prinz, k. u. k. Kämmerer u. Rittmeiſter, Durchlaucht	10.	—
Frau Windiſch-Grätz Valerie, Fürſtin, Durchlaucht	10.	—
Herr Zabeo Alphons, Conte, Dr., in Schloß Faal bei Marburg	5.	—
„ Zhanel Rudolf, Dr., k. u. k. Militair-Caplan	10.	—
Frau Zichy Melanie, Gräfin, geb. Fürſtin Metternich	10.	—

Verzeichnis

der Functionäre des österreichischen Volksschriften-Vereines für das Jahr 1897.

Nach Ergänzung des Ausschußes und Neu-Constituirung der Vereins-Direction.

Präsident:

Se. Excellenz Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Sr. Maj. Wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, der Leo-Gesellschaft, des Vereines für österr. Volkskunde, Mitglied hoher wissenschaftlicher Institute, Großkreuz und Kanzler des k. k. Franz Joseph-Ordens, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Cl., Großkreuz des Großherzogl. toscanischen Civil-Verdienst-Ordens ꝛc. ꝛc.

Vice-Präsidenten.

I. Herr Böhm Anton, Magistratsrath i. R., Ritter des Franz Joseph-Ordens.
II. „ Dr. Truxa Hans Maria, Kais. Rath, Ober-Controlor der k. k. priv. Nordbahn, Besitzer der k. k. goldenen Medaille mit dem Allerhöchsten Wahlspruche, des toscanischen C.-V.-O. und des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro ecclesia et Pontifice“.

Directoren:

Siehe S. 316.

Ausschuß-Mitglieder.

Herr Jur. Dr. Berger Wilhelm, Freiherr von,
„ Böhm Anton, s. oben,
„ Dr. Böhm Franz, k. k. Statthalterei-Secretär,
„ Brzezowsky Rudolf, Buchdruckerei-Besitzer,
„ Dr. Chimani Ernst, k. u. k. General-Stabsarzt,
„ Dobner Joseph, Commandeur bei St. Karl,
„ Dohnel Franz, k. u. k. Militär-Ober-Rechnungsrath i. R.,
„ Fliedl J. E., Gymnasial-Professor und Weltpriester, f.-e. geistl. Rath,

Herr Freudhofmeier Aloys, Kirchen-Director im Salesianer-Kloster, f.-e. geistlicher Rath,
„ Gall Ludwig, Ober-Beamter der k. k. priv. Nordbahn,
„ Geitler Robert, Realitäten-Besitzer, Gemeinderath,
„ Hamar Joseph, Secretär der k. k. priv. Nordbahn,
„ Dr. Hassenstab-Schiffner Rudolf,
„ Dr. Herrdegen Karl, Bureauvorstand der k. k. priv. österr.-ungar. Staatseisenbahn-Gesellschaft,
„ Kaschl Franz, Bürgerschul-Director,
„ Kleindienst Franz, Registraturs-Director der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien,
„ Dr. Kopallik Joseph, k. k. Universitäts-Professor, [1])
„ Kundi Julius, k. k. Professor,
„ Kuttig Zdenko, Kais. Rath, Central-Inspector der Nordbahn,
„ Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Weltblatt",
„ Limbach Heinrich, Hausbesitzer,
„ Dr. Maschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichts-Advocat,
„ Panholzer Johann, Pfarrer, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistlicher Rath.
„ Pfeifer Egyd, Novizenmeister im Stifte Schotten,
„ Pollak Jacques, Fabricant und k. k. Schätzmeister,
„ Rauscher Wilhelm, Kais. Rath, Central-Inspector der Nordbahn,
„ Dr. Riesler Franz, Medicinae-Doctor,
„ Rißner Michael, Ober-Controlor der Nordbahn,
„ Schuch Franz X., Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land",
„ Dr. Truxa Hans Maria, s. oben.

---

[1]) Gestorben am 21. September 1897 (infolge Schiffszusammenstoß in Fiume den Ertrinkungstod erlitten).

Anhang.

Auszug aus den Statuten des Österreichischen Volksschriften-Vereines.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben können, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen (§. 2).

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht (§. 4).

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehrenmitglieder (§. 7).

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschußes zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem Österreichischen Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen

des Ausschußes des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist (§. 8).

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten (§. 12).

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr miteinander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen, aus den Mitteln des Vereines lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahres-Beiträgen, Auslagen an die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu (§. 16).

Inhalt.

Seite

Österreich. Von José Baronin Schneider-Arno 1
Auf ſtillen Wegen im Wiener Wald. Von F. A. Bacciocco 5
Pia de Tolomei. Von Ottilie Malybrok-Stieler 25
Vom Kinde, das nicht beten wollte. Von Joh. Peter 77
O goldene Levante! 86
Frauen. Von José Baronin Schneider-Arno 95
Der Märtyrer der Treue. Von Friedrich Steinebach 100
Wien zu meiner Zeit. Von Heinrich Reinhart 158
Aus Emin Paſchas Leben 177
Vor fünfzig Jahren 186
Stille Nacht, heilige Nacht. Von Joſeph Schwarzbach 223
Das Haus Habsburg und die Siebenbürger Sachſen. Von Dr. J. H. Schwicker 235
Joſeph II. und Pius VI. Von Dr. Joſeph Kopallik 277
Victorka. Von Dr. Guido Alexis 291
Zum Regierungs-Jubiläum Sr. Majeſtät des Kaiſers im Jahre 1898 . . . 313
Vereins-Mittheilungen 315

☞ Allfällige Reclamationen wolle man gefälligſt an die Kanzlei des Österr. Volksſchriften-Vereines, Wien, 1. Salvatorgaſſe 12, richten, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Donnerstags von 4–6 Uhr geöffnet iſt.

Die bisher erschienenen

22 Jahrgänge des Österreichischen Jahrbuches

enthalten unter andern:

Ackermann J. E., Die Fortschritte unserer Zeit, Betrachtungen; 1883. S. 304—363.

Alexis, Dr. Guido, Die weiße Frau von Neuhaus; 1887, S. 239—261.

Apih Joseph, Die Slovenen u. die Märzbewegung 1848; 1890, S. 79—106; 1892, S. 175—208; 1894, S. 15—35; 1896, S. 119—154.

Batinić, Der Einfluß der Franciscaner auf die politischen Angelegenheiten in Bosnien; 1890, S. 285—320.

Becker M. A., Schottwien und Umgebung; 1877, S. 105—163.

Beckh-Widmannstetter, Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege; 1881, S. 148—176.

Beer, Dr. Rudolf, Kunstbestrebungen Karl V. und Philipp II.; 1896, S. 155—173.

Bihain Marie, Frankreichs Reliquien in Österreich; 1896, S. 264—270.

Böhm Anton, Johann Nep. Waldschütz, eine Lebensskizze; 1886, S. 30—52.

— Die Weincultur im alten Wien; 1896, S. 271—299.

Bowitsch L., Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878, S. 179—196.

Cerri Cajetan, Bausteine, Fragmentarisches; 1883, S. 254—262.

Domanig Karl, Der Schatzgräber. Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben; 1883, S. 263—278.

Feitzinger-Wolf Anna, Faust Pachler (E. Paul) als Mensch und als Dichter; 1897, S. 286—313.

Frankfurter S., Dr., Carnuntum und seine bisherigen Ausgrabungen; 1897, S. 321—335.

Franz Emma, Beim Sturm auf Belgrad; 1886, S. 292—310.

Friedland Alma, Reise-Erinnerungen aus Österreich; 1886, S. 23—29.

— Gedichte; 1895, S. 225—234, 1897, S. 272—274.

Gall Ludwig, Über den Nutzen und die Art populärer Volksschriften; 1896, S. 300—310.

Grienberger Theodor v., Peter Anich, Bauer, Mechaniker, Kartenzeichner; 1886, S. 275—278.

Guzek Leo, Vincenz Pol und dessen Ritter-Rhapsodie Mohort; 1887, S. 216 bis 236. 1889, S. 39—82. 1890, S. 28—55.

— Bilder aus der Herzegowina; 1895, S. 89—136.

Haas, Dr. G. E., Die Propheten des dreißigjährigen Krieges; 1890, S. 1—27.

Hans Maria, Zwei alte geistliche Lieder; 1886, S. 243—246.

Hassaurek Friedrich, Österreicher in der Ferne; 1884, S. 245—275.

Helfert, Dr. Freiherr, Der Krakauer Emigranten-Aufstand 1848; 1890, S. 201—284.
— Erzherzog Franz Karl, ein Lebens- und Charakterbild; 1879, S. III bis XLVIII.
— Die confessionale Frage in Österreich 1848. Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit; 1882, S. 86—180. 1883, S. 61—196. 1884, S. 113—220. 1885, S. 301—341. 1886, S. 110—242. 1887, S. 45—152. 1888, S. 127—238. 1889, S. 83—280.
— Graf Leo Thun; 1891, S. 123—212. 1892, S. 84—166. 1893, S. 57—146. 1894, S. 93—158. 1895, S. 225—234. 1896, S. 179—254 1897, S. 1—271.
Hoernes, Dr. M., Cultur-Skizzen aus der Herzegowina; 1881, S. 23—49.
Hoffinger, Dr. J. B. v., Haus Österreich; 1877, S. 1—9.
Huschak Joseph, Kleinigkeiten; 1885, 212—218.
Janko Wilhelm, Die Degen Österreichs; 1877, S. 10—66. 1878, S. 61—162. 1879, S. 25—96.
Jenny Dr. S. Die Römerstadt am schwäbischen Meer; 1889, S. 291—317.
Ilg, Dr. A., Die Brautfahrt Maximilians um Maria von Burgund; 1878, S. 8—30.
Just Ferdinand, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg, Ein nied.-österr. Gebirgsort 1663; 1884, S. 232—240.
Kaltenbrunner C. A., Der Kleinhäusler; 1880, S. 173—284.
Kanitz F., Im bulgarischen Nürnberg; 1877, S. 164—172.
Kluge, P. Benedict, Der Poet; 1885, S. 219—232.
Kopetz Heinrich Ritter v., Aus der Mappe eines alten Pragers; 1884, S. 29—30.
Lehner Joseph Ritter v., Heldenthat der österreichischen Handelsbrigantine „Skandarbek" am 10. Juli 1800; 1886, S. 279—281.
Lenz Oskar, Der Antheil Österreichs an der Erforschung Afrikas; 1885, S. 1—17.
Lind, Dr. Karl, Mittelalterliche Städtebefestigung in ihren heutigen Denkmalen; 1885, S. 233—274. 1886, S. 76—106. 1890, S. 111—197.
Loewe Joh. Heinrich, Der hundertste Jahrestag der Geburt Joh. Em. Veith's; 1887, S. 171—184.
Matosch, Dr. Anton, Gedichte; 1896, S. 174—178.
Maurer Joseph, Die Alten und die Jungen; 1884, S. 298—329.
Much, Dr. M., Älteste Besiedlung der Länder der österreichischen Monarchie; 1884, S. 40—112.
Mayrhofer v. Grünbühel Xaver, Aus dem Wiener Walde; 1886, S. 73—75.
Nedopil Karl, Prokop Diwisch, der Erfinder des Blitzableiters; 1886, S. 270—275.
Obermayer Eugène, Zwei österreichische Schul-Comödien; 1883, S. 293—303.
— Das süße Becken; 1895, S. 317—323.
Pachler, Dr. F., Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm; 1877, S. 182--251.

Peez Karl, Zur Heirats-Politik der Dynastie Habsburg-Lothringen; 1884, S. 1—22.
Penn Heinrich, Das älteste christliche Baudenkmal Österreichs; 1892, S. 167—174.
Peter Johann, Das Glück erbettelt; 1895, S. 29—38.
— Das Glück im Dorfschulhause; S. 314—320.
Pfundheller J., Die Angelfischerei um Wien; 1878, S. 206—272.
Pichler, Dr. F. S., Die Riegersburg in Steiermark; 1886, S. 281—286.
Plazer Marie Edle von, Nicolaus von Jacquin; 1895, S. 1—28.
Praufek Vincenz, Einiges über Volkserziehung mit besonderer Berücksichtigung Österreichs; 1890, S. 331—367.
Proschko Hermine, Zwei Blätter zur hundertjährigen Gedenkfeier des Todes Wolfgang Amadeus Mozart's; 1892, S. 56—58.
— Dr. Isidor, Johannes Keppler in Ober-Österreich; 1878, S. 163—178.
Pütz E. v., Aus dem kleinen Walserthale; 1881, S. 228—241.
— Donna Leonor von Portugal; 1894, S. 1—14.
Radics P. v, Krains Huldigungen für das Haus Habsburg; 1883, S. 1—25.
Reinhart Heinrich, Wien zu meiner Zeit; 1893, S. 191—228; 1894, S. 209—258; 1896, S. 1—49.
Scheidlein-Wenrich Karoline v., Ein Blatt aus einem unverwelklichen Lorbeerkranz; 1886, S. 107—109.
Schneider-Arno José, Baronin, Königin Hedwig von Polen; 1892, S. 78—83.
Schönbrunner Joseph, Karl Madjera; 1887, S. 33—39.
Schöpf, Dr. Joseph, Franz Anton Sander; 1890, S. 321—330.
Schwicker Dr. J. H., Wie ein Reich unterging; 1886, S. 53—72.
— Der Margit-Felsen in der hohen Tatra; 1894, S. 43—54.
Stamm, Dr. F., Die hochgeborenen Erzgebirgsbewohner; 1879, S. 173—181.
Stefanović-Vilovsky Theodor Ritter von, General Stefan Šupljikac de Vitez; 1895, S. 297—316
Steinebach Friedrich, Die Habsburg; 1889, S. 19—36.
— Das vierte Gebot; 1894, S. 159—208.
— Der Panzl von anno Neun; 1895, S. 59—88.
Tandler J., Aphorismen; 1883, S. 26—29.
Truxa, Dr. Hans Maria, Die „Kaisermühlen" bei Wien; 1890, S. 368 bis 374.
— Hedwig Wolf; 1894, S. 55—66.
— Ein Gedenkblatt für Pfarrer Joseph Maurer; 1896, S. 255—263. 1897, S. 275—285.
V . . . Weber J. v., Unter den Fahnen der großen Kaiserin; 1895, S. 297—316; 1896, S. 50—118.
Wolf Hedwig, Mila; 1892, S. 239—258.

Promemoria!

Um den im Verlage des Österreichischen Volksschriften-Vereines erschienenen Bücherschatz dem bestimmungsmäßigen Zwecke zuzuführen, und im Geiste der Vereinsstatuten dahin zu wirken, dass Bildung und Wissen zum Gemeingute Aller werden, hat die Direction beschlossen, eine Preisreduction sämmtlicher noch vorräthigen Schriften eintreten zu lassen. Dieselben sind unter dem Selbstkostenpreise zu nachfolgenden Bedingungen durch die Vereinskanzlei in Wien, I. Salvatorgasse 12, zu beziehen, und zwar:

Österreichische Geschichte für das Volk. 16 Theile in 19 Bänden à 30 kr.

I. Band. **Älteste Geschichte des österr. Kaiserstaates bis zum Sturze des weströmischen Kaiserreiches.** Von M. A. Becker.

II. Band. **Entstehen christlicher Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaates vom Jahre 500—1000.** Von Joseph und Hermenegild Jireček.

III. Band. **Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Přemysliden, Arpaden) in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern vom Jahre 1000—1276.** Von Dr. Heinrich Zeißberg.

IV. Band. **Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolph IV.** Von Dr. Alphons Huber. (1278—1368.)

V. Band. **Die Zeit der luxemburgischen Kaiser: Karl IV., Wenzel, Sigmund.** Von Dr. Constantin Höfler. (1370—1437.)

VI. **Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung.** Vom Jahre 1437—1526. Von Dr. Franz Krones.

VII. Band. **Österreich im Reformationszeitalter** (1526—1617). 1. Abtheilung: Die Zeiten Ferdinand I. und Maximilian II; 2. Abtheilung: Die Zeiten Rudolf II. und Mathias. Von Julius Pažout und Dr. Theodor Tupetz.[1])

IX. Band. **Ferdinand III. und Leopold I.** Vom Westphälischen bis zum Karlovicer Frieden. 1648—1699. Von J. Zahn.

X. Band. **Die letzten Habsburger.** Von Dr. Anton Mayer. 1. Abtheilung: Die letzten Regierungsjahre Leopold I. und die Zeit Joseph I. (1700—1711); 2. Abtheilung: Kaiser Karl VI. (1712—1739).

XI. Band. **Der österreichische Erbfolgekrieg** (1740—1748). Von Dr. J. B. Weiß.

XII. Band. **Maria Theresia.** Vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. (1748—1763.) Von Dr. Franz Ilwof.

XIII. Band. **Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia** (1763—1780). Von Prof. J. H. Schwicker. (2 Abtheilungen.)

XIV. Band. **Kaiser Joseph II. und Leopold II.** Reform und Gegenreform. (1780—1792.) Von Dr. Albert Jäger.

XV. Band. **Kaiser Franz vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Lüneville** (1792—1803). Von Karl Werner.

---

[1]) Der Band VIII ist nicht mehr vorräthig.

XVI. Band. **Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruche des russisch-französischen Krieges** (1804—1811). Von Dr. Adam Wolf.

XVII. Band. **Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I.** (1812—1815.) Von Dr. Joseph Alex. Freiherrn von Helfert.

Die 17 Bände der österreichischen Geschichte für das Volk enthalten die Geschichte unseres Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815. Jeder Band (im Umfange von 2—300 Seiten) bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes, und ist von einem für die betreffende Zeitperiode als Specialist hervorragenden Historiker verfasst. Ein insbesondere für Schulen, Gemeindebibliotheken, Vereine und Lesegesellschaften sehr empfehlenswerthes Werk.

Preis sämmtlicher 19 Bände à 30 kr. = 5 fl. 70 kr.

Österreichisches Jahrbuch. Zweiundzwanzig Jahrgänge. (1877 bis 1897.) Der 1.—4. Jahrgang (1877—1880) ist von Dr. Ferdinand Stamm, der 5.—22. Jahrgang (1881—1898) von Dr. Freiherrn v. Helfert redigirt.

Die österreichischen Jahrbücher enthalten äußerst anregende, auf die Geschichte Österreichs bezughabende Originalbeiträge von M. A. Becker, Dr. Hoffinger, Wilhelm Janko, Professor Dr. Schwicker, Dr. Isidor Proschko, Paul von Radics, Friedrich Steinebach, Literaturstudien von vaterländischen Poeten wie Ludwig Bowitsch, Dr. A. Ilg, C. Kaltenbrunner, F. Kanitz, Heinrich Kabdebo, kunstgeschichtliche Aufsätze von Dr. Lind, Novellen und Erzählungen von Emma Franz, Benedict Kluge, Joseph Maurer, Dr. Franz Sales Pichler, poetische Beiträge und Aphorismen von Alma Friedland, Eugen Obermayer, J. Tandler, Jos. Huschak, Jos. Mayrhofer v. Grünbühel, Dr. Hans Maria Truxa u. s. f. Jeder Jahrgang ist 300—350 Seiten stark und mit künstlerischen Illustrationen geziert.

Preis des 1.—7. Jahrganges (1877—1883) à 50 kr. = 3 fl. 50 kr.
8.—9. Jahrgang (1884—1885) à 75 kr. = 1 fl. 50 kr.
Die letzten Jahrgänge 1886—1898 à 2 fl. = 26 fl.

Die Erde als Wohnort des Menschen. Volkslesebuch von Dr. Ferdinand Stamm.

Der Verfasser behandelt die Erde in geographischer, naturgeschichtlicher und cultureller Beziehung, und zeigt insbesondere den Einfluß der einzelnen Objecte auf die geistige und körperliche Entwicklung des Menschen, dann auf das Privat- und Staatsleben.

Preis 20 kr.

Die Schlacht bei Kulm 1813. Von Dr. Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert.

Dieses äußerst lebendig geschriebene Buch zeichnet in markanten Zügen den herrlichen Sieg der verbündeten Österreicher, Preußen und Russen über das französische Heer, und bildet ein Ehrenblatt in der vaterländischen Geschichte.

Preis 20 kr.

Gesundheitslehre für das Volk. Von Dr. Wilhelm Franz Pißling.

In knapper und allgemein verständlicher Weise werden in dieser Schrift die Grundsätze der Gesundheitslehre dargelegt, die Folgen der Vernachlässigung derselben gezeigt und die wichtigen Maßnahmen in Erinnerung gebracht, die leider aus tausend Ursachen so leicht vernachlässigt werden.

Preis 40 kr.

„Der Irrgarten der Erziehung". Eine kurze und fassliche Anleitung, wie man es anzustellen habe, um seinen Kindern alle mög-

lichen Untugenden und Laster anzugewöhnen. Mit theilweiser Benützung von Ch. G. Salzmann's „Krebsbüchlein" bearbeitet von L. F—r.

In diesem Büchlein führt der Verfasser in anschaulicher Weise Beispiele verfehlter Erziehung, und was eine gute vermeiden solle, an.

Preis 30 kr.

„Vom Arbeiten". Von Ludwig Gall.

Diese bereits in 20.000 Exemplaren zur Verbreitung gelangte Schrift bespricht den Nutzen der Arbeit von ethischen und moralischen Gesichtspunkten unter Anführung der Aussprüche der bedeutendsten Geistesheroen aller Zeiten und Nationen.

Preis: geb. 15 kr., geh. 10 kr.

Der Gesammtpreis der oben angeführten Schriften würde sich somit auf rund 37 fl. stellen; für die Abnehmer sämmtlicher Werke mit Ausnahme der Jahrbücher 1886—1897 tritt jedoch die weitere Begünstigung ein, dieselben um den Pauschalbetrag von **10 fl.** zu beziehen.

Die Kanzlei des Österreichischen Volksschriften-Vereines ist täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Donnerstags von 4—6 Uhr Abend geöffnet. Schriftliche Anfragen über den Beitritt, die Statuten, über Schriften und Bücher werden sogleich beantwortet. Die Vereins-Direction ist auch bereit, Lesezirkel (Volksbibliotheken) auf dem Lande und in den Provinzstädten zu gründen, wenn an einem Orte eine Zahl von 7—10 beitragenden Mitgliedern vorhanden ist und der Vereinsleitung ein diesbezüglicher Vorschlag gemacht wird.

Auf Seite 223 hat sich ein unliebsamer Druckfehler eingeschlichen, es soll richtig heißen: **Schwarzbach** statt Schwarzbuch.

Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien, IV. Margaretheustraße 19.

DB
17
04
v. 22

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.